Tagebuch

vom

französischen Kriegsschauplatz

1870—1871

von

Hans Wachenhusen.

Zweiter Band.

Berlin.
Hausfreund-Expedition
(E. Grätz.)

Geschichte des Feldzuges

von

1870—1871.

Erster Band.

Tagebuch vom Französischen Kriege

von

Hans Wachenhusen.

169 D

Berlin.
Hausfreund-Expedition (E. Grätz).

Tagebuch

vom

französischen Kriegsschauplatz

1870—1871

von

Hans Wachenhusen.

Berlin.
Hausfreund-Expedition
(E. Grätz.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Deutsche Geschichte

Mein Tagebuch ist in der Hast und Ueberstürzung der Ereignisse geschrieben, auf dem Marsch, im Bivouak, im Cantonnement, oft, ja meist in der Nacht bei physischer Erschöpfung nach den Erlebnissen des Tages, bei geistiger Erschlaffung, bei eisiger Kälte und schweren Entbehrungen.

Nur was der momentane Eindruck giebt, nicht was oft erst nach Tagen und Wochen in seinen Resultaten beurtheilt und festgestellt worden, steht in diesem Buche.

Viel Irrthümer und Fehler werden also darin sein. Man möge sie mir nicht anrechnen, denn vom Druckort entfernt, war ich selbst da nicht im Stande zu ändern und zu berichtigen, wo sich die Thatsachen schon abgeklärt und Manches in anderem Lichte erschien, als es sich während und nach der Ac=

tion dem Augenzeuge präsentirte. Niemand weiß dies besser zu beurtheilen als der Krieger selbst.

Der Deutschen Helden=Armee meinen Gruß und Dank für alle die schönen und großen Stunden, die ich in ihrer Mitte genoß.

Versailles, 2. März 1871.

Hans Wachenhusen.

Ein Donnerwetter, ein Trompetengeschmetter! Ein Jubelklang, ein Hochgesang durch alle Deutschen Gauen vom Niemen bis zur Saar, ein einziges Herz, das klopft an das Erz, mit dem sich Deutschlands Brust gewaffnet.

Was die Weisesten, die Besten nicht zu Stande brachten, ein Lügner macht es zur Wirklichkeit! Ein einziger Name läßt Deutschland aufstehn wie ein Mann, ein Name, verhaßt wie die ganze Brut, die er bezeichnet, eingeschrieben mit Blut und Fluch in Deutschlands Geschichte, versöhnt den Unfrieden unter Germaniens Völkern und aus einer einzigen Kehle schallt's:

„Lieb Vaterland magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein."

Wer einen Vorwand sucht, hat ihn schnell gefunden. Seit dem Tage von Sadowa konnte die französische Nation nicht ruhig schlafen bei dem Gedanken an die Ehren und Triumphe, welche sein Nachbar erstritten. Schwach, wie es war, mit leeren Montur-Kammern, ohne Kriegsmaterial, das der Kriegsminister Randon nach Mexiko gesandt und betrügerischerweise nicht wieder ersetzte, mit einer Schießwaffe, die der preußischen nicht gewachsen, mit einer Heeres-Schöpfung, die keinen Krieg von großartigen Proportionen

mehr möglich machte — so war Frankreich gezwungen, seinen Groll zu verschlucken, in aller Heimlichkeit zu rüsten, und als dies endlich nach vier Jahren geschehen, sich auf die Lauer zu legen, bis der Moment zum Sprunge gekommen war.

Ein Minister, fahnenflüchtig allen Parteien, denen er angehört hatte, stets mit den süßen Worten des Friedens auf den Lippen, ein charakterloser Schuft, der endlich in dem Ministerportefeuille das Ziel seines Ehrgeizes erreicht; ein Gesandter, der längst den Nachbar haßte und kaum zum Minister provocirt war — Beide gaben sich dazu her, der Welt die gemeinste Lüge ins Gesicht zu schleudern. Der Mond sollte die Quelle getrübt haben; man bellte ihn an. Preußen sollte lange heimliche Rüstungen gegen Frankreich betrieben haben und Frankreich müsse sich also wehren! Die Wahl des Prinzen Leopold von Hohenzollern ward zum Vorwand genommen, um einen Krieg vom Zaun zu pflücken, König Wilhelm mußte bei seiner bekannten Friedensliebe von dem französischen Gesandten, dem er so viel Wohlwollen gezeigt, aufs Gröblichste verletzt werden; das greise Haar eines Heldenkönigs schützte diesen nicht vor den schnödesten Beleidigungen!

Beide Minister, ein paar elende Wichte, so käuflich und ehrlos wie sie jemals in Frankreich ein Portefeuille getragen, schlugen auch vor dem gesetzgebenden Körper in Paris eine geschickte Volte; sie verheimlichten demselben den wahren Inhalt einer preußischen Depesche, erklärten der französischen Nation, ihre Ehre sei von Preußen verletzt; sie reizten das Nationalgefühl dieses ehrgeizigen Volkes, sie erstickten die Stimmen der Vernunft, welche wenigstens einige Pariser Zeitungen den Schreiern gegenüber erhoben und wenige Tage darauf erhielt König Wilhelm die Kriegserklärung Frankreichs im Bahnhofe von Berlin, als er von seiner Kur in Ems zurückkehrte.

Die Bevölkerung der preußischen Hauptstadt kannte diese Kriegserklärung schon mehrere Stunden vor der An-

kunft des Königs. Mit vor Unwillen klopfendem Herzen, aber begeistert für des Vaterlandes unverletzbare Ehre, empfing diese Bevölkerung ihren Heldenkönig; Tausende und aber Tausende eilten ihm jubelnd entgegen, folgten ihm zum Palais unter Jauchzen und die National=Hymne singend. König Wilhelm hörte seines Volkes Ruf, ehe Er es noch zu den Waffen gerufen. Das Volk sah seinen König und seine eigene Ehre verhöhnt. Zu den Waffen! so erschallte der eine einzige Ruf durch alle Provinzen. Aller Hader schwieg. Auch die übrigen Deutschen Länder erhoben sich für Deutschlands Ehre, Alles waffnete, und so genügten acht Tage, um die Vorposten an die Grenzen zu rufen, um einen der fürchterlichsten Kriege zu entfesseln, der nur enden kann, wie er mit demselben hochmüthigen Volke schon einmal geendet, mit der tiefsten Demüthigung, ja diesmal mit der Vernichtung einer Abenteurer=Familie, die sich noch einmal Frankreichs Thron zu erschwindeln verstand.

Auch nicht der Schatten eines Zweifels an Deutschlands Triumph in diesem heiligen Kriege zu Germaniens Ehre und Unabhängigkeit tauchte in mir auf, als ich am Tage nach dem Eintreffen der Kriegserklärung mein Bündel schnürte, um den Truppen voran zur französischen Grenze zu eilen.

Keine Stimme in ganz Deutschland, welche die Nothwendigkeit dieses Krieges zu bestreiten gewagt hatte. Selbst Diejenigen, welche mit Preußens letzten militärischen Operationen nicht einverstanden waren, anerkannten diesen Krieg, verurtheilten die brutale Selbstüberhebung, welche ihn hervorgerufen.

Wohin ich kam, dieselbe Begeisterung. Alles drängte sich zur Fahne. Die Väter verließen ihre Kinder, sie Gottes Schutz befehlend; die Mütter umarmten unter Thränen ihre Söhne, sie hinaussendend gegen den Feind,

um sie vielleicht niemals wieder zu sehen. Männer mit grauem Haar eilten von allen Gauen herbei, um Arm in Arm mit der frischen Jugend in den Krieg zu ziehen.

Des Königs Ruf erschallte, als sie bereits unter den Waffen standen. Niemand blieb zurück; selbst Knaben drängten sich zur Fahne.

Als ich Coblenz erreichte, hatte auch die Königin bereits eine Mahnung an die Frauen und Jungfrauen erlassen: Sendet Hülfe an den Rhein! Und auch dieser Ruf fand alle edlen Frauen bereits in sorgsamster Thätigkeit.

Zu Tausenden strömten sie auch in Coblenz zusammen. Fünftausend Männer, größtentheils schon bei Jahren, kamen auf eine einzige Mahnung von der französischen Grenze, von der Saar herbei. Sie, deren Herd zunächst bedroht war, hatten keine Furcht für ihre Habe, für die Ihrigen, die täglich von den feindlichen Vorposten hart an der Grenze bedroht waren; sie kannten nur die Pflicht, die sie dem Vaterlande schuldig waren, und sie übten sie freudig. Sie sangen patriotische Lieder, ballten dem Erbfeind die Fäuste, ob sie auch auf der Straße lagen, um ihre Einkleidung zu erwarten, da die Stadt nicht Raum unter ihren Dächern für sie hatte.

Und als ich durch die schöne, sonst so stille Pfalz, durch das reizende Nahe-Thal zur Grenze fuhr, sah ich beim Schein der Fackeln auf den Bahnhöfen endlose Wagenreihen sich füllen mit Jünglingen und Männern, die den Augenblick ersehnten, vor den Feind geführt zu werden. Die Bevölkerung der Städte an den Eisenbahnen sammelte sich zu Tausenden, selbst die Nächte hindurch, um ihnen Erfrischung und Stärkung zu bieten, um sie mit Blumen zu bekränzen und ihnen ihre heißesten Wünsche mit auf den Weg zu geben.

So brausten die Eisenbahnzüge dahin, Tag und Nacht, Tausende und immer wieder Tausende bringen sie gen Westen. So viele kommen ihrer, daß es an Waffen und

Kleidern fehlte, um sie einzureihen, und daß man eine große Anzahl wieder in ihre Heimath entließ, um sie wieder zu rufen, wenn Noth am Mann. Jubelnd waren diese Männer, namentlich die von der Saar-Gegend gekommen, traurig wanderten sie wieder nach Hause.

Und wie groß, wie erhebend: gerade diese Männer an der französischen Grenze, sie waren so deutsch, so patriotisch, wie sie im Herzen des Vaterlandes nicht besser gefunden werden.

Zwölf Tage brauchte die norddeutsche Bundes-Armee, um Hand in Hand mit der der süddeutschen Staaten mobil zu sein.

Es waren recht bange, bange Tage, während welcher man fortwährend einem Einfall des Feindes in das offene Land entgegen sah.

Aber es schien, als habe auch der Feind sich mit seiner Kriegserklärung ein wenig übereilt, denn auch er war nicht fertig. Er mußte so übereilt handeln, denn es durfte der französischen Nation nicht Zeit zum Besinnen gelassen werden; die Ruhigen und Friedliebenden unter ihnen konnten hinter das schnöde Gewebe der Minister kommen, sie konnten die Wahrheit erkennen, und ihre Stimme erheben, daß man sie getäuscht habe.

Frankreich mußte über Nacht in den Krieg verwickelt werden, in der Nacht seiner Verblendung. Der Krieg mußte da sein, ehe er überlegt werden konnte.

So also standen denn die französischen Vorposten an der preußischen Grenze, als ich am 19. Juli nach einer langen und beschwerlichen Fahrt mit den Kriegstransporten der Eisenbahnen die Grenzstadt Saarbrücken erreichte.

Man hatte in Berlin bereits Gerüchte verbreitet, nach welchen Saarlouis durch eine Ueberrumpelung genommen worden. Saarbrücken sollte schon seit mehreren Tagen in den Händen der Franzosen sein, da unsere Vorposten zu schwach, um ihnen zu widerstehen. Furchtsame ließen die

Ein eben herankommender Zug Ulanen übernahm es deshalb, die Gräben zu säubern. Unsere Vorposten besetzten noch vor Einbruch der Dunkelheit die wichtigsten Terrain-Abschnitte, um morgen früh weiter vorzudringen.

Auch bei der 22. Division schwieg der Kampf schon nach 4 Uhr Abends. Dieselbe hat, soviel mir heute noch bekannt werden konnte, ein Geschütz genommen, während von beiden Seiten aus vier Geschützen geschossen wurde. Gefangene sind von beiden Divisionen wieder reichlich gemacht worden, unter ihnen verschiedene Offiziere; ja unsere Soldaten behaupteten, daß selbst einzelne der Blousenmänner verkappte Offiziere seien, die eiligst sich in den blauen Kittel gesteckt hätten.

Die Mobilgarde der Drue zeichnete sich durch ein besonderes weißes Kreuz an ihren Käppis aus. Der die Gefangenen in La Madelaine rangirende französische Offizier trug die Brust voll Decorationen und war nicht wenig stolz auf seine Bande, unter der sich unreife Knaben und alte, ergraute Patrioten mit stupiden Gesichtern befinden. Die Blütenlese machten unsere Leute aber in einem Trupp von zerlumptem, blaukitteligem Gesindel, den sie von Montiers hereinbrachten und der allgemeinen Ekel erregte.

Die 22. Division soll reguläre Truppen sich gegenüber gehabt haben. Der Abend ist über dem Kampfe hereingebrochen, und ich bin also erst morgen im Stande, Näheres zu erfahren. Bemerkenswerth war im heutigen Kampfe, daß fast Alle Chassepotgewehre führten, mit denen sie uns indeß keinen Schaden gethan.

Nogent (le Rotrou), 22. November.

Wo ist die Zeit der großen Emotionen; wo ist die Spannung geblieben, die uns von einem blutigen Moment in den andern trieb; wo sind die Tage, die der Geschichte unvergeßliche, glänzende Thatsachen in die Feder diktirten! Der Krieg, der wirkliche Krieg ist längst zu Ende; eine

Armee, die das ganze ihr gegenüber gestandene Heer gefangen genommen und internirt hat, wird von Krämern, Bauern, Arbeitern und Schülern in die Schranken gefordert, und sie muß den Kampf annehmen, weil es die Nation sein will, die sich ihr gegenüber stellt. Und was für uns ist der Inhalt jedes Tages? Ein Marsch, um den Feind nicht mehr zu finden, wo er ganz bestimmt sein sollte, oder ein Marsch über diesen Feind hinweg, der unsern kriegsgeübten Soldaten nichts entgegenzusetzen hat, als seinen guten Willen, seinen den schweren Prüfungen erliegenden Nationalstolz; der sich entweder in die Lazarethe legen läßt oder die Gewehre in den Graben wirft und in beiden Fällen sich glücklich schätzt, wenn diese Prüfung ohne allzu böse Folgen überstanden ist.

Es ist mir unmöglich, über die Nationalkräfte zu sprechen, die an andern Punkten unsern Truppen sich entgegenstellen; ich rede nur von dem Widerstand, welchem wir auf unserm Wege nach Süden begegnen. Seit Dreux und Toltey ist es immer die Mobilgarde, die wir uns gegenüber haben, und selbst in jenen beiden Engagements wurde nur aus den Wäldern geschossen. Die französischen Retter des Vaterlandes sind entweder gepreßt, mußten die Flinte nehmen, um das Land zu retten, oder sie waren jugendliche Feuerköpfe, die jeden preußischen und deutschen Soldaten in die Flucht zu jagen glaubten, wenn sie nur ins Feld rückten. Beide sind im Kampfe froh, wenn sie ihren Schuß abgegeben haben, und salviren sich, also auch das Vaterland, indem sie in die Wälder flüchten.

Unsere Armee bedarf der Lorbeern in diesem Feldzuge nicht mehr; es wäre also Thorheit, die Bedeutung des Feindes zu übertreiben. Der deutsche Soldat geht diesem Gegner sogar schon mit Verachtung zu Leibe; er überläßt der Batterie das erste Wort und geht dann mit einer offenen Misachtung des Feindes in den Kampf, mit einem Unbehagen, muß ich hinzusetzen, denn er weiß,

Unteroffizier stand vor derselben und blickte zum verdrießlichen grauen Morgenhimmel hinauf, während seine Kameraden im Stroh schliefen.

„'s kann sein, 's kann auch nicht sein, daß sie kommen!" rief er mir zu auf meine Frage. Ich warf mich also auf das Sopha, um die Sache abzuwarten.

Eben im Begriff einzuschlafen, schreckte mich ein Lärm in der Straße. Ich sprang auf, in der Ueberzeugung daß dennoch etwas vorgehe.

Es war eine Sendung eingezogener Reservisten, dieselben, die man wieder in ihre Heimath sandte, da man ihrer noch nicht bedurfte.

So ward es fünf Uhr und da die Franzosen nicht zu mir kamen, beschloß ich zu den Franzosen zu gehen.

Auf dem Exercierplatz, wo unsre Leute bivouakirt, stand bereits eine Menge Volks, schon frühmorgens die feindlichen Posten drübend beobachtend und mit den Armen nach allen verdächtigen Gestalten zeigend, die sich drüben bewegten.

Die Bewohner Saarbrückens thaten hier freiwillig Observations = Dienste. Sie waren unermüdlich darin, unseren Offizieren Nachrichten zu bringen, während allerdings die Franzosen ihrerseits bei dem engen Verkehr, der auf beiden Seiten der Grenze in Friedenszeiten herrschte, hier auch wohl so manchen Spion in der Mitte der Bevölkerung gefunden haben mochten.

Leisten sie doch in allen Kriegen Bedeutendes in der Spionage! Und ich gebe zu, sie sind immer gut bedient. So war's namentlich im italienischen Kriege von 1859. Graf Giulai der Höchstkommandirende bezahlte die Spione schlecht und wurde also aus doppelten Gründen schlecht bedient: einmal weil die Italiener die Oesterreicher haßten und ferner, weil er sie schlecht honorirte, also belogen ward.

Spione, nützliche Spione pflegen Legitimationen von beiden Seiten zu haben. Wer ihnen am meisten zahlt,

den feurigen, unbesonnenen Muth der ersten Jugend, und sie in ihrem patriotischen Thatendrang beschämten die Aeltern, die sich vorsichtig zurückzogen, die Flucht ergriffen oder dem Vaterlande den Beweis lieferten, daß sie ihre Schuldigkeit gethan, indem sie sich gefangen nehmen ließen.

Schade um jeden Tag, den dieser Krieg noch erfordert, um jedes Menschenleben, das ihm so zwecklos noch zum Opfer fällt, denn zu retten ist nichts mehr, am wenigsten die Ehre in solchen Gefechten. Dem Volke steckt noch der Gedanke an den Frieden, das Bedürfniß nach den Frieden so sehr in den Gliedern, daß fast täglich, wohin wir kommen, das Gerücht von der Kapitulation der Hauptstadt im Schwunge ist, und überall wird dasselbe mit Freuden verbreitet. Es steckt auch in der Luft; es muß mit Paris zu Ende gehen, und hätte die Provinz, bei der unglückseligen Centralisation, seit lange ein Wort über die Schicksale Frankreichs mitzusprechen gehabt, sie würde sich unfehlbar, da sie hauptsächlich die Leiden des Krieges zu tragen hat, schon gegen Paris erhoben haben.

Ich habe dann und wann das Glück, bei vernünftigen Leuten einquartirt zu sein. So auch heute in Nogent, dem dritten Nogent, aus welchem ich bereits schreibe. Mein Wirth ist ein Aristokrat und treibt einen großen Luxus mit Namen; seine Gemahlin ist eine Dame vom feinsten Ton. Der Sohn ist im Generalstab und liegt im Lazareth. Der Herr Graf will mir nicht Farbe bekennen; ich bin heute Abend beim Diner, trotzdem ich alle Töne anschlug, nicht daraus klug geworden, welcher Partei er angehört, aber es fiel auch in dieser Unterredung wieder die Aeußerung, man werde der deutschen Truppen für einige Jahre in Frankreich bedürfen, um das Land vor sich selbst zu retten. Diese Ansicht hörte ich, wie ich schrieb, schon mehrfach, und die Vernünftigen des Landes scheuen

auf die Meldung von dem Uebertritt der Franzosen Ordre zum Ausmarsch erhalten, bekam jedoch Contreordre und blieb, da der Einfall der Feinde nicht so ernstlich gemeint war.

Ein origineller, interessanter Posten hier! Drei Tage hindurch bin ich von Vorposten zu Vorposten gegangen, die Grenze entlang von Forbach bis Trier, bin aber mit Vorliebe hierher zurückgekehrt, wo die Neckereien der Posten kein Ende nehmen.

Bis diese Zeilen in Druck erscheinen, mögen die Operationen schon großartigere Proportionen angenommen haben. Ist doch augenblicklich noch Alles die Vorrede zu dem großen blutigen Drama, vor dem sich unsere Civilisation die Stirn verhüllen sollte.

Unsre Stellung hier wird sich in wenigen Tagen auch schon geändert haben; meine Mittheilung wird also erst öffentlich werden, wenn Alles hier anders ist.

Unsre braven Vierziger hier zeigen eine Keckheit, eine Ungeduld, die nur durch ihre numerische Schwäche gezügelt wird. Unsre Ulanen, die siebenten, dieselben, welche ich im Jahre 1866 bei der Elb-Armee so unermüdlich sah, verrichten ihren Patrouillendienst mit bewundernswerther Ausdauer. Seit mehreren Tagen ist kein Mann von ihnen zum Schlaf gekommen.

Eins habe ich durch diese täglichen Neckereien herausgefühlt. Unsre Soldaten werden den französischen in jeder Beziehung gewachsen, wenn nicht überlegen sein. Da sieht man, was die taktische Ausbildung zu leisten vermag. Diese streng soldatische Haltung, dies straffe Wesen, gegenüber dem schlottrigen Franzosenthum giebt die beste Zuversicht auf unsre Erfolge. Mir ist nicht bange. Wir können unsre Schlappen bekommen, aber die da drüben werden die Preußen, die Deutschen noch einmal kennen lernen. Es soll ihnen nicht umsonst die Haut gejuckt haben.

Wie ich höre, sind großartige Truppenmassen während

der letzten Tage bei Forbach concentrirt, viel Geschütz, und auch die famosen Mitrailleusen, steht drüben, und wenn nicht Alles täuscht, rüstet man sich zu einem Schlage.

Wir sind hier darauf gefaßt. Zu halten ist Saarbrücken nicht, es soll auch nicht gehalten werden. An Ruhe ist nicht zu denken; jede Nacht sind wir auf einen Ueberfall gefaßt; die Maschinen stehen fortwährend im Bahnhofe geheizt, Alles ist rastlos auf dem qui vive!

Als ich in der verflossenen Nacht mit dem Lieutenant Kühls, dem Adjutanten des hier commandirenden Majors von Pestel beisammen saß, erschienen die beiden Grenzbeamten, die uns die Franzosen gleich zu Anfang weggefangen, um sich zu melden. Die armen Kerle sahen jämmerlich aus. Sie erzählten uns, wie man sie im Morgengrauen aus den Betten geholt, sie halb nackt zwischen den Pferden zweier Chasseurs à cheval im Trabe davon geschleppt und nach Forbach abgeführt habe. Dort seien sie nach einem Verhör, aus welchem man namentlich etwas über die Stellung der Preußen zu erfahren suchte, in eine Kirche gebracht und in derselben als Gefangene mit Soldatenkost gespeist worden.

Hunger, meinten sie, habe man sie nicht leiden lassen, aber der Pöbel habe mit Steinen durch die Fenster der Kirche geworfen. Als man sie endlich freigegeben, habe man ihnen die Augen verbunden, und sie durch den wüthenden Pöbel geführt, der sie aufs Gröblichste insultirte. Es scheint fast, als habe man sie diesen Insulten absichtlich ausgesetzt; man hatte ihnen keine militärische Begleitung gegeben, bis sie erklärt, keinen Schritt weiter zu thun, wenn man sie nicht in Schutz nehme.

So ist es also doch den Hetzereien der französischen Presse gelungen, selbst die deutsch sprechende Bevölkerung gegen uns aufzubringen! Nach den Schilderungen dieser beiden armen Leute, von denen übrigens der eine ein sehr „geriebener“ Berliner ist, herrscht eine wahre Wuth drüben gegen uns, die wir indeß schon kühlen werden.

Doppelt wohlthuend ist dahingegen der echt deutsche Sinn in unsrer Grenzbevölkerung. Mit welch trübseligen Mienen sah ich alle die Männer in ihren blauen Kitteln zurückkehren, die sich auf den ersten Ruf freiwillig gestellt und als überzählig einstweilen wieder in ihre Heimath geschickt wurden; daß es auch unter ihnen hier ehrlose Wichte giebt, die dem Feinde Spionendienst leisten, ist erklärlich. Das Spionenwesen verstehen die Franzosen meisterhaft zu organisiren, wie ich das in jedem ihrer Feldzüge zu beobachten Gelegenheit gehabt. Ich zweifle deßhalb auch gar nicht, daß sie über unsre Schwäche an diesem Punkte der Grenze vollkommen unterrichtet sind, daß ich ihnen nichts zu verrathen habe, was sie nicht wüßten.

Unsere Situation hier muß in den nächsten Tagen eine andere werden; ich darf also darüber sprechen. Entweder wir bekommen Verstärkung oder wir geben sie auf; in beiden Fällen ist die Lage hier eine geänderte. Die Nacht hindurch traf zwar Verstärkung ein, aber nur eine Compagnie. Als sie vom Bahnhofe kommend an der unten in meinem Hotel liegenden Wache vorüber marschirten, gab es freudige Umarmungen, „Gott sei Dank, daß Ihr da seid!“ hieß es. Und nothwendig war ihr Kommen, um die armen geplagten Bursche wenigstens in ihrem übermäßigen Vorpostendienst zu unterstützen.

Es ist eine Lust, bei ihnen draußen zu liegen. Tag und Nacht patrouillirt das Fähnlein Ulanen den Weg in der Richtung nach Gersweiler ab, wo die französische Grenze nahe an die nach Trier führende Eisenbahn heranspringt. Geführt von unseren Grenzbeamten, die vortreffliche Dienste thun, durchschleichen sie die Waldstege, überblicken sie von den Höhen des sogenannten „Gau“ die ganze Gegend. Dabei ist es ihnen eine Lust, an die Franzosen heranzukommen. Gestern erst beschlich eine Infanterie-Patrouille die französische Kavallerie-Patrouille. Einer unsrer Leute schlich sich an sie heran, gab sechs Schüsse und verwundete einen von ihnen. Es mußte ein

Führer sein, denn die Chasseurs verließen ihre Pferde, um dem vom Sattel Gesunkenen beizuspringen und ihn davon zu tragen.

Bis jetzt gehen alle Herausforderungen von der Ungeduld unserer Leute aus, die dem Feinde nicht schnell genug beikommen können. Die französischen Posten und Patrouillen ziehen sich stets vor ihnen zurück. Wir haben erst einen angeschossenen Vierziger, während die Franzosen schon zwei Todte haben. Lächerlich wird das klingen angesichts der folgenden blutigen Ereignisse, aber auch das Vorspiel hat sein Interesse.

Vorgestern erschienen drei französische Offiziere, darunter ein „Commandant", in dem erwähnten Dorfe Gersweiler. Sie ritten bis zur Kirche und ließen sich den Ortsvorsteher kommen, um ihm die Proklamation des Kaisers Napoleon an die Deutschen zu geben, deren ich leider nicht habhaft werden konnte. Der gute Louis muß unsre Deutschen für sehr dumm halten, obgleich er sie doch genau kennen sollte. Er offerirt ihnen seine „Freiheit", macht ihnen die glänzendsten Versprechungen, während er sich doch überzeugt hat, mit welcher Treue Alles zum Vaterlande steht. Wir werden ihm seine Freiheit schon auf den Rücken schreiben.

Die französischen Offiziere benahmen sich übrigens sehr anständig, als sie im Wirthshause eine Erfrischung begehrten. Erst als einer der Ortsangehörigen ihnen seine Meinung sagte, wurden sie unangenehm und drohten ihn mit sich zu schleppen.

Einen ganz besonders interessanten Punkt bildet das Dorf Brebach, rechts der nach Forbach führenden, von uns hinter Güdingen abgebrochenen Eisenbahn. Auf der Höhe über dem Dorfe liegt unsere Feldwache, weit hinausschauend über das wellige Terrain, an das sich links die bairische Grenze lehnt. Unten im Saar-Thal stehen unsere Posten. Dort drüben auf der Mauer des auf der Höhe an die Lisière des Waldes schließenden Gehöftes sitzt ein

biedere Landbewohner in ihre Häuser zurückgekehrt waren, um die nächste Gelegenheit abzuwarten und allenfalls eigentlich auf eigene Hand einige Heldenthaten zu verüben. Fanden wir doch selbst unter den Gefangenen Leute, die unter dem blauen Calico ihre Uniformen trugen, wie etwa der Pariser Ouvrier unter der Blouse seinen Gentlements-Anzug bei der Arbeit verbirgt.

Die Nacht sank schon herab, als ich in dem Dorfe Courville eintraf, in welchem am Tage nach Châteauneuf General v. d. Tann Quartier nahm. Der Etappencommandant Lieutenant S. schien sich in diesem Nest, in welchem schon mehrere Individuen füsilirt werden mußten, mit seinen 80 Mann nicht sehr gemüthlich zu fühlen, zumal die Nachricht da war, daß alles in der Richtung gegen Orleans vormarschire. Der Pfarrer des Orts selbst kam mit der Laterne, um meine Einquartirung besorgen zu helfen, machte ein süßsaures Gesicht, als ich einige freundliche Worte des Dankes an ihn richtete, und eklipsirte sich, um nicht wieder zu erscheinen.

In Chartres fand ich, wie erwähnt, die Bevölkerung in großer Agitation. Auf dem Platze stehen sie auch heute den ganzen Tag, die Köpfe zusammensteckend; die Frauen sind natürlich in Schwarz gekleidet und das deutsche und französische Element sind wie Stahl und Feuerstein zusammen. Trotzdem macht man im Ganzen bonne mine und schleicht eben am Abend wiederum getäuscht nach Hause, da die wenigen Kanonenschüsse, die man am späten Nachmittage zählte, wieder schwiegen.

Alles geht morgen vorwärts gegen Süden. Morgen Weiteres.

Illiers, 26. November.

Nichts Neues, als daß gestern Nachmittags um 6 Uhr der Ort Bonneval nach kurzer Beschießung gegen 36 arbeitende französische Geschütze genommen, dagegen heute von

den Baiern verlassen und vom Feinde wieder besetzt ward, der 4. Cavallerie=Division gestern aber dabei das Unglück passirte, einen Theil ihrer Bagage vom Feinde abgekniffen zu sehen. Ueber die weitere Stellung des letztern fehlen mir heute weitere Nachrichten, dieselbe dürfte schwerlich eine wesentlich andere geworden sein. Die schnellfüßige Armee=Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg setzte inzwischen ihre täglichen Märsche fort, das Hauptquartier machte plötzlich eine Schwenkung von Westen nach Osten und legte sich gestern nach Brou. Der Marsch dieses Corps hat allmälich die Windungen eines Korkziehers angenommen, ein Beweis für die Rathlosigkeit des vor uns stehenden Gegners. Unsere täglichen Hoffnungen auf einen entscheidenden Schlag haben sich noch nicht verwirklichen wollen, und doch glaube ich mich kaum zu täuschen, wenn die Armeen, welche wir im Felde noch vor uns haben, das Bedürfniß nach einer einigermaßen anständigen Gefangennehmung haben, wie sehr sich auch der uns gegenüberstehende Feind immer die Miene gab, als suche er gerade das Loos der Armee von Sedan zu vermeiden. Auch die bisher so sanguinischen Erwartungen der Bevölkerung kühlen sich immer mehr ab. Sie haben noch etwa acht Tage Zeit, um ganz zu verschwinden, eine Galgenfrist, innerhalb welcher es wohl im Norden wie im Süden in den Provinzen doch noch einige Zusammenstöße geben wird. Leider haben die Kämpfe der letzten Tage, unbedeutend im Verhältniß zu den großen Aktionen, die hinter uns liegen, zu manchen harten Maßregeln gegen die bewaffnete Bevölkerung gezwungen. Unsere Soldaten wollen keinen Pardon geben; ihre Erbitterung kennt kaum noch ein Mitleid, wenn sie die Bauern im Gefecht sehen oder sie truppweise in ihren blauen Kitteln mit den Galons der Mobilgarde an den Pantalons attrapiren. Sie wissen, es sind dieselben, die täglich aus dem Hinterhalt ihre Kameraden niederschießen, und machen also kurzen Proceß mit ihnen. Unbegreiflich ist die Verblendung, welche die

Landbevölkerung noch immer zum Gewehr greifen läßt; ihr Widerstand ist ohnmächtig, sie fühlen und gestehen es selbst bereits, und dennoch treibt sie der Fanatismus immer wieder zum Aeußersten. Man muß die zerknirschten verzweifelten Mienen der Gefangenen sehen, wie sie zu Hunderten transportirt werden, während die Weiber jammernd und händeringend in den Thüren der Dörfer stehen, in die Kirchen eilen, um für die Rettung der Unglücklichen, aus den Händen der Preußen zu flehen, — man muß dies sehen, um all dies Elend zu beurtheilen, welches dieser thörichte und fruchtlose National-Widerstand über die Familien bringt. Und dennoch, wer der Gefangenschaft glücklich entkommen, greift wieder zur Flinte, um sich um so sicherer zu verderben. In verschiedenen Dörfern habe ich bereits jammervolle Scenen mit angesehen. Die Väter, die Söhne waren von den Baiern oder Preußen als gefangene Mobilgarden weggeführt, die Häuser waren verwüstet, der Herd hatte seit acht Tagen kein Feuer gesehen, kalt lag die Asche im Kamin, kein Brot im ganzen Dorfe, — was wird aus allen diesen Unglücklichen und wie viel ihrer wird der Krieg noch schaffen, wenn er nicht bald ein Ende nimmt? Die Unsrigen sind guter Dinge. Die Sonne scheint wieder, ein warmer Hauch weht von Süden her; es ist Frühlingsluft, die Alles wieder mit neuem Muth beseelt.

Châteaudun, 28. November.

Vielleicht erinnert sich der Leser jener Zeilen, welche ich am Tage nach Sedan aus Bazailles, jenem unglücklichen Städtchen, schrieb, das am Mittage während der Schlacht von den Baiern in Brand gesteckt wurde. Dreimal passirte ich an jenem denkwürdigen Tage die feurigen Gassen, über welchen die Flammen zusammenschlugen, zweimal im Verlauf des Gefechts, einmal am Abend nach Anbruch desselben, und mehrere Tage hindurch lagerte eine dichte,

undurchdringliche Rauchwolke über der Stätte, an welcher das Glück, an welcher Hab' und Gut von Tausenden durch die Excesse einzelner Hitzköpfe zerstört ward.

Bazeilles war eine der niedlichsten, saubersten kleinen Städte in den Ardennen, wie die ganze Gegend ein Rendezvous-Ort vermögender, den Frieden der Welt suchender Leute war, und gerade dort mußte die Furie des Krieges am ärgsten wüthen. Nur wenige Häuser blieben neben dem Schloß, in welchem das bairische Lazareth etablirt ward, von den Flammen verschont; Stein und Schutthaufen, die Reste der zusammengestürzten Häuser, füllten die Gassen, hohläugig blickten die Mauern der Gebäude mit ihren ausgebrannten Fenstern auf die niedergestürzten schwarzen Dachbalken herab, an denen die Flammen eine knisternde, züngelnde Garnitur bildeten. Tausende waren hab- und obdachlos geworden und Gott mochte wissen, wo sie ein Unterkommen fanden, bis sie zurückkehrten, um händeringend vor den Trümmern ihres Besitzthums zu stehen.

Es ist ein grausames, furchtbares Gesetz des Krieges, das die Einmischung des Bürgers in das blutige Handwerk des Soldaten mit dem rothen Hahn auf dem Dache straft, und dennoch ist es unerläßlich. Die ersten entsetzlichen Beispiele, welche die Bürgerschaft warnen sollten, blieben ohne Erfolg, und das Schicksal Bazeilles traf mehr oder minder schwer eine Anzahl anderer Orte, und immer mußten die Besonnenen büßen für die Vergehen einzelner patriotischer Hitzköpfe, die mit ihrem Gewehr in der Hand eine ganze Armee vernichten zu können glaubten, und doch nur sich selbst und ihre Nachbarn vernichteten.

In Bazeilles war ich selber Zeuge, wie aus verschiedenen Häusern am Eingange der Stadt auf die deutschen Soldaten, sogar auf Verwundete und Krankenträger, geschossen wurde. Die Schuldigen retteten sich größtentheils und die Stadt mußte büßen. Was damals

nächsten Tage schon werden die Felder mit Blut und Leichen füllen!

Noch arbeitet der Bauer scheinbar harmlos, aber doch mit klopfendem Herzen auf dem Felde, zwischen den beiden feindlichen Posten, um sein Korn einzuheimsen. Die Posten schicken ihm ihre Kugeln über den Kopf hinweg; er achtet nicht darauf; er muß sein Korn einholen — Gott allein weiß, für wen!

Lieutenant Kühls beritt mit mir unsre Posten-Aufstellung gegen den „Drahtzug" westlich, dann gings zurück über den Exercierplatz. Nördlich tief unten lag vor uns das Thal mit dem zur Hälfte ausgetrockneten Saar-Bette. Alle Kähne waren bereits die Saar hinab geschafft worden. Tiefe Stille herrschte im Thal.

Dort zu unsren Füßen liegt die Brücke von Burbach und auf derselben die Compagnie Vierziger, die am Morgen gerade hier mit dem feindlichen Vorposten zu thun hatte.

In der vergangenen Nacht nämlich waren, wahrscheinlich auf die Meldung von Spionen, daß die Franzosen eine kleine Teufelei vorhätten, von Saarlouis aus drei Compagnien nach Wehrden, eine halbe Stunde von der Festung gegen Saarbrücken zu geschickt und diese bekamen dort einen Anlauf, in der Absicht, die Brücke bei Wehrden zu zerstören und die Eisenbahn zu demoliren.

Die Franzosen wurden von uns empfangen, bekamen ein tüchtiges Feuer und gingen in die Wälder zurück auf Clarenthal zu.

Ebenso zogen sich am Morgen $9\frac{1}{2}$ Uhr drei Compagnien Franzosen von Krughütte nach Gersweiler, wo, wie erwähnt, die französische Grenze bis auf $\frac{1}{2}$ Stunde vom Dorf vorspringt. Die zwei Züge der 5. Compagnie 2. Bataillon des 40. Regiments, welche auf der genannten Burbacher Brücke standen, trieben die Franzosen durch heftiges Feuer zurück und diese nahmen jetzt ihren Weg

der am schwersten geprüften Städte, einer Ruine inmitten eines Paradieses, in Châteaudun, das sich durch seine hartnäckige und energische Vertheidigung gegen die Preußen, durch seine vor und in der Stadt angelegten Barrikaden und sein Feuer aus den Fenstern eine der grausamsten Züchtigungen zugezogen. Ein ganzer Stadttheil, zweihundert und einige dreißig Häuser, wurden in Asche gelegt und damit zugleich der Plünderung preisgegeben, weil die Bürgerschaft selbst sich gegen den Feind zur Wehr setzte.

Unerklärlich erscheint diese Tollkühnheit, dieser Wahnsinn vernünftiger Leute, wie man sie doch unter der Bürgerschaft einer ziemlich bedeutenden und wohlhabenden Provinzialstadt denken muß. Aber auch dieses Unglück war nur eine Folge der lügenhaften Berichte, welche offiziell über jedes stattgehabte Gefecht verbreitet wurden und selbst heute noch werden.

Als der Feind nämlich nach der Einnahme von Orleans gegen Châteaudun anrückte, hieß es allgemein, es sei dies nur ein von den siegreichen Franzosen in die Flucht geschlagener, versprengter Trupp, der einen Handstreich gegen Châteaudun versuchte. Sofort wurden alle Vertheidigungsanstalten getroffen, um die Marodeure abzuweisen. Eine kolossale Barrikade wurde errichtet, alle Zugänge der Stadt wurden verrammelt, alle Fenster der umliegenden Häuser mit Schützen besetzt, und so geschah dann die Einnahme der Stadt für uns nicht ohne Opfer; Offiziere und Soldaten waren durch das aus den Häusern auf sie gerichtete Feuer bis zum Aeußersten erbittert, und als die Stadt

genommen war, loderte die Flamme auf den Dächern ganzer Quartiere.

Soll ich den Aeußerungen der Eingeborenen glauben, so ward die Stadt buchstäblich zuerst von den Franctireurs und dann erst von den Preußen genommen, denn nach dieser Quelle warfen sich kurz vor dem Anmarsch der Preußen etwa tausend Franctireurs in die Stadt, delogirten den Maire und die ganze Autorität der Stadt, fabrizirten achtzehn Barrikaden und setzten namentlich in der Rue d'Orleans selbst diejenigen Häuser in Vertheidigungszustand, die sie verschlossen fanden oder die ihnen verschlossen wurden. Es wäre dies eben nichts Neues, denn so mancher Hausbesitzer ist in Frankreich während dieses Krieges an den Bettelstab gebracht worden, weil ein halbes Dutzend dummer Jungen, die eine Flinte in der Hand hatten, sich im Namen des Vaterlandes den Eingang in das Haus erzwangen, aus den Fenstern schossen, hinten hinaus die Flucht ergriffen und den Proprietär als Verantwortlichen zurückließen. Die Vertheidigung in Châteaudun leitete ein Franctireurs-Capitain, der dafür zum Lieutenant-Colonel ernannt wurde.

Ein trostloser Anblick diese niedergebrannten Straßen, diese Reihe von schwarzen Ruinen und der Schutt; das Gerölle bildet zu beiden Seiten eine Rampe, auf der man sich ein sehr launenhaftes Trottoir eingerichtet. Die Schellenzüge hingen noch an den Außenwänden; einige Reben sogar haben dem Brande widerstanden und ziehen sich an den Mauern entlang; ebenso ist die Telegraphenleitung durch die eine Straße noch ganz unversehrt geblieben.

Eine bittere Ironie reden gewisse unverbrennbare Signaturen, wie z. B. die Blechschilder an den Häusern. Da hängt noch das Schild des Agenten einer Versicherungs-Gesellschaft gegen Feuersgefahr; daneben liest man an einer ganz geschwärzten Mauer, hinter der nur elendes Geröll liegt: „Maison à louer“, und wieder an andern Stellen sind über dem Schutt in der Straße Pfähle mit Affichen errichtet, die das „Changement de domicil“ eines Geschäftsmannes so nüchtern und harmlos anzeigen, als habe derselbe seine bisherige Wohnung aus irgend welchem Grunde, vielleicht nur weil seine Familie sich vergrößert, aufgegeben.

Und wie in Bazeilles, wo es noch Spätsommer war, blühen die Rosen in einzelnen Gärten vor den vom Feuer verzehrten Häusern; die Centifolie, die Theerose hat sich nicht schrecken lassen; sie hat vielleicht durch die Glut des Feuers neuen Sommermuth bekommen. In der nackten Drahtlaube des Gartens hängt noch der Vogelkäfig, der arme Kanarienvogel aber ist längst gebraten. Die eisernen Bettstellen in den Erdgeschossen demonstriren die Vorzüglichkeit ihres Ateliers und ein einziger eiserner Geldschrank, den man aus der Entfernung für einen Ofen halten könnte, wird sicher nach Beendigung des Krieges ein Gegenstand großartiger Reclame seines Fabrikanten werden, der um dieser Reclame willen vielleicht selbst den ganzen Ort angezündet haben würde, wenn er sich mit dem Staatsanwalt abzufinden gewußt hätte.

Es ist, wie gesagt, ein jammervoller Anblick, trostlos namentlich auch die armen, vollständig ruinirten Leute, die

Saarbrücken, 29. Juli.

Vier Tage habe ich in meinen Mittheilungen pausiren müssen, während welcher ich unseren Bundesbrüdern, den Baiern einen Besuch machte. Es war mir eine interessante Aufgabe, die ganze deutsche Vorposten-Linie zu besuchen. Zu diesem Zweck ging ich am Mittwoch von hier auf bairisches Gebiet nach Zweibrücken, von Zweibrücken nach Pirmasens, von dort nach Bergzabern, der französischen Festung Weißenburg gegenüber, von dort zurück nach Landau, von Landau nach Neustadt a. d. Hardt.

Kaum in letzterer Stadt angelangt, hörte ich die beunruhigende Nachricht, Saarbrücken werde von den Franzosen mit Granaten beworfen und so unglaublich es mir war, daß der Feind eine offene Stadt beschieße, also gegen allen Kriegsgebrauch handle, ließ ich doch Wagen und Pferd zurück, beauftragte meinen Diener, mit dem Wagen auf der Chaussee quer durch die Pfalz nach Saarbrücken nachzukommen, wenn Saarbrücken schon in den Händen des Feindes sein sollte, sich nach Neunkirchen zu wenden, und reiste mit einem Militairzuge nach Saarbrücken ab.

Es war eilf Uhr, als ich hier wieder eintraf. Schon in Neunkirchen erfuhr ich, daß allerdings am Nachmittage die Franzosen Granaten auf unsern Exercierplatz geworfen, aber weiter die Stadt nicht mehr beunruhigt hätten.

In Saarbrücken war Alles dunkle Nacht. Die Einwohner schliefen wieder mit einem Auge, wie sie das während der ganzen Zeit schon zu thun pflegen. Es waren inzwischen die Reserven des 2. Bataillons der Vierziger angelangt, die Soldaten, ein Muster an Bravour, dabei bescheiden und von der Bevölkerung wirklich verehrt, waren also wenigstens in Kriegsstärke, auf 1000 Mann angewachsen und so hatte es denn keine Noth mehr.

Der liebenswürdige Commandeur gab mir als Morgengruß ein Stück Granate von dem Geschoß, das auf dem Exercierplatz eingeschlagen, also ein Stück der ersten

Granate, die in diesem Kriege geworfen worden. Es werden deren noch genug kommen; ich bewahre diesen Splitter aber als ein Andenken.

Es war während der Tage meiner Abwesenheit in Saarbrücken lustig zugegangen. Man braucht ja nur den Rücken zu wenden, so ist immer der Teufel los.

Vorgestern also ward von den Franzosen unter Führung eines Generals eine Recognoscirung zum Jägerhaus von St. Arnual gemacht, um die Gegend vermittelst Fernröhre zu erspähen und zu zeichnen. Von unsrer Seite wurde der bis dahin gekommene Offizier durch eine Ulanen-Patrouille avertirt, er ging im Laufschritt vor, beschoß sich mit den 60 aufgelösten Tirailleuren, die sich danach in den Wald zurückzogen. Wir verloren bei dieser Gelegenheit eine Remonte-Ulanen-Pferd, da auf die Patrouille zwei Salven von 30 Schuß abgefeuert wurden. Der Mann ward leicht gesteift.

Interessant ist, daß ein französischer Offizier den gut deutsch gesinnten Förster fragte, „ob Saarbrücken eine Festung sei".

Gestern Morgen um 4 Uhr ordnete der Vorposten-Commandeur v. Pestel eine Recognoscirung von 3 Seiten von Saarbrücken an, eine, bestehend aus 1 Offizier und 50 Mann, über St. Arnual längst der Chaussee bis zur französischen Grenze (Sempach). Dieselbe fand dort einen feindlichen Posten, beschoß sich mit ihm, kehrte zurück und machte Meldung.

Die zweite gleichzeitige Recognoscirung über Rothenhof auf den Stiftswald von St. Arnual zu wurde von den feindlichen Vorposten, die sich im Walde befanden, heftig beschossen. Sie hatten ihren Auftrag erfüllt, da sie die Stellung des Feindes eingesehen.

Die dritte Recognoscirung unter Leitung des Lieutenants v. d. Beerswordt mit ebenfalls 50 Mann ging von hier über den Drahtzug und weiter hinaus gegen das Eisenwerk Stiring zu, theils auf dem Wege, theils auf

gebrannte Mauern sind, denn gerade den reichern Theil der Stadt hat man niedergebrannt. So wohne ich in einem Hause, dessen Eigenthümer ich weiß nicht wohin geflüchtet. Arme Verwandte von ihm bewirthschaften das Haus, und sie weinten seit gestern Abend über das Unglück, das die andern betroffen, bis man ihnen — oder vielmehr dem reichen Anverwandten — heute Mittag die Pferde aus dem Stalle holte und sie ihre Thränen trockneten, weil sie sahen, daß es eben dem Reichen am schlechtesten ergehe. Ich weiß nicht, welche Miene sie gemacht haben, als bis vorgestern Abend ihre eigenen Truppen, Garde, Mobile und Reguläre, im Ganzen über 20,000 Mann, hier im Orte und in der Umgegend lagen. Viel Vertrauen können sie unmöglich zu diesen ausgezeichneten vaterländischen Truppen gehabt haben; heute aber schlagen sie ein Kreuz nach dem andern beim Einmarsch des ersten bairischen Corps, welches seinerseits die Beobachtung macht, daß die preußischen Kameraden hier keineswegs sehr „moderirt“ zu verfahren Ursache gefunden.

Châteaudun, 29. November.

Ob ich heute einer Feldpost hier begegne, weiß ich noch nicht. Es ist, wie ich schon neulich meldete, ganz gut, an den äußersten Posten sich hinzusetzen und zu schreiben, aber es können Tage vergehen, ehe angesichts des Feindes der Feldpostdienst zu organisiren ist. Haben sie uns doch erst neulich eine Feldpost wieder abgekniffen, wie das freilich schon zu verschiedenen Malen während dieser

Campagne passirte — zu meinem Leidwesen, weil mehrmals Briefe von mir selber dadurch an eine falsche Adresse geriethen.

Daß ich's offen gestehe, auch ich bin schon ein wenig müde in diesem Feldzuge geworden, wenn man seit dem 20. Juli mit Ausnahme von Wörth, bei allen Bataillen zugegen gewesen, rastlos seine Märsche gemacht, gehungert, gedurstet, und — getrunken hat und endlich in diesem Bauernkriege von neuem Tag für Tag vorwärts gehen muß, um in immer noch ausgefressenere Gegenden zu kommen, sich in die schmutzigen Betten, auf die elenden Matratzen zu legen, von denen sich soeben ein Franktireur erhoben (Himmel, der Satz wird lang!), so wird man der Sache schließlich satt, zumal wenn in Regen und Koth Alles zu Grunde geht, was man seiner eigenen Haut gern voraus gehen läßt.

Aber was hilft's, die Geschichte muß ausgefochten werden, und so ging ich denn — um von Châteaudun auf meinem Marsche hierher zurückzukommen — von Chartres auf Illiers, ein elendes Franctireurnest, das von unsern Truppen, namentlich der Cavallerie, genommen und wieder verlassen und wieder besetzt und wieder verlassen worden. Bonneval, so hieß es vorgestern, solle am Tage genommen und das Hauptquartier des Großherzogs dahin verlegt werden. Kanonendonner wollte man in Chartres gehört haben, aber den hört man alle Tage, und seit Sedan sind viel mehr Kanonen gehört als abgeschossen worden.

Der Feldpostmeister des großherzoglichen Hauptquar-

tiers, der in Chartres ein Relais eingerichtet, hatte die Ordre, das Hauptquartier aufzusuchen; ich hatte das Bedürfniß, wieder zu den Vorposten zu kommen. Wir verabredeten also, uns auf diesem ungewöhnlichen Wege gegenseitig als Bedeckung zu betrachten und zusammen vorzugehen. Wie das aber so die Folge von Verabredungen ist, Jeder fuhr für sich allein, da ich mir eben erst einen neuen Franctireur aus Chartres als Burschen zu engagiren genöthigt war.

Auf dem Wege nach Illiers ist alles wie ausgestorben. Nur dann und wann zeigten sich an den Fenstern der Bauernhäuser heimlich lauschende Gesichter oder ein junger Hahn, der die Gefahren des Krieges noch nicht kannte, bestieg unvorsichtig seinen Observationsposten, den Düngerhaufen. Wie überall jene modernen Wegebauten der Mobilgarden — Abgrabungen, Barrikaden, — die wieder ausgeglichen wurden. Dicker Nebel überall; das Auge reichte nicht aus, um auf zehn Schritte einen französischen Küraſſier von einem bairischen zu unterscheiden. Keine Specialkarte. Mein Franctireur, der den Weg genau kennen wollte — Alphonse heißt er und kann also kein schlechter Mensch sein, — er hätte mich in dem Nebel direct zu seinen Kameraden führen können; aber er rettete den guten Ruf aller Alphönse, und so kamen wir nach Illiers.

Acht Ulanen waren die ganze Besatzung des Dorfes. Der Lieutenant fühlte sich sehr ungemüthlich, denn in Illiers war schon so mancherlei vorgegangen und die Dorfbewohner standen in drei, vier Reihen in den Straßen, erwartend, wie das alle Tage mit unermüdlicher Geduld

geschieht, daß die Deutschen zurückgeschlagen würden. In dem einzigen Wirthshause, in welchem ich meine Pferde füttern konnte, nichts zu essen — absolument rien! Der Wirth jammerte, er müsse verhungern, und dabei hatte er sich einen Schmerbauch erspart; zu trinken meinte er, sei aber ebenfalls absolument gar nichts. Da er nun offenbar betrunken war, bat ich ihn, mich an seine Quelle zu führen. Er behauptete, er sei nur aus Kummer und Gram betrunken, an welche Quelle ich mich nur vom Schicksal führen lasse, und mir blieb nichts übrig, als mir meinen eignen Kaffee kochen zu lassen, und dann nach Brou zu gehen.

Wie man während der ganzen Campagne von einem Corps zum andern allein durch die einsamsten Straßen gegangen ist, mit der festen Ueberzeugung, daß der Revolver niemals losgeht wenn er soll, so kommt es auf einen „Accident" mehr oder weniger nicht an; ich fuhr also in den dunkeln Abend hinein gen Brou. Abgrabungen über Abgrabungen auf der Straße; Blaukittel in großen Gruppen überall; die Telegraphen zerstört; von Soldaten, von Patrouillen wenigstens keine Spur — Alles todt und still auf dem ganzen Wege. Endlich zwei Staffetten, Ulanen, die den Weg nach Illiers zu wissen wünschten, und durch sie die Nachricht, daß Brou von den Unsrigen besetzt sei.

Nacht wollt' es eben werden, als ich in Brou eintraf. Alles war hier mit Truppen überfüllt. Ein Hausknecht würde seinen Herrn nicht acceptiren, wenn er ihm ein Loch als Schlafstätte offerirte, wie ich es nach dem mir gewordenen freundlichen Empfange zu danken hatte.

Ein heiterer Abend mit den Offizieren der 10. Ulanen, die in dem eben erst von den Franzosen verlassenen Neste ein Pianino entdeckt und für diesen Abend in einem Zimmerchen das Casino etablirt hatten, in welchem sofort eine musikalische Abendunterhaltung arrangirt wurde! Die armen Ulanen haben jetzt schweren Dienst. Stets auf der Hetze hinter den Franctireurs und Mobilen, jeder Kugel ausgesetzt, die heimtückisch aus dem Busche oder aus der Hecke des Grabenrandes fliegt; stets diejenigen, welche voraus in die feindlichen Städte sprengen, die Ortschaften absuchen und die Visitenkarte des Obersten abgeben müssen — so ist die gesammte Cavallerie namentlich jetzt arg beansprucht und täglich werden einige von den Reitern vom Pferde geschossen. Die Offiziere dieser Vorposten sind also glücklich, wenn sie sich einmal einen heitern Abend verschaffen können. Es ist immer einer darunter, der auf den Tasten des Pianos herum zu klettern versteht; zuweilen werden auch Geigen und Flöten aus den Häusern zusammengetragen, und dann kann das Charivari beginnen. Haben unsere Soldaten doch selbst in die Bivouaks auf die Felder und Wiesen die Pianinos hinausgeschleppt, um einen bal champêtre zu veranstalten. Die Zeit ist freilich dahin, aber man kann unter Dach und Fach auch lustig sein.

Châteaudun, 30. November.

Zur Situation nicht viel Neues, soweit ich sie von hier zu überschauen vermag, wenn nicht der Kanonendonner, den wir soeben zu hören glauben, etwas hinzuträgt.

Châteaudun ward von uns verlassen gefunden, als die Spitze des 1. bairischen Corps hineinmarschirte. Die Zahl der feindlichen Truppen, die hier gelegen, wird mir allgemein auf 20—30,000 angegeben. Ohne Zweifel waren sie der rechte Flügel der West-Armee, die uns bis nach Dreux hin beunruhigen sollte, während Palladine auf Chartres und Versailles vorstieß.

Der richtige Moment ist vom Feinde versäumt worden. Wir waren sehr schwach hinter der südlichen Cernirungslinie von Paris; man hätte uns eine große Verlegenheit bereiten können, wenn man uns von Orleans aus verfolgte; denn Prinz Friedrich Karl hatte damals seine Ankunft erst auf den 18. November bestimmt und die Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg konnte auch noch nicht bei der Hand sein. Zudem hätte uns die feindliche Demonstration bei Dreux und Houdan genöthigt, auch dort auf starke Angriffe gefaßt zu sein.

Das liegt indeß jetzt lange hinter uns. Wir marschiren inzwischen rastlos, sodaß den Baiern, die schon zum Theil barfuß gehen, die Stiefel von den Füßen fallen werden, wenn nicht die Colonnen mit dem Schuhzeug herankommen.

Die Loire-Armee steht nach wie vor bei Artenay, das sie besetzt gehalten hat, also östlich zu unserer Seite. Die Armee des Prinzen Friedrich Karl (zu der auch wir seit vorgestern gehören) ist schon theilweise über die Loire; der Kampf, wenn es zu einem großen Zusammenstoß noch kommen sollte, wird sich also wol bei Orleans entspinnen, wenn der Feind es nicht vorzieht, zurückzugehen, um der eisernen Umarmung zu entkommen.

zösischen Grenzort zurückzog, sah er bereits (und wiederum durch den Verrath der deutschen Grenzbevölkerung) die Stadt erleuchtet, Lichter in allen Fenstern. Die Douaniers waren auf dem Posten und empfingen ihn mit Schüssen, die aus einem Hause fielen. Voigts Leute drangen in das Haus, die Douaniers flüchteten sich auf die Höhen dicht hinter dem Hause und schossen noch von oben. Eine andere Patrouille empfing an der Brücke den kleinen Trupp mit Feuer, in welchem zwei preußische Pionniere verwundet wurden. Voigt schleppte sie auf den Wagen mit sich. Wie seine Leute aussagen, war auch eine Reiterpatrouille erschienen.

Der Rückzug gelang. Voigts Unternehmen war nur halb gelungen. Er brannte vor Begier, einen neuen, ähnlichen Zug nach Frankreich zu machen, da seine Leute jetzt erst warm geworden, Vertrauen gefaßt hatten und ihn selbst zu neuen Zügen drängten. Leider erhielt Voigt die Ordre, seine Aufgabe als erfüllt zu betrachten und mit Entsagung mußte der junge Ulanen-Offizier gehorchen und zu seiner Schwadron zurückkehren.

Sein thätiger Gehülfe in dieser Brücken-Affaire war der Techniker Herr Zimmer, der sich ihm freiwillig zur Disposition gestellt. Daß die Brücke nicht gesprengt werden konnte, war Schuld des Regenwetters, welches das in Säcken mitgenommene Sprengpulver durchnäßte, denn auch diese Expedition endete mit einem der ungeheuren Platzregen, die uns jetzt wie im 1866er Kriege begießen.

In Pirmasens fand ich den Major v. Egloffstein, vom 5. Chevauxleger-Regiment Prinz Otto, eben zurückgekehrt von einer Recognoscirung, die er, nur von seinem Ordonnanz-Offizier begleitet, über die Grenze gemacht.

Auch er klagte über die Grenzbevölkerung. Als er auf der Scheide angekommen und die Arbeiter auf dem Felde fragte, ob sie Franzosen gesehen, antworteten sie ihm hohnlachend: „Sehen Sie doch selber zu!“

Der Major stieß auch, sich weiter vorwagend, auf ein französisches Piket und zog sich durch den Wald zurück.

In Bergzabern hatte am selben Tage der Oberlieutenant vom 5. bairischen Infanterie-Regiment eine Recognoscirung bis in die Thore der französischen, übrigens nicht besetzten Stadt Weißenburg gemacht. Er wurde dort von den Pompiers beschossen, die sogar eine Kanone auf den Wällen gegen seinen Trupp richteten, und zog sich über die Grenze zurück.

Ob sie denn noch immer nicht kommen, die Unseren, unsere Zuzüge? rief ich in Bergzabern und entschloß mich, nach Landau zu gehen. Und wirklich, vor Landau stand schon das 50. Regiment. In Landau Truppen über Truppen, zwischen Landau und Neustadt großartige Züge mit Artillerie. Sie kommen, sie kommen! Sie sind da. Der Krieg kann losgehen.

Soeben erhält unser Offiziercorps vom rheinischen Ulanen-Regiment Nr. 7 den Gruß eines Nachbarkommandanten: einen Glückwunsch, daß sie die ersten gewesen, die den Krieg eröffnet, indem sie den Feind zu den ersten Granaten herausgefordert.

---

1. August.

Heute in aller Frühe großer Allarm. Im feindlichen Lager von Saargemünd war es die ganze Nacht sehr lebhaft zugegangen. Man schlug neue Brücken zum Uebergang über die Saar, feindliche Abtheilungen waren auf preußischem Gebiet.

Lieutenant v. Voigt von den 7. Ulanen, der gestern Abend die Feldwache hatte, war, als er allein gegen Blittersdorf ritt, aus dem Waldabhang mit einem Schnellfeuer von einigen hundert Schüssen empfangen worden, von denen kein einziger traf.

Man denke: in einer Distance von 400 Schritt auf einen einzigen Offizier ein solches Pelotonfeuer! Die guten Franzosen schießen immer zu hoch, sie schießen Löcher in

Ganze Departements sind total an Nahrungsmitteln erschöpft, ganze Städte, sonst wohlhabend, sehen ihre gesammte Bevölkerung am Bettelstab, in einer Verarmung, in der sie nicht mehr weiß, woher am Morgen ein Stück Brod nehmen. Die untern Klassen gehen oder stehen hungernd in den Straßen und blicken finster auf die Gruppen der Soldaten, wenn diese ihre Rationen empfangen, während sie selbst, die Armen, nicht einmal ein Stück trockenes Brod für ihre weinenden, hungernden Kinder aufzutreiben vermögen.

Einen trostlosen Anblick gewähren in diesen verödeten Städten die Brandruinen inmitten dieser Todesstille. Auch mein gestriger Weg führte mich wieder durch so manche Brandstätten, z. B. in dem Dorfe Viabon, wo jeder Schuß aus dem Fenster mit der Verwüstung des Hauses bestraft war. Aerger sah es in der Stadt Bonneval aus, wo noch vorgestern ein Kürassier-Trompeter vom Pferde geschossen wurde. Die Kugel traf den Unglücklichen aus einem der Häuser in den Rücken, Sattel und Zaumzeug lagen noch im Alarmhause des Kürassierzuges. Der ganze Ort war wie ausgestorben und so wenig einladend die unheimliche Schweigsamkeit der Straßen, aus deren Häusern nur hier und da einige vergrämte Gesichter lugten, daß ich, da bei meiner Ankunft die Nacht schon herabsank, vorzog, weiter zu gehen, obgleich ich mir das geschlossene und verlassene Hôtel de France schon als Nachtquartier ausersehen hatte.

Die bürgerliche Thätigkeit in den Städten hat überhaupt in dem Grade aufgehört, daß niemand mehr arbeitet, man nicht einmal seine Stiefel geflickt bekommt, in

die seit Langem das Wasser hereindringt. Aus den Nähten ist Alles schon, und heute am Rasttage werden die Handwerker der Armee von Hülfsbedürftigen bestürmt, die unmöglich alle zu befriedigen sind.

Es hat keine Noth, ich wiederhole es; denn unsere Armee weiß sich immer zu helfen und bleibt selbst unter den mißlichsten Umständen in ihrer gewohnten Schlagfertigkeit. Es ist auch nichts zu ändern; denn Keiner würde den Rückmarsch freudigen Herzens antreten, wenn er sich nicht sagen könnte, daß für all die Opfer der volle Preis bezahlt wird. Aber der Gedanke an den Frieden lebt trotzdem überall, bei Freund und Feind, denn beiden wird damit gedient sein.

Seit gestern hat uns nun auch der Winter gepackt. Lange Regenzeit, während welcher uns einige sonnige, warme Tage beschieden waren. Die Dorfstraßen waren fast unergründlich, die Felder und Wiesen vom Regen und Nebel durchnäßt. Es war das die Zeit der unermüdlichen Märsche. Gestern begann der Nordost zu blasen und heute sind die Colonnenwagen mit einer dicken weißen Reifdecke belegt; dickes Eis liegt auf den Gewässern; Alles ist tief in die Mäntel gehüllt, und ich Unglücklicher sitze an einem Kamine, der dichte Rauchwolken ins Zimmer hineinwirbelt und mich nöthigt, Fenster und Thür offen zu halten.

Es sind die Tage gekommen, die uns durchaus nicht gefallen, aber jeder weiß, daß er trotzdem seine Schuldigkeit zu thun hat. Auch der Feind hat es ja nicht besser als wir. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß die Franctireurs und Mobilgarden überall, wo wir in ihre

etwa verlassenen Positionen einrückten, immer bivouakirt hatten: ich kann mir also vorstellen, wie satt sie ihren Patriotismus schon geworden sind, denn es ist unter ihnen so mancher Gandin, der besser auf den weichen Polstern seiner Maitresse, als im kalten Bivouak und im schweren Felddienste zu bestehen weiß. Auch die vorgestern an uns vorüberpassirenden, bei Varize gefangenen 150 Franzosen gehörten den bessern Klassen an; ihre grauen und grünen Costümes verriethen Wohlhabenheit, sogar Reichthum. Sie waren aus der Gironde, Charente und Dordogne, und hatten mit mehr gutem Willen als Tapferkeit und taktischer Kenntniß nur die Waffen ergriffen, um den Baiern ein paar Soldaten niederzuschießen nnd dann die Reise nach Deutschland anzutreten. Im ganzen haben sie sich noch bei der Gutmüthigkeit der Baiern zu bedanken, daß diese sich die Mühe gaben, sie gefangen zu nehmen, denn bei unsern Truppen geben Manche diesen Gegnern kein Pardon mehr, was ich namentlich bei den Mecklenburgern beobachtet zu haben glaube.

Auch mit dem Weihnachtsbaum für unsere Truppen wird es wol schlecht aussehen, und ich fürchte selbst, daß die Weihnachtsgeschenke, welche der General-Postdirector Stephan so bei Zeiten für die Truppen sammelt, nicht ganz rechtzeitig eintreffen. Ich denke mir, diese Geschenke werden wol meist aus Wollenstoffen bestehen, die hier für Jeden eine unermeßliche Wohlthat sind, da in den zerstörten, verwüstet oder zur Strafe geplünderten Orten nichts zu kaufen ist. Eine kindische Freude hatte ich, da ich sonst im Princip gegen das Plündern bin, als neulich in

nur auf sie gewartet, so wenigstens giebt man sich den Anschein, und da man über sechszehn Tage nach abgesandter Kriegserklärung denn doch wohl Schande halber in Frankreich mit den Vorbereitungen fertig sein sollte, vielleicht auch trotz aller Confusion fertig ist, denk ich, wird wohl in wenigen Tagen, etwa am 5. oder 6. ein Angriff stattfinden, so daß die französische Armee am 15., dem Napoleonstage, nach ihrem Festprogramm über den Rhein marschiren kann, — vorausgesetzt natürlich, daß die Deutschen Nichts dagegen haben.

Was mir leid thut, ist, daß aller Wahrscheinlichkeit nach der heldenmüthige Widerstand, mit welchem unsere zwei Schwadronen der 7. Ulanen und des 2. Bataillon der Vierziger (in Friedensstärke von etwa 600 Mann) den Feind hier im Schach gehalten, nicht mit einem ordentlichen und größeren Gefechte enden soll, der diesem Vorspiel einen würdigen Abschluß, einen Schluß-Effekt geben könnte.

Ich kann mich irren, aber nach allen Maßnahmen des Feindes zu schließen, verbarrikadirt und verschanzt er sich und kommt nicht mehr über die Grenze.

Held Steinmetz wird sie wohl erst hinter ihren Verschanzungen aufsuchen müssen; und daß dies geschieht, dafür ist keine Sorge.

Ein Glück für unsere Soldaten, daß die übermäßige Hitze aufgehört hat; der liebe Gott läßt fast täglich seine Kanonen über unsern Köpfen donnern; ein wohlthätiger Regen erfrischt unsere Leute und hemmt wenigstens den Ausbruch von Krankheiten, die leider auch diesmal nicht fehlen werden.

---

2. August.

Der Teufel weiß, was heute morgen drüben im französischen Lager wieder los ist. Große Bewegung. Lange Bahnzüge beobachten wir, die von Forbach hierher gegen Stiring fahren und sogar bis dicht an den Drahtzug kommen.

worden sein, was bei den enormen Preisen, die für Rambouilletböcke bezahlt werden, den Truppen ein großer Leckerbissen gewesen sein muß. Ich glaube, man hatte regierungsseitig den Befehl gegeben, diese Schafe zu schonen und sie nach Deutschland zu schicken; vielleicht aber ist der Befehl erst eingetroffen, als die Schafe schon ein Opfer des Krieges geworden. Eine vortreffliche Acquisition macht man dagegen für unsere deutschen Gestüte an den Percheron-Hengsten, zu deren Schutz und Ueberführung ebenfalls die nöthigen Ordres ertheilt sein sollen.

Ob es morgen also vorwärts gehen wird, weiß ich nicht; ich wüßte auch, wie gesagt, nicht wohin, da der Feind unmittelbar vor uns steht und unsere neue Aufstellung nach so langer Promenade vollendet ist. Heute wird am Rasttage gestopft, genäht und geflickt, namentlich aber nach Schuhen und Stiefeln gesucht, die man den Eingeborenen schon hier und da von den Füßen nehmen mußte, obgleich in Meaux und Chartres doch große Vorräthe davon sind.

Einzelne Intendantur-Beamte sind inzwischen nach Deutschland geschickt worden, um dort vierhundert Wagen anzukaufen und dieselben mit Lebensmitteln gefüllt hierher zu bringen. Diese Operation wird jedenfalls acht Wochen in Anspruch nehmen und ist doch wol nur für alle Fälle angeordnet, eine Vorsichtsmaßregel, die, wie wir hoffen wollen, nicht mehr nothwendig sein wird.

Seit einigen Tagen ist der General-Lieutenant v. Stosch zum Generalstabs-Chef für die Operationen gegen Orleans in der Armee-Abtheilung des Großherzogs von

Mecklenburg ernannt worden; irre ich nicht, so heißt es in der Cabinets-Ordre, „weil Se. Excellenz mit den Intentionen Sr. Majestät vertraut sei.“

Heute Abend kommt die Nachricht, daß die Baiern eben mit den Franzosen im Gefecht gewesen sind, ebenso kommt das Gerücht von einem Gefecht bei Pithiviers.

Es scheint sonach, als solle es dennoch auf Orleans und zunächst auf die verschanzten Stellungen der Franzosen vorgehen.

Ueber das Gefecht von Dreux lese ich ungewöhnlich viel Officielles und Officiöses. Wie ich erwähnte, waren dort das 75. und 76. Regiment engagirt. Die Jäger voran, folgten die 75er und 76er, deren Angriff auf die Stadt von der Artillerie so meisterhaft gedeckt wurde, daß die Franzosen sich in den Wald zurückzogen, an dessen Lisière sie, sich festsetzend, die Unsrigen noch mit Granaten bewarfen. Der Kampf war ein schöner und höchst ehrenvoller, namentlich für die Artillerie, deren Verdienste an diesem Tage besonders hervorzuheben sind.

Nachschrift: Die Franzosen haben heute eine starke Recognoscirung gegen Orgères gemacht, wo, wie ich gestern schrieb, das 1. bairische Corps sich vorgestern concentrirte. Der Andrang des Feindes war so stark, daß die bairischen Vorposten sich bis unter die Schußweite und Deckung ihrer Kanonen zurückzogen. Der Eintritt der Dunkelheit verhinderte das Wiedervorgehen der Baiern und die beiderseitige Position blieb also dieselbe. Die Divisionen haben danach den Befehl erhalten, sich zu concentriren und weitere Dispositionen abzuwarten, da nach dieser Recog-

noscirung auf aggressive Absichten des Feindes zu schließen ist.

Artenay, 2. December.

Ein heißer Decembertag, der die Entscheidung bringen sollte und doch wahrscheinlich erst morgen zum Abschluß kommen wird!

Vergebens würde es sein, wollte ich den Inhalt dieses Tages jetzt eben, da ich gegen Mitternacht, in einem Pferdestalle logirend, zu einiger Ruhe komme, zu schildern versuchen. Die Details verschwinden der Fassungsgabe unter dem Eindrucke des ganzen, immensen Tableaus. Monate sind vergangen, während welcher die Geschichte nur kleine Momente dieser großen, blutigen Epoche verzeichnete, und heute standen wir wieder vor einer Katastrophe, die zu übersehen für eben heute unmöglich.

Wir wußten heute Morgen, daß der entscheidende Schlag geführt werden solle. Die verzweifelten Ausfälle von Paris, die kühnen Demonstrationen der Loire-Armee, die bedeutsame Recognoscirung gegen das 1. bairische Corps, von der ich gestern Abend schrieb, machten es nothwendig, die Entscheidung unsererseits herbeizuführen. Die Divisionen erhielten also, nachdem das bairische um Orgères concentrirte Corps der feindlichen Uebermacht vergeblich zwei Brigaden und danach noch eine Reserve-Brigade entgegengestellt, die Ordre, sich zum Kampfe bereit zu machen. Es hieß, Prinz Friedrich Karl werde mit dem nördlich gegen Paris aufgestellten 13. Corps zugleich in

den Kampf eingreifen und durch den Flankenangriff die vielleicht in ihrer Bedeutung unterschätzte Loire-Armee geworfen werden.

Auf unserm linken Flügel stand demnach die 22. Division, in unserm Centrum die 17. Division, auf dem rechten Flügel die 4. Cavallerie-Division und das bairische Corps, das allerdings schon gestern bedeutend geschwächt worden.

Der Befehlshaber der Loire-Armee hatte Eins erreicht, was für ihn vor allem nothwendig war. Er hatte die Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg durch die Demonstrationen der West-Truppen zu ermüden gesucht, namentlich auch die Baiern zu endlosen Märschen genöthigt; das 75. und 76. Regiment waren, wie ich schon mehrfach erwähnt, in einem großen Bogen umher marschirt und endlich wieder auf denselben Punkt zurückgekehrt, den die französische Süd-Armee seit dem 9. November nicht aufgegeben.

Schon an diesem Gefechtstage hatte das baierische Corps empfinden müssen, daß es einen gewandten und genialen General sich gegenüber habe; Führung und Haltung der feindlichen Truppen machten eine überraschende Wirkung; auch die numerische Stärke des Feindes war gegen alle Erwartung. Befremdend erschien allerdings der Umstand, daß General Aurelles de Paladine am 9. November sich weder zu einer Verfolgung des gewonnenen Vortheils anschickte, noch sonst Versuche machte, seinen ostensiblen Zweck, den Vorstoß gegen Versailles, auszuführen. Es ist demnach anzunehmen, daß er nur die Zeit zu gewinnen

suchte, seine Armee taktisch vollständig auszubilden, daß er also in der richtigen Erkenntniß seiner Truppen und seiner Aufgabe jede Uebereilung vermied und erst als er vollständig schlagfertig die Offensive ergriff, die eben zum Entsatz der belagerten Hauptstadt seine Aufgabe sein mußte.

Es ist hier am Orte, zu erwähnen, daß unsere Aufstellung vor Paris aus Truppen bestand, die noch wenig im Gefecht gewesen und aus Truppen, die schon stark durch Kampf, Strapazen und Witterung mitgenommen, wie die bairischen, d. h. das 13. Armee-Corps und das 1. bairische Corps. Nach allgemeiner Ueberzeugung sollten die Truppen, welche Prinz Friedrich Karl von Metz hierher geführt, heute im Kampfe mitwirken, indeß waren, so viel mir bekannt, nur die genannten beiden Corps im Kampfe, und sie hatten schwere, sehr schwere Arbeit gegen einen offenbar an Zahl überlegenen Feind.

Doppelt glorreich dieser Tag für das 13. Corps, das heute seine eigentliche Bluttaufe erhalten und — daß ich mich des etwas banalen, aber richtigen Ausdrucks bediene — furchtbar gearbeitet hat.

Der Kampf wüthete von Morgens 8 Uhr ab auf unserm rechten Flügel bis Orgères und Loigny, bei Lumeau im Centrum und Artenay auf dem linken Flügel, wo der Feind sich in starken Verschanzungen reichlich zu logiren die Zeit gehabt hatte. Die Gefechtsausdehnung maß etwa zwei Stunden. Auf der ganzen Linie Ein Feuer, namentlich anfangs auf der bairischen Seite, wo das Treffen durch die 17. Division wieder hergestellt wurde, als unser

rechter Flügel, das bairische Corps, mehrmals vom Feinde zurückgedrängt worden war.

Der Feind entwickelte ein mörderisches Granaten- und Shrapnelfeuer, die Mitrailleusen arbeiteten stundenlang und setzten dann aus, wie wir dies in allen Schlachten dieses Feldzuges gewohnt sind. Man ward wieder zu den ersten Gefechtstagen dieser Campagne zurückgeführt und heiß ward um das Loos gerungen. Kaum mag, nach dem Eindruck, den ich davongetragen, ein Tag dieses Krieges schwerer gewesen sein, als der heutige.

Schon am Vormittag loderten vor uns zwei Feuersäulen auf. Als ich unsern linken Flügel auf der großen Straße nach Orleans aufsuchte, sprengten mir etwa dreißig reiterlose Ulanen- und Kürassier-Pferde, blut- und schaumtriefend, mit klaffenden Wunden ventre-à-terre, wie sie eben aus dem Gefecht kamen, entgegen. Ein niederschmetternder Anblick, denn die Mitrailleusen rasselten unermüdlich. Aber kein Reiter hatte dem Kampfe den Rücken gewendet. Die Cavallerie mußte in schwerem Feuer gewesen sein.

Im rechten Centrum, hinter dem Dorfe Bazoches-les Hautes, loderte eine riesige Feuersäule, links von derselben erhob sich eine andere. Der Stab sollte über Bazoches vorgegangen sein, und auf jener Seite, bei der 17. Division, wüthete der Kampf am ärgsten.

Der Feind wurde hier zurückgeworfen. Etwa nach 3 Uhr, als bereits in fünf Dörfern und Gehöften die Lohe gen Himmel schlug, entfernte sich das Artilleriefeuer

immer mehr, dahingegen ward dasselbe auf unserm linken Flügel bei Artenay um so heftiger. Glühend roth, wie eine Orange, senkte sich die Sonne hinter den brennenden Dörfern, die Lohe der Flammen noch übertreffend; in dem blutigen Sonnenballe spielten die Shrapnels wie schwarze Punkte, zerplatzend und wie mit Rabenfittichen in dem Sonnenfeuer schwebend. So klar wie der Tag war auch der Abend; tausendfache Blitze zuckten am Nachthimmel auf, links und rechts, in den Rauchsäulen wie elektrische Funken leuchtend.

Immer matter ward auf unserm rechten Flügel das feindliche Feuer, bis es etwa um 4 Uhr sich in einzelnen Detonationen vergrollte und die platzenden Shrapnels am Abendhimmel nur fern wie kleine Wölkchen noch auftauchten. Auf dem linken Flügel indeß währte das Feuern bis gegen 7 Uhr, immer von neuem an Heftigkeit gewinnend, denn wie bei Gravelotte vereinigte der Feind auch hier seine ganze Kraft zu einem abendlichen, gewaltigen Vorstoß, den wir überhaupt im gegenwärtigen Feldzuge wiederholt erfahren.

Am Abend ganz auf unsern rechten Flügel verschlagen und erst gegen Mitternacht zur Ruhe kommend, weiß ich nichts von dem Resultate auf unserer linken Seite zu sagen. Ich fürchte, das Gefecht ist dort, der formidablen Position des Feindes wegen, nicht ganz entschieden zum Austrag gekommen. Auch auf unserm rechten Flügel lagerte sich der Feind in Entfernung von kaum einer kleinen Stunde und Alles läßt erwarten, daß morgen bei Tagesanbruch der Kampf von neuem beginnen wird. Ohne endgültige Entscheidung ist dieser Kampf nicht abzubrechen.

Unsere Verluste sind bedeutend. Ein herzzerreißender Anblick, die Todten auf der kalten Erde da liegen zu sehen, vom bleichen Mondenlicht bestrahlt, daß sich in dem gebrochenen Auge spiegelt. Alle Gefechtsdörfer sind von Verwundeten überfüllt, in welchen die Aerzte angesichts des Feindes ihre Lazarethe zu etabliren genöthigt sind. Von einem Dorfe zum andern, vor und in welchen die Bivouakfeuer loderten, fand ich Alles mit Verwundeten überfüllt; in dem Schlosse Goory, in welchem ich noch ein Nachtquartier zu finden hoffte, waren selbst die Stallungen mit Verwundeten belegt; in dem einzigen Zimmer lagen der Oberst v. Neumann und der Major v. Hirschfeld, beide von einer Kugel getroffen; in einem der Ställe, in welchem ich, um mich zu erwärmen, meinen Kaffee bereiten ließ, lagen ein halbes Dutzend französischer Offiziere, nur flüchtig verbunden, und hier erfuhr ich, daß auch General v. d. Tann zu den Verwundeten dieses Tages gehöre. Dem General v. Tresckow wurde ein Pferd erschossen, die Affaire fand bei 7—8 Grad Kälte statt. In der Nacht fiel Schnee, und das ganze Schlachtfeld glich in der That einem Leichentuch.

Ein unbeschreibliches Bild, die Colonnen, die sich am späten Abend im Mondenlicht auf den Straßen hin und her bewegten, die zahllosen Bivouakfeuer, der Flammenzirkel der brennenden Dörfer, welcher das weite Schlachtfeld säumte! Vor dem Schlosse Goory stellte sich eine lange, dunkle Colonne auf — 1750 französische Gefangene, darunter ein unverwundeter General, von allen Waffengattungen, die ich in dem Halblicht und dem Wirrwar nicht zu unterscheiden vermochte.

Es war ein heißer, heißer Wintertag, dessen Details und Resultate zu erzählen ich mir für morgen aufbewahre. Prinz Friedrich Karl ließ Gott sei Dank am Abend noch dem Großherzoge melden, daß er herangekommen sei. Auf dem rechten Flugel wurden sieben Geschütze genommen.

3. December.

Der Kampf bei Artenay, welcher Punkt durch ein wüthendes Geschützfeuer gestern vom Feinde noch gehalten worden, ist heute Morgen fortgesetzt. Schon vor 8 Uhr Morgens hörten wir wieder den Donner der Geschütze, obgleich der Nordwind den Schall in entgegengesetzter Richtung forttrug.

Das neunte Armeecorps, dessen Mitwirkung wir gestern schon erwartet hatten, war von Pithiviers zum engen Anschluß an die 22. Division auf Chaussy marschirt und ging von dort aus auf Artenay, das durch Geschützfeuer vertheidigt, aber schon am Vormittag um 11 Uhr von dem ersten Bataillon des 11. Regiments genommen wurde.

Als ich am Nachmittag um 3 Uhr in Artenay eintraf, tobte der Geschützkampf noch in der Richtung von Neuville her und vor mir um das am Knie der großen Straße gelegene Dorf Bucy-le-Roi. Die Regimenter 11, 85 und 25 waren im Kampfe, zahlreiche Verwundete wurden aus dem Gefecht getragen. Die feindlichen Granaten schlugen mit auffallender Präcision namentlich in das Gehöft.

Bis dahin waren an diesem Punkte unsererseits wenig

Einzelne Schüsse knallten noch immer von den Abhängen oberhalb der Wiese herab. Die französischen Tirailleurs feuerten auf Alles, was sich an und auf der durch Sandsäcke und einen Lastwagen verbarrikadirten alten Brücke sehen ließ, obwohl dies nur noch Bürger sein konnten, da unsere Compagnien bereits nach Lebach zu abgegangen waren.

Saarbrücken, die alte Stadt, war verlassen, keiner unserer Leute mehr zu sehen. Hauptmann Grundner fand ich nicht mehr an dem Eisenbahn-Viadukt, als ich zurückkehrte, um meinen Wagen weiter hinaus aufzustellen, da jeden Augenblick der Feind auch in St. Johann einrücken mußte.

Dr. Cloos, in welchem ich einen liebenswürdigen Freund fand, bewirthete mich mit einem Frühstück in der Voltzer Mühle, jenem reizenden Plätzchen, das der letzte Ludwig von Nassau-Saarbrücken einem Vechinger Bauernmädel als Heirathsgut schenkte und das seitdem die Gänsegretel-Mühle heißt.

Es war etwa 3 Uhr geworden, als ich mit Dr. Cloos beschloß, über die alte Brücke nach Saarbrücken hinein zu gehen, um mich zu überzeugen, ob wirklich die Franzosen schon in die Stadt hinabgestiegen seien.

Die Kugeln der in der Abtheilung stehenden Tirailleurs fegten noch immer über diese Brücke und hatten eben einem Burschen im grauen Kittel ein Stück Schädel weggeschnitten. Jammernd lief der arme Bursche davon. Die Sandsäcke und die Lastwagen sperrten noch die Brücke auf der Seite von St. Johann. Jeden Augenblick einer französischen Salve gewärtig, schritten wie über die Brücke. Tiefes Schweigen. Die Tirailleurs bewegten sich am Abhange, die Geschütze des Feindes standen drohend über uns.

Um 7 Uhr verließ ich St. Johann, um auf der uns vorgeschriebenen Rückzuglinie nach Duttweiler zu gehen. Von dort erreichte ich in der Nacht das Dorf Quierscheidt,

wo ich Hauptmann Grundner und den Lieutenant Mitscher fand. Am nächsten Mittag traf ich durch Lager und Bivouaks, welche die Felder bedeckten, mit unseren 7. Ulanen in Lebach, dem Hauptquartiere des Commandirenden, ein.

Ottweiler, 5. August.

Gestern sollten wir einen Rasttag haben, aber es ward nichts daraus. Während ich am Morgen um acht Uhr dasaß und meinen Gefechtenbrief schrieb, riefen plötzlich und unerwartet die Hornisten zum Aufbruch. Ich mußte Feder und Papier wieder hinwerfen und einpacken.

Und dabei ein grämlicher und verdrießlicher Himmel, ein kalter Regen, gerade so, wie am Morgen von Königsgrätz.

Um zehn Uhr war Alles marschfertig. Der Commandirende, der die Nacht hindurch mit General v. Steinmetz in Losheim conferirt, war soeben zurückgekommen und saß mit dem Stab bereits zu Pferde. Es waren ganz plötzlich andere Befehle ausgetheilt; der Plan von gestern war aufgegeben; die Truppen, die gestern nach Norden marschirt, mußten heute wieder zurück. Es galt offenbar, den engsten Anschluß an die Armee des Prinzen Friedrich Carl herzustellen und so dirigirten wir uns denn hierher ins Nahethal.

Viel gute Bekannte begegneten mir auf diesem Marsch aus den Kriegen von 1864 und 66, denn da war nicht nur die ganze Elb-Armee, da waren auch die Brandenburger vom 3. Armeecorps, von welchem der Armee des General v. Steinmetz ein großes Stück zugetheilt ist.

Da lagen die Bivouaks der Panzerreiter, der Husaren, große Artillerie-Parks und die dunklen Füsiliere zwischen den bunten Farben der Kavallerie, und dort oben auf dem Bergpfad flatterten die schwarzweißen Fähnchen meiner siebenten Ulanen, die ich seit vorgestern aus dem Gesicht verloren.

Etwa um 2 Uhr Mittags erreichte ich das Hauptquartier des commandirenden General v. Göben. Der General empfing mich mit Liebenswürdigkeit. Es galt, der sehr wahrscheinlichen Renommage der Franzosen von einem Sieg, von der Einnahme einer Stadt (die sie für eine Festung gehalten hatten) eiligst entgegen zu arbeiten; die richtigen Mittheilungen über die Räumung Saarbrückens zu veröffentlichen.

In Lehbach war aber weder Telegraph noch Feldpost. Es blieb also nichts übrig, als durch Staffette ein Telegramm nach Saarlouis zu senden und ebenso einen ausführlichen Bericht der nächsten Feldpost zu übermitteln. Auch das Letztere gelang, und leichter ward's mir, als ich mich gegen Abend auf das Bett strecken konnte, um eine Stunde auszuruhen, denn ich war todtmüde; die Glieder schmerzten mir von den zwölf Stunden, während welcher ich in Saarbrücken überall zugegen war, und glücklich war ich in meinem Quartier, dessen freundlicher Wirth mir mit Allem entgegen kam.

Unaufhörlich zogen inzwischen die Truppen durch den kleinen Ort; die Kanonen rasselten die ganze Nacht über das Pflaster.

General v. Göben kehrte am Morgen zeitig vom General Steinmetz zurück. Gleich nach seinem Wiedereintreffen schallten die Hörner durch die Straße und riefen zum Abmarsch. Das Hauptquartier ging nach Ottweiler; es galt also wiederum einen sechsstündigen Marsch.

Saarbrücken, 7. August.

Fast eine Woche hindurch, vom Montag, da wir Saarbrücken aufgaben, bis zum Sonnabend, ging's in Zickzackzügen an der Grenze umher. Der Aufmarsch unserer Truppen vollendete sich während dieser Tage; ihre Aufstellung erforderte die sorgfältigsten Dispositionen.

Die Armee des Prinzen Friedrich Carl stieß auf die

lange denkwürdig gewordenen Dorfes, ich notirte ihn sogar, denn wer kann sich an solchen Abenden auf sein Gedächtniß verlassen! Als ich aber um 10 Uhr Nachts mit einem mecklenburgischen Batterie-Chef, dem ich in der süßen Hoffnung auf ein Bett mein Strohlager cedirte, auf der Generalstabskarte den Namen uud die Lage dieses Dorfes suchte, war beides nicht zu finden. Die größten Geographen des Schlachtfeldes wollten einem solchen Dorfe nicht begegnet sein.

Herzergreifende Scenen umgaben mich, als ich in der Ferne des Schlosses von dem Pferdestall Besitz ergriffen hatte und die nöthigen Möblirungs-Maßregeln traf, eine Pritsche als Lager mit Stroh zu polstern. Im Winkel, in den ähnlich den Schiffs-Couchetten eingetheilten Stallknechtsbetten, lag ein halbes Dutzend verwundeter französischer Offiziere mit zerschmetterten Armen und Beinen, die nur flüchtig auf dem Platze verbunden worden. Sie jammerten um Wasser, um Wein, um einen Arzt, und ich fand alles. Zu Dutzenden strömten in den warmen geräumigen Pferdestall die Weiber aus dem brennenden Loigny, ihre Kinder auf dem Arme, weinend und dennoch ihr Schluchzen unterdrückend, aus Furcht, gescholten zu werden. In dichten Gruppen drängten sie sich zusammen und dumpfe Seufzerlaute drangen aus allen Ecken, während die Blessirten stöhnten, die preußischen und französischen Pferde sich an der Krippe bissen und draußen auf dem Hofe und auf der Chaussee das „Himmelkreuzdonnerwetter" der Commandirenden erschallte, die vergeblich Ordnung in ihre sich durcheinander drängenden Batterien und

Compagnien zu bringen versuchten und deshalb zu dieser üblichen und immer wirksamen Beschwörungsformel ihre Zuflucht nahmen.

Als ich endlich in der Nacht meinen Stall verließ und im Mondlicht des bitterkalten Südens in den Halbgürtel der brennenden Dörfer hineinsteuerte, kam ich wieder zurück nach Loigny, um noch einmal das Leichenfeld zu überblicken. Hoch auf loderten die Flammen, züngelten die Flämmchen, wirbelte der dicke schwarze Qualm in den Mondhimmel. Stille Männer zogen nur über den Weg oder an mir vorüber, die auf ihren Schultern einen noch stillern Mann trugen. Und der stille Mondenschein, er sah vielleicht „zum letztenmal auf seine Pein". Und hier und dort lasen sie Andere auf, die unermüdlichen Männer mit dem rothen Kreuz, und luden sie auf ihre Bahren, und nie ist mir der Ruf des im Schmerz Verzweifelnden schneidender ins Herz gedrungen, als an diesem Mondlichtsabend: „Macht mich doch todt, ich kann ja nicht leben!"

Und wieder hier und dort stiegen die stillen Männer über die hinweg, die von aller Erdenqual erlöst, die mit einem theuern Namen auf den bleichen Lippen den letzten Hauch in die kalte eisige Winterluft geschickt. Ich habe keine Walkyre in dieser mir so langen Nacht gesehen, welche die Helden zu Odin hinaufgetragen, aber Tausende von Engeln müssen beschäftigt gewesen sein, um die unsterblichen Seelen derer zurückzubringen, die nicht nur droben, sondern auch hienieden unsterblich geworden sind.

Ich sehe wohl ein, ich bin da aus der Rolle gefallen, bin sentimental geworden. Das kommt nur davon, weil

ich so lange nicht so viel Leichen gesehen. Mag aber auch bei dieser Gelegenheit das Geständniß am Orte sein: es wäre Zeit, dem Blutvergießen ein Ende zu machen — natürlich soweit es der Preis gestattet, den wir zu verlangen haben. Auch mir wird's nachgerade schwer ums Herz, wenn ich auch in den traurigsten Situationen nicht den Humor zu verlieren gewohnt bin. Es ist eine Sünde um jedes Menschenleben, das jetzt noch verloren geht, da doch nichts mehr für die verlorene Sache Frankreichs zu retten ist.

Artenay, 4. December.

Es ist nichts mehr zu retten. Soviel mir bekannt (denn ich bin kaum im Stande, seit Anfang des Krieges mir Briefe oder Zeitungen an eine bestimmte Adresse senden zu lassen), ist die Nord-Armee geschlagen, die West-Armee größtentheils nach Hause gegangen und die Süd-Armee wird jetzt über Orleans hinausgejagt, da diese unglückselige Stadt morgen oder übermorgrn genommen werden soll, bei welcher Gelegenheit wahrscheinlich eine fürchterliche Rechnung quittirt wird, die zwischen uns und den Orleanern schwebt, da sie Hunderte von bairischen Nachzüglern in ihrer Stadt erschlagen haben. Was soll noch ein Marsch auf Tours, auf Lyon, vielleicht gar auch noch eine Belagerung Lyons?

Man muß es unsern Soldaten nachrühmen, sie verlieren in Schnee und Frost nicht ihr würdiges Aeußeres. In den Mantel gehüllt, die derben Fausthandschuhe um

das Gewehr gelegt, einen Shawl um den Hals, die Pantalons in den Stiefeln, stehen sie stämmig und imponirend da. Unsere Musketiere und Füsiliere marschiren was das Zeug halten will. Es hält nicht mehr, in Parenthese gesagt, und es kann passiren, wie gestern Morgen, als das General-Commando plötzlich alarmirt wurde. Alles war, die Pause benutzend, zum Schneider geeilt, und als mit einem male geblasen wurde, erschien einer unserer Jäger mit weißen Hosen in den Stiefeln — mitten im Schnee. Der Aermste hatte seine Pantalons, im guten Vertrauen auf den Rasttag dem Schneider übergeben, dieser hatte dieselben auseinander getrennt, und als geblasen wurde, erschien mein Jäger in — doppelten Unterhosen mit demselben Bewußtsein, mit welchem ein Diplomat in seinen weißen Escarpins erscheint.

Dagegen muß man die französischen Gefangenen sehen! Die armen Patrone, als sie heute nach Chartres abgeführt wurden, bildeten einen ganzen Maskenzug; die erfrorenen Hände in den Hosen und immer wieder in einen krampfhaften Galop fallend, wenn die Escorte ihnen im reinsten Französisch zurief: Allez! oder Pascholl! was auch als Französisch galt. Doppelt imponirte mir übrigens dafür in der Kirche von Jeanville, in welcher 1300 Gefangene verwahrt wurden, der junge Sergeant, der sich oben in die Kanzel gesetzt, und um seinen Kameraden die Laune zu erhalten, während er sich den Schnurrbart strich, einige oratorische Gestikulationen machte. Kein Apfel konnte im Schiff der Kirche zur Erde fallen, so dicht waren die Armen zusammengepfercht, und also froh, als sie transportirt

Jedes Bataillon hat den Befehl, auf dem Fleck zu campiren, auf welchem es bei Abbruch des Gefechtes stand, und eines neuen Angriffs gewärtig zu sein.

Das Gerücht will wissen, daß Napoleon auch bei diesem Gefechte wieder zugegen gewesen sei, indessen kann er doch nicht überall sein, wo seine glorreiche Armee mit blutigen Köpfen nach Hause geschickt wird.

Beide Gegner campiren unter einer wunderbar schönen Sternennacht. Die Bivouakfeuer lodern von den Höhen; es ist ein immenses Schauspiel, ein furchtbares Trauerspiel, denn die Schlachten, die hier geschlagen werden, gehören zu den blutigsten der Kriegsgeschichte!

Ich wiederhole, daß ich nur einen ganz flüchtigen Umriß des heutigen Gefechtes schicke, wie ihn die eigene Beobachtung eines Gefechtes nur geben kann, über dessen Einzelheiten um Mitternacht noch nichts festzustellen ist, da es erst um 9 Uhr Abends zu Ende ging. Zudem ist an Ruhe und Uebergang nicht zu denken, da die ganze Stadt ein einziges lärmendes Kriegslager erscheint, und der Morgen bald da ist, der für Manchen ein schwerer und verhängnißvoller sein kann.

Saarbrücken, 7. August, Morgens.

Meine während der Nacht geschriebene Gefechtsskizze stimmt in ihren Umrissen völlig mit den Details überein, welche ich auf dem Schlachtfelde heute Morgen zu sammeln im Stande war.

Betheiligt waren nach und nach an dem Gefecht: vom 7. Armee-Corps die 14. Division mit 11 Bataillonen, 4 Batterien und 1 (düsseldorfer) Husaren-Regiment. Vom 8. Armee-Corps das 40. Regiment, 2 Batterien und 3 Schwadronen Husaren. Vom 3. Armee-Corps waren wirklich im Gefecht 5 Bataillone, nämlich vom 12, und 8. (Leib-) Regiment; 3 Jäger-Bataillone, deren Commandeur einen Schuß durch die Brust erhielt.

Die Reserve stand am Fuße der Spicherer Höhe. Wir haben einige Hundert Gefangene bis heute Morgen und zwar von sechs verschiedenen französischen Regimentern des Frossard'schen Corps.

Die 14. Division griff Mittags zuerst die ganze Fronte an und zersplitterte wohl ihre geringen Kräfte einem so überlegenen Feinde gegenüber, indem sie nach beiden Seiten vorgehen mußte. Erst um halb 3 Uhr Nachmittags kam die erste Hülfe in 2 Batterien des 8. Armee-Corps; um 3 Uhr das 40. Regiment und gleichzeitig erschienen von St. Arnual her die ersten Bataillone des 3. Armee-Corps.

Unsere Truppen drangen in diesen Wald ein und nahmen ihn trotz dem zähesten Widerstande und einem enormen Schnellfeuer. Aus der Lisière drangen jetzt die Unseren auf die Höhe vor und auf dieser entspann sich ein heißer, anhaltender Kampf, in welchen der Feind dreimal von Forbach her neue Verstärkungen hineinwarf, mit diesen zugleich zu einer energischen Offensive übergehend. Wiederum wurde der Feind von den Unsrigen zurückgeworfen.

Auf unserem äußersten linken Flügel wurden wir inzwischen von den gegenüber liegenden Höhen angegriffen; zwei Bataillone des 3. Armee-Corps wurden vom Feinde zurückgewiesen, doch hielten diese ihre Position.

Nachdem der Wald auf der Spicherer Höhe von uns genommen worden, wurde eine Batterie von uns hinaufgeschoben, diese fuhr vor demselben auf und warf die vom Feinde versuchten Gegenangriffe entschieden zurück. Das Gewehrfeuer wüthete auf dieser abschüssigen Höhe Stunden lang, die Mitrailleusen spielten, mehrmals bedrängte der Feind uns sehr heftig, dennoch ward er siegreich zurückgedrängt.

Es war ein heißes Treffen, das bald hier, bald dort andere Chancen zeigte, welche die Verstärkungen des Feindes bewirkten, indeß warfen unsere Soldaten, trotz

dem Chassepot und den Mitrailleusen, jedes Vordringen wieder zurück.

Unser rechter Flügel, bestehend aus 5 Bataillonen der 14. Division, hatte inzwischen ein sehr blutiges Gefecht auszuhalten. Schon waren unsere Bataillone unter dem heftigsten Gewehrfeuer bis Stiering vorgedrungen, da wurden sie für einige Zeit vom Feinde wieder zurückgedrängt, bis sie endlich gegen Abend vom General v. Kamecke wieder vorgeführt wurden und den Feind nach Stiering zurückwarfen, wobei einige Häuser dieses Grenzortes in Brand geriethen.

Der Versuch des Feindes, mit starken Artilleriemassen im Centrum vorzugehen, hatte keinen Erfolg. Unsere Artillerie ging plötzlich, ihre Batterien heranziehend, bedeutend vor, und nöthigte den Feind, abzuziehen.

Als die Dunkelheit hereinbrach, machte sich der Rückzug des Feindes bemerkbar, indem er denselben durch eine formidable Kanonade zu decken suchte. Dieselbe verursachte uns wenig Schaden und namentlich unsere auf der linken Seite der Höhe stehende Batterie sah die Mehrzahl der feindlichen Granaten hoch oben in der Luft vor und hinter sich platzen.

Zu erwähnen ist, daß gegen Abend zuerst General v. Zastrow, dann der Ober-Befehlshaber General v. Steinmetz eintrafen und das Commando übernahmen.

Unsere siegreichen Truppen bivouakirten die Nacht hindurch auf dem Platze, den sie zu Ende des Gefechts inne hatten, der Feind seinerseits campirte auf den Höhen zwischen Forbach und Kehrbach.

Während dieses heißen und äußerst blutigen Gefechtes war die 13. Division über Völklingen gegen Forbach dirigirt worden, doch konnte sie erst bei einbrechender Dunkelheit bis gegen Forbach gelangen, wo sie noch zuletzt in ein kleines Gefecht verwickelt wurde.

Weder die Verluste des Feindes, noch die unsrigen sind bis jetzt, 8 Uhr Morgens, genau zu taxiren.

Auf beiden Seiten sind unverhältnißmäßig viele Offiziere todt und verwundet. Wir haben Compagnien, die alle ihre Offiziere einbüßten.

Zur Beruhigung füge ich hinzu, daß für die Pflege der Verwundeten die ausreichendsten und besten Anstalten getroffen waren. Auch die Einwohner von Saarbrücken unterstützen unsere Sanitäts-Compagnien in der liebevollsten Aufopferung. Ganze Wagen voll Frauen und Mädchen fuhren auf das Schlachtfeld, unbesorgt um die überall einschlagenden Kugeln, um die Verwundeten verbinden zu helfen, ihnen Erfrischungen zu reichen und sie aus dem Kampfe zu tragen. Es war ein rührendes Bild, alle diese theilnahmsvollen Leute zu sehen, wie sie, die eigene Sicherheit verachtend, sich in den Kugelregen wagten. Ich selbst sah zwei Mädchen, die einen Schwerverwundeten auf ihren Armen aus dem Kampfe trugen, ihn mit ihren Tüchern verbanden und ihn dann erst zum Verbandplatz schafften.

Zwei Mitrailleusen waren gestern bereits in den Händen der Unsrigen, doch mußten sie dieselben, ohne Unterstützung stehen lassen. Ebenso wird angegeben, man habe eine französische Batterie aus demselben Grunde aufgeben müssen.

Nachzutragen habe ich zur Gefechts-Relation, daß die Ziethen-Husaren von der 6. Division vier Tage lang die Vorposten gegen Saargemünd hatten und bis Rheinheim standen. In der Nacht kleine Gefechte mit französischer Infanterie und am gestrigen Nachmittag auch mit Spahis, diesen arabischen Philosophen, die sich nicht gern auf etwas einlassen und auch diesmal keine kriegerische Absicht verriethen. Die Husaren waren 40 Stunden lang im Sattel.

Das Pferd eines der genannten Husaren erhielt in dem Vorpostengefecht einen Schuß; der Reiter sank mit dem Pferde — die Bauern haben den Soldaten mit Steinen todtgeschlagen.

Was ich neulich zur Warnung unserer Soldaten schrieb, daß nämlich die Franzosen ihre alte Finte, sich als todt hinzuwerfen und vom Boden zu feuern, wieder anwenden werden, hat sich gestern schon im Gefecht bestätigt.

St. Avold, 11. August.

Es wird mir schwer, den Faden meiner Mittheilungen wieder zu finden, denn die Tage des Einmarsches in Frankreich nach dem heißen Treffen von Saarbrücken sind schwer und ermüdend gewesen. Der Himmel hat seit jenem schönen Gefechtsabende alle seine Schleusen aufgethan, selbst die Regenmäntel schützen nicht mehr und unsere armen Soldaten haben viel auszuhalten in den Bivouaks.

Aber was sind alle die Wünsche gegen den Gedanken: wir sind in Frankreich; die Armee des Feindes ist auf der ganzen Vorpostenlinie zurückgeschlagen, in wilder Flucht bis auf die französische Festungslinie zurückgegangen. Ein wuchtiger Schlag noch auf das Haupt dieser prahlerischen Nation und der Weg nach Paris ist offen.

Gestern, als ich ins große Hauptquartier des Königs zurück war, kroch's mir so bange um's Herz. Ich begegnete einigen mir bekannten Feldjagern, ich hörte, daß die diplomatischen Verhandlungen schon wieder begönnen. Aber ich erhielt auch zum Troste auf meine Frage die Antwort: Es wird nicht nachgegeben; was wir mit den Franzosen haben, muß in Paris ausgetragen werden, und so ist's denn gar keine Frage mehr, daß in der Hauptstadt der Friede dictirt wird, damit wir endlich Ruhe haben.

Der Leser sei nachsichtig, wenn ich nicht im Stande bin, unter strömendem Regen, unter dem Dache eines Wagens, ermüdet und schlaftrunken, ihm alle die Eindrücke und Begeisterung während unseres Einmarsches in Frankreich zu schildern. Stimmungsbilder sind unmöglich. Die

ganze Armee rückt hinter uns vor, eine Million Soldaten zieht in Feindesland ein und lagert sich auf der ganzen Linie vom Rhein bis nach Luxemburg, des großen Schlages gewärtig, den sie noch zu führen hat. Und nur Eins macht alle diese Braven besorgt: werden sie uns noch wirklich stehen? Werden sie einen Vernichtungskampf noch annehmen?

Wie viele der gefangenen oder verwundeten französischen Offiziere ich bisher gesprochen, es gab nur Einzelne darunter, die noch nicht das Vertrauen auf ihre Soldaten verloren hatten. Gestern erst plauderte ich mit einem französischen Colonel, dessen ganzer Kopf gepflastert war. Der Aermste war bis auf die Haut vom Regen durchweicht, die Nässe lockerte seinen Verband; er war dankbar dafür, als ich ihm denselben wieder zu befestigen suchte. „Cher monsieur“, antwortete er mir auf die Frage, was er von unserer Deutschen Armee halte, „Cher monsieur“, ich bin Offizier und weiß, was ich meinem Vaterlande schuldig bin. Wir haben schlechte Vorstellung von der Tugend Ihrer Soldaten gehabt; wir wußten, daß sie fest stehen und brav sind, aber von dieser militairischen Ausbildung hatten wir keine Jee, und wo sie unter meinen Kameraden herrschte, wurde sie von Oben herab zum Schweigen gebracht. Ihre Soldaten schlagen sich wie Löwen und klettern wie die Gemsen: ich habe es bei Saarbrücken gesehen. Frankreich ist nicht gedemüthigt, wenn es von einer solchen Armee besiegt wird!“

In gleicher Weise sprechen sie Alle. Man soll freilich nicht allzuviel auf das geben, was die in unsere Hände Gefallenen äußern, aber wir selbst wissen ja am besten, woran wir sind.

Der Soldat sowohl wie die Bürger verfluchen jetzt Napoleon, der sie in diesen Krieg gestürzt. Allerdings würden sie dem Empereur die Hände küssen, wenn er der Sieger wäre. Das zweite Kaiserreich endet ebenso kläglich wie das erste. Der Fluch des Parvenue, im Ueber-

Feld-Armeen sind unmöglich geworden, Gambetta's Regierung ist auf der Flucht, und wie lange wird's dauern, so kann er seine Gesetze den Fischen im Atlantischen Ocean dictiren und seine Posten durch Delphine anstatt durch Luftballons expediren.

Als ich den Süden Frankreichs verließ, diesen schönen Süden, dessen Schnee uns durchweichte, dessen Kälte uns das Mark in den Gliedern schüttelte, war man allgemein der Ueberzeugung, daß Paris in den nächsten Tagen capituliren werde. Inzwischen ist man in Versailles der Ansicht, daß diese Capitulation morgen und übermorgen, vielleicht auch zu Ostern geschehen könne, und wie man gestern hier vernahm, hatte auch der Großherzog von Mecklenburg auf seinem Vormarsch noch bei Beaugency ein Gefecht mit einem französischen Corps, das wahrscheinlich etwas verspätet den Truppen von Orleans zu Hülfe eilen wollte, und also sehr schlecht unterrichtet sein mochte, da es gerade den vordringenden Deutschen in die Arme lief.

Ohne allen Zweifel ist man bei uns oben sehr gut unterrichtet von den Zuständen in Paris, im Allgemeinen scheint man aber darüber sehr unklar zu sein. Verspeisen sie schon Ratten und Mäuse, oder verzehren sie noch rechtschaffene Filets? Gewiß werden sie in dem einen Quartier noch ihren Braten haben, im andern auf allerlei Hauswild angewiesen sein, denn unmöglich gleicht sich unter solchen Umständen die Nahrung zwischen den verschiedenen Vierteln einer solchen Riesenstadt aus. Schon vor acht Wochen erzählten uns die armen Leute hinter den

äußersten Barrieren, sie hätten nichts mehr zu essen; es werden das aber wol dieselben sein, die auch in regulären Zeiten keine Speisekammer haben und auf das Diner au hazard angewiesen sind.

Genau dieselben Aeußerungen höre ich heute und die bisherige Haltung von Paris überzeugt mich, daß man wirklich die ungeheure, fast unglaubliche Aufgabe gelöst hat, eine Stadt von zwei Millionen auf Monate hinaus zu versorgen. Gegen unsere Erwartung, daß der Pöbel die noch Besitzenden gefährden werde, scheint derselbe eine patriotische Genugthuung darin zu finden, daß auch die Reichen ihren Tafelfreuden entsagen.

Man muß dieses Letztere in seiner ganzen Bedeutung zu würdigen wissen und danach die Größe der Entsagung bemessen. Für den Pariser ist die Stunde des Diners die heiligste des ganzen Tages. Zwischen sechs und acht Uhr Abends rollt kaum ein Wagen über die Boulevards; nur die Omnibusse müssen ihren Cours innehalten. Sobald der Pariser sich seine Serviette über den Schooß legt oder sie sich in die Weste steckt, hört für ihn jede Sorge auf; er speist mit Sammlung, mit derselben Andacht, mit welcher der Orientale sein Gebet verrichtet. Alle seine Gedanken gelten dem Menu, alle seine Gefühle concentriren sich in seinem Magen, und damit das Eine dem Andern nicht schade, speist er erst, wenn er alle seine Tagesgeschäfte hinter sich hat.

Und diese heilige große Stunde, die noch ihren Vorgenuß hat, nämlich die sogenannte Absynth-Stunde, 5 Uhr, wenn die Abend-Zeitungen erscheinen, diese wichtige Stunde

ist dem Pariser verkümmert; schon seit Monaten muß er ihr entsagen, um der Ehre des Vaterlandes, um der nationalen Größe willen, um wenigstens für die Hauptstadt den einzigen kargen Rest der französischen Gloire retten und behaupten zu können: in Paris war kein Verräther!

Es wird schon bekannt geworden sein, daß man bei den gefangenen Pariser Soldaten Fleischvorräthe für sieben Tage fand, nach welchen man schließen wollte, daß es mit dem Proviant der Hauptstadt unmöglich so schlecht stehen könne. Man weiß aber, daß die vor der Stadt stehende Armee ihre eigene Verpflegung hat, daß sie sich aus den Vorräthen der Campagne zwischen der Stadt und den Forts beköstigt, und ist sonach aus diesem Umstande nichts zu schließen, was uns einen bestimmten Anhalt geben könnte. Man nimmt an, daß Paris bis Neujahr oder in den Januar hinein Proviant habe, und wenn dies der Fall, so kann also die Sache noch lange dauern, da von einem Bombardement der Stadt nicht mehr die Rede ist.

So wenig wie wir nun im Allgemeinen von den materiellen Verhältnissen im Innern der belagerten Stadt wissen, ebenso wenig scheinen die Pariser militärisch von unsern Stellungen um die Stadt zu wissen. Die Forts kennen noch nicht einmal die Stellung unserer Replis und bombardiren auf Punkte, an denen weder ein Geschütz noch ein Soldat befindlich ist. Ich selber gestehe, sie für den Augenblick auch nicht mehr zu kennen, und werde sie mir erst mit all der nöthigen Vorsicht und Verschwiegenheit wieder ansehen. Der sogenannte „Verschönerungsverein" soll herrliche Anlagen in den reizendsten Partien um Paris,

namentlich im Thale von Bougival angelegt haben; es sollen Verhaue und Barrikaden geschaffen sein, deren eine man namentlich auf einen Werth von 5000 Thaler taxirt in Rücksicht auf die kostbaren Mobilien, die schönen Billards, Spiegel, Sophas und Schränke, die man als Baumaterial verwendet hat.

Seit einigen Tagen liegt nun über allen diesen Verschönerungen eine dichte Schneedecke, indeß die Sonne blickt eben wieder einmal freundlich durch die dicke Nebelluft, und wenn sie mir den Schnee hinwegschmilzt, finde ich Raum und Gelegenheit zu neuen Ausflügen.

Wie heimisch und wohnlich sie sich hier Alle schon eingerichtet haben, während wir da draußen in Schnee und Frost umher marschirten und bald der West-, bald der Süd-Armee nachliefen! Versailles ist eine deutsche Stadt geworden, in der allerdings noch einige Leute französisch reden; wenn wir aber noch lange hier bleiben, werden sie sich auch dies noch abgewöhnen müssen.*)

Versailles, 10. December.

Alarmirungen des 4. Corps und der 10. Division, Erwartung eines neuen Ausfalls vom Mont Valérien oder vom „Bullrian", wie ihn unsere Leute nennen; dann und wann ein paar Kanonenschüsse — sonst nichts Neues. Heute Morgen war man auf einen Ausfall gegen das

---

*) Ich höre, daß Herr von Dalwigk auf mich so böse ist. Zu was echauffirt sich der Herr! Ich schrieb von Herren von D.... Es kann aber meinetwegen derselbe sein.

indeß gescheidt an. Sie suchte vor Allem die Französinnen zu beherrschen, da sie wußte, daß damit auch die Männer gewonnen seien.

Eugenie erfand also allerlei neue Moden, that allerlei Mildes für das weibliche Geschlecht, und als die Zeit gekommen war, erfand sie die Crinoline.

Die Entdeckung Amerikas, die Erfindung des Schießpulvers und andre wichtige, welthistorische Momente waren nichts gegen diese Erfindung. Von da ab war Eugeniens Reich gesichert.

Als der Prinz geboren wurde, da ward Eugenie die Mutter Frankreichs. Die neue Dynastie war begründet und fortab beherrschte sie den Kaiser.

Als Eugenie älter ward, stellte sich bei ihr die Frömmigkeit ein, wie das so zu geschehen pflegt. Sie betete, wallfahrtete und protegirte den Pabst. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß sie es auch war, welche die Königin Isabella zur Abdankung zu Gunsten ihres Sohnes Alphons bestimmte, und daß der Kaiser diesem kleinen Bourbonen die Thronfolge in Spanien auf Eugeniens Antrieb sichern mußte und daß auf diese Weise die Kaiserin einen wesentlichen Antheil an dem Ausbruch des Krieges hatte, der freilich früher oder später doch unvermeidlich gewesen wäre.

Mit welch einem lächerlichen Selbstvertrauen die Franzosen Alles für den Einmarsch in Deutschland vorbereitet, davon überzeugten wir uns in den Grenzstädten Forbach und Saargemünd. Die französischen Vorposten hatten wochenlang gehungert und waren, wie ich schrieb, genöthigt, unter dem Schutz ihrer Granaten auf unsern Feldern Kartoffeln zu stehlen. Während der letzten Tage aber trafen alle die großen Proviantcolonnen ein, die der glorreichen Armee nach Deutschland folgen sollten. Und man denke: unter diesem Proviant fand man ganze Eisenbahnwagen voll Bonbons, Zuckergebäck, Bisquits u. dgl. Ich vermuthe, daß man alle die Süßigkeiten für unsere deut-

schen Frauen bestimmt hatte, denn unmöglich konnte man die Idee haben, sich selbst damit den Magen zu verderben.

Auch das Gepäck der Offiziere, das man in den Bivouaks, in den Zelten, in den Magazinen fand, bewies, daß man sich mit der Toilette für den Einzug in Berlin vorbereitet hatte. Da waren funkelnagelneue Uniformen, Offizierkäppis in sauberen Cartons, noch nicht getragen, mit famosen Pompons darauf, Tressen und Schnüre waren erst aus den Händen des Schneiders gekommen. Unter Anderem fiel unsern Soldaten ein Theil der Bagage in die Hände, welche dem General Frossard gehörte, demselben, welcher ein so tragisches Ende genommen. Wie schön nnd sauber das Alles gepackt war, und welchen Eindruck der General mit seiner glänzenden Uniform in Berlin gemacht hätte, wenn es eben nicht Alles anders gekommen wäre!!

Soll ich aufrichtig sein, da wills mir scheinen, als sei die französische Armee weit mehr verloddert als früher, als sei die Disciplin noch viel mehr gelockert. Ja selbst die Soldaten erscheinen mir physisch so verkümmert, ungesund und verkommen.

Aber ist das anders möglich bei einer Nation, die jeden Abend ihren Cancan tanzt, sich in unnatürlichen Leidenschaften selbst ruinirt? Es geht zu Ende mit der lateinischen Race, sie degenerirt von Jahr zu Jahr, während im Norden die physische Kraft mit dem Wachsthum der Intelligenz gleichen Schritt, gleiches Maß hält. Viele von den Briefen, die wir in den Tornistern der französischen Offiziere fanden, sprechen sich übrigens ähnlich aus und verhehlen ihren Angehörigen nicht die Besorgnisse für den Ausgang des Krieges.

Es ist wahr, sie schlagen sich gut, nach alter Weise, die französischen Soldaten, selbst die französische Kavallerie hat neulich bei Wörth, als sie auf unsere Artillerie einhieb, bewiesen, daß die französischen Küraſſiere ihre alte Tapferkeit bewahrten, denn sie ließen sich bis zum letzten

Mann massacriren, aber sie sind der taktischen Ausbildung unserer Soldaten bei Weitem unterlegen. Es bestätigt sich, was ich zu Anfang sagte: gegen eine so enggeschlossene, so compact manöverirende Armee, wie die unsere, kann die französische Lodderei nicht Stand halten, und seit die Franzosen dies namentlich bei dem Sturm auf die Höhen von Saarbrücken selbst erkannt, ist's mit ihrer eingebildeten Glorie und ihrem Selbstvertrauen zu Ende.

Man muß unsere Jungen gesehen haben, wie sie diese steilen Höhen erklommen. Nicht im Stande, einen einzigen Schuß zu erwidern, mit Händen und Füßen kletternd, ausgleitend, wieder aufsteigend, zweimal zurückgeworfen, durch einen Hagel von Kugeln, der ganze Lücken in ihre Compagnien riß, dreiviertel der Offiziere tödtete, aber immer wieder aufwärts stürmend, erreichten sie die Höhe, wieder empfangen von demselben Hagel.

Alle Offiziere, welche nach dem großen Gefecht hier mit den Regimentern eintrafen, sahen mit Staunen diese natürlichen hohen Wälle; auch die Offiziere des großen Hauptquartiers erklärten es fast für eine Unmöglichkeit, einem so starken Feind gegenüber diese Höhen zu nehmen.

Auch der König war natürlich gleich nach seiner Ankunft in Saarbrücken auf dem Schlachtfelde. Wie muß sich das Herz des Monarchen gehoben haben, als er diese Wälle, diese Schanzen sah; aber es wird auch von Trauer beschlichen worden sein bei dem Gedanken an alle die Tapferen, die eben in die kühle Erde gelegt wurden.

Es ist eine traurige Promenade, die über das Schlachtfeld. Schon erheben sich die Hügel, unter welchen man die Opfer gebettet. Einfache von Brettern oder Aesten hergestellte Kreuze stehen auf den Gräbern, in welchen man die Braven zusammengelegt, bald in der Schlucht, bald auf der Höhe, wo das Gefecht stundenlang gestanden und ganze Haufen von Leichen das Feld bedeckten.

Diese Höhen werden für Frankreich als eine ewige Warnung auf die französische Ebene nach Forbach blicken,

die Monumente, mit welchen man sie schmücken wird, werden ihnen stets ins Gedächtniß rufen, daß hier der ganze Stolz gebrochen wurde, welcher uns so lange in Besorgniß und Unruhe vor unsern Nachbar erhielt!

Noch immer kommen ganze Transporte von Gefangenen; es vergeht kaum eine Stunde, ohne daß eine neue Escorte von unsern Vorposten nach hinten geschickt würde. Einzelne Offiziere hatten sich tagelang in den Wäldern versteckt gehalten, bis sie der Hunger heraustrieb und sie sich übergaben.

Man erzählt von französischen Verwundeten, die in der Nacht nach dem Gefecht noch ihre Gewehre abgeschossen; indeß geschah dies wohl nur, um die Sanitätscompagnie auf sich aufmerksam zu machen und sie herbeizurufen.

Erwiesen ist ein Vorfall: als mehrere Krankenträger sich einem schwer verwundet daliegenden französischen Offizier näherten, um ihn aufzuheben, schoß derselbe seinen Revolver auf sie ab, ohne zu treffen. Wüthend nahm einer unsrer Soldaten den Kolben und zerschmetterte ihm für seine Brutalität den Schädel.

Eine jämmerliche Rolle spielen in den Augen der Unsern diese viel gerühmten und gefürchteten Zuaven mit ihrem abenteuerlichen Costüm. Es ist das immer so: fällt das Drama durch, werden auch die Costüme lächerlich. Die ganze afrikanische Komödie, die man uns in Scene gesetzt, wird zur Harlekinade.

Es darf nicht von mir erwartet werden, daß ich gerade jetzt irgend etwas über die Sachlage erzähle. Wir sind eben im vollständigen Vormarsch auf der ganzen Linie begriffen. Die nächsten Tage werden Großes bringen und dann wird es Zeit zum Erzählen sein.

Faulquemont.

Gestern verließ auch der König den deutschen Boden und begab sich mit seinem Hauptquartier nach St. Avold, nachdem er das Schlachtfeld in Augenschein genommen

und die Thaten seiner Armee zu bewundern Gelegenheit gehabt.

In unübersehbaren Doppel=Colonnen wälzten sich zugleich während dieser Tage die Armee=Corps vorwärts über die Grenze, auf deren Gefechtsterrain man noch mit dem Begraben der gefallenen Feinde beschäftigt war, und auf die französische Festungslinie, vor der bereits unsere Vorposten stehen.

Mit Erstaunen und widerwilliger Bewunderung sah die lothringische Bevölkerung alle die kräftigen schönen Leute, wie sie eng geschlossen, voll Vertrauen auf ihre Waffe und die schon errungenen Siege, mit klingendem Spiel, die Preußische Hymne, durch die Städte zogen. Gruppenweise standen die Bürger an den Straßenecken, noch betroffen von den Schlägen, die eine so siegesgewisse und strafbar übermüthige Armee wie die französische zu einem schmachvollen Rückzug gezwungen, gefolgt von ihren Beamten, die mit der Armee davon gegangen.

Die Occupation trifft sie schwer, es ist wahr, sie haben stark zu leiden, die Armen, denn die Reichen wissen sich gewöhnlich zu salviren, aber auch sie dulden gerecht, denn ein großer Theil dieser Grenzbevölkerung war nicht minder siegesgewiß als die Armee. Es sind sowohl in Saargemünd als in anderen Grenzstädten Beispiele der empörendsten Brutalität gegen dort ansässige Preußen verübt worden, denn wenn sie auch die Deutsche Sprache noch auf der Zunge führen, so sind sie doch innerlich die ärgsten Franzosen geworden.

In Saargemünd z. B. wurden vor dem Einmarsch unsrer Soldaten Thätlichkeiten gegen die dort stationirten Eisenbahnbeamten verübt, die ihre Familien in dieser Stadt hatten zurücklassen müssen, und wer überhaupt in diesen Grenzstädten die geringsten Sympathien für Deutschland zu äußern wagte, der durfte der gröbsten Beleidigungen sicher sein.

In der unmittelbarsten Nähe eines Bivouaks von

Es scheint mir auch, als solle dem französischen Volke die Demüthigung nicht erspart werden, den deutschen Fürsten-Congreß im Schlosse von Versailles dem deutschen Kaiser huldigen zu sehen. Das Schloß ist bekanntlich als Lazareth eingerichtet, in welchem durchschnittlich 200 bis 300 Verwundete liegen. Selbst die Salle des batailles ist bereits zur Vorrathskammer für die Lazarethbedürfnisse eingerichtet und angesichts Vernet's und Yvon's Schlachtenbildern, inmitten all der Gloire de France arbeitet die Nähmaschine. Nur den einen glänzendsten Theil des Schlosses, die große Salle des glaçes mit der ganzen Flucht von königlichen Gemächern, hat man reservirt, und irre ich nicht, so ist dieser prachtvolle Saal für die Versammlung der deutschen Fürsten bestimmt.

Versailles, 13. December.

Heute ist den ganzen Tag kaum ein Kanonenschuß gehört worden, und wenn nicht Alles täuscht, bereitet man sich in der Hauptstadt zu einem neuen und noch gewaltigeren Ausbruch vor, der auf den 15. bestimmt sein soll. Eine neue Teufelei müssen sie jedenfalls wieder vorhaben, da Alles so ruhig ist.

Das Glück ist immer der geschickteste Heerführer. Uns hat es geführt — mit allem Respect vor unserm großen Strategen, der die Bedeutung des Kriegsglücks gewiß am besten zu würdigen versteht. Die Belagerung von Paris ist einmal ins Werk gesetzt und mußte durchgesetzt werden, obgleich man sich hinterdrein wohl sagte, es sei besser gewesen, wenn man sich nicht auf diese lang-

weilige Cernirung eingelassen hätte, welche den Parisern Gelegenheit gab, uns zu zeigen, wie man eine Stadt mit Millionen von Einwohnern verproviantiren kann, uns aber Gelegenheit bereitete, unsere Geduld und unsere Disciplin aufs höchste zu prüfen.

Paris ward also cernirt und hielt sich schon drei Monate gegen unsere Erwartung. Paris hatte der Lebensmittel mehr, Metz hatte deren weniger als wir erwartet — zum Glück für uns, denn ohne den letztern Umstand würden wir (warum es jetzt nicht eingestehen!) wahrscheinlich gezwungen gewesen sein, die Belagerung aufzuheben, die Loire-Armee hätte sich mit der in Paris ausgebildeten Feld-Armee, den Mobilen und Franctireurs der Hauptstadt vereinigt, beide hätten der Nord-Armee wirksame Unterstützung senden können und wir hätten wahrscheinlich rückwärts hinter Meaux unsere Aufstellung nehmen müssen.

Die meisterhaftesten Kriegsplane und jenes Glück, ohne das nichts gelingt, haben Alles zu unsern Gunsten gefügt. Metz capitulirte. Von Straßburg und Metz konnten die disponibel gewordenen Armeecorps auf beiden Seiten der Hauptstadt gegen Westen vorgehen und das 13. Armeecorps konnte im Cernirungsringe gemißt werden, um sich gegen Süden zu wenden und der 22. Division, sowie dem ersten bairischen Armeecorps zur Unterstützung zu dienen. Die Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg ward ein besonderer Heereskörper, um gegen die inzwischen bereits demonstrirende Loire-Armee zu operiren, während General v. Manteuffel auf der andern Seite gegen die Nord-Armee marschirte und diese vor sich hertrieb.

Auf der nördlichen Seite von Paris ging Alles gut; die Truppen des Generals v. Manteuffel drangen bis nach Rouen, besetzten diese wichtige Stadt und zugleich die Küste des Ocean. Auf der Südseite indeß sah es eine Zeit lang recht bedenklich aus. General v. d. Tann hatte die ganze neugebildete Loire=Armee vor sich; rettete sich in der Nacht des 8. November durch einen entschlossenen Marsch vor der Wahrscheinlichkeit, umgangen zu werden, und zog sich nach einem verlorenen Gefechte am Abend des 9. November auf St. Peravy und Toury zurück.

Es hatte jetzt den Anschein, als werde die Loire=Armee unter einem entschlossenen Führer, dem General Aurelles de Paladine, den gewonnenen Vortheil benutzen, und ihre Absicht, den Vorstoß gegen Versailles, unverzüglich ins Werk setzen. Gleichzeitig machte sich aber auch die West=Armee bemerkbar und demonstrirte auf der Linie Chartres=Dreux, sogar bei dem ganz westlich wenige Meilen von Versailles gelegenen Houdan.

Die Sache war bedenklicher, als man damals eingestehen durfte. Ueber die wirkliche Stärke der Loire=Armee hatten wir nur Vermuthungen; die Bevölkerung rechnete sie 200,000 Mann stark. Zählte sie nur 125,000, so war dies schon sehr bedeutsam für uns. Von der Zahl der West=Armee wußte man eigentlich gar nichts, man wußte nicht einmal genau, wo die Süd=Armee aufhöre und wo die West=Armee.

Diesen feindlichen Truppen hatten wir südlich und südwestlich von Paris bis mehrere Tage nach dem Gefechte von Coulmiers nur das erste bairische Corps, die durch

Kämpfe und Märsche sehr angegriffene 22. Division und die 4. Cavallerie=Division entgegen zu setzen, welche letztere nur auf den großen Kornfeldern der Eure und Loire, nicht aber in den nach Süden und Westen zu liegenden coupirten Terrains wirken konnte. Allerdings war die 17. Division im Anmarsch, aber bei einem schleunigen Vordringen der Loire=Armee hätte die letztere kolossale Vortheile gehabt und je nach ihrer Führung und Marsch=leistung Versailles leicht beunruhigen können.

Es waren Tage der größten Spannung, welche wir damals auf rastlosen Märschen verlebten, denn man schien selbst durch Recognoscirungen nur oberflächlich von der Stellung des Feindes und seinen Absichten unterrichtet zu sein. Die Franzosen besetzten Artenay am 10. November, dann verließen sie es wieder. Aller Vermuthung nach mußte die Loire=Armee ihre Hauptaufstellung von Artenay auf Orleans behalten haben; aber ihr scheinbares Zurück=weichen, die Märsche nach Westen, die Demonstration auf der westlichen Seite ließen annehmen, daß der Feind von Südwest auf Versailles zu operiren vorziehe.

Der Großherzog von Mecklenburg, der anfangs gegen Westen marschirt war, brach seine Richtung ab und ging gegen Süden, um v. d. Tann zu Hülfe zu eilen, der in Toury lag. Andere Nachrichten gaben uns wieder eine andere Richtung. Nach fast achttägigem Marsch südlich und südwestlich gings plötzlich ganz gegen Westen, und während die Loire=Armee bei Orleans still lag, geschahen die Kämpfe bei Dreux und Houdan.

Durch diese wurde der Feind (die West=Armee) von

Versailles zurückgejagt. Châteauneuf wurde genommen, es geschahen die Gefechte bei Torcay, la Madelaine, Bretoncelles, la Fourche, Belléme und Digny. Der Feind hatte sich wieder gegen Süden zurückgezogen. Wir folgten ihm auf den Füßen, immer in der besten Fühlung, über Nogent-le-Rotrou, Brou, Bonneval und Châteaudun, von wo das bairische Corps ihn auf Varize trieb, ihm dort ein Gefecht lieferte, um danach sich um Orgères, also wieder in der Nähe von Orleans, zu concentriren.

Wir hatten einen gewaltigen, ermüdenden Bogen beschrieben. Während all dieser Märsche war nichts vor Orleans geschehen. Als wir in Jeanville vor Artenay ankamen, überzeugten wir uns, daß die eigentliche Loire-Armee während der ganzen Zeit ihre nach dem Gefecht bei Coulmiers eingenommene Stellung nicht verlassen und die Muße benutzt hatte, um sich bei Orleans zu verschanzen und sich taktisch auszubilden.

Es geziemt mir nicht, jetzt die Nothwendigkeit aller dieser Märsche zu kritisiren. Der Großherzog von Mecklenburg zeigte sich als einen der unermüdlichsten, energischsten Führer, stets kampfbereit, stets hart am Feind, stets persönlich da, wo es galt. Seine Truppen setzten in ihn ein felsenfestes Vertrauen und seine Führung kennzeichnete ihn als geschickten und berufenen Feldherrn. Aber die von ihm commandirte Armee-Abtheilung war jetzt numerisch nicht stark genug, um auf dieser ganzen Ausdehnung, bei täglichen großen Märschen sich durchgängig frisch zu erhalten. Die 17. Division war sehr ermüdet; das bairische Corps lief fast barfuß und General v. d. Tann

blickte, als er vor Châteaudun im Schlosse Logron lag, sehnsüchtig nach der Colonne aus, die seinen Leuten das längst erwartete Schuhwerk bringen sollte. Und trotzdem mußten diese von Châteaudun, als der Feind diese Stadt ohne Kampf aufgab, den letztern verfolgen, um danach erst um Orgères Aufstellung zu nehmen und neue Kämpfe zu erwarten, die denn auch schon am nächsten Tage nicht ausblieben.

Es schien, als habe der Feind die physische Abschwächung herausgefühlt, denn die am 1. December von ihm veranstaltete Recognoscirung richtete sich wieder gegen die Baiern, die denn auch vor der Uebermacht zurückwichen, um am nächsten Tage, dem 2. December, wiederum bei Loigny stark mitgenommen zu werden.

Ich habe den Tag von Bazoches (Artenay-Loigny) umständlich geschildert. Erst am nächsten Tage, als Prinz Friedrich Karl, von Chaussy kommend, bei Artenay entscheidend eingriff und der Großherzog von Mecklenburg auf dem rechten Flügel ebenso energisch vorging, wurde die Loire-Armee bis nach Orleans zurückgeworfen. Das war die Entscheidung. Man hatte unsern Belagerungstruppen die Paris bedrohenden neuen feindlichen Truppen vom Halse geschafft, sie gründlich geschlagen.

Ich komme darauf zurück; die französische Süd-Armee hatte zu unserm Glück ihre Zeit versäumt. Sie wird ihre Gründe dafür gehabt haben, aber nach dem Widerstande zu urtheilen, welchen sie bei unserm Vorgehen leistete, hätte sie bei einem energischen Vorstoß auf Versailles wol einige Chancen gehabt, weil wir ihr eben so wenig ent-

gegen zu stellen vermochten. Unser Kriegsglück hat das Gott sei Dank anders gefügt. Ich denke mir, daß Aurelles Zaudern bei Orleans wol das Verbrechen sein wird, dessen der Alles besser wissende Gambetta ihn beschuldigt.

Eins ist mir dabei auf unserer Seite unverständlich geblieben. Der Marsch des Großherzogs richtete sich von Dreux (nach dem Gefecht) über Châteauneuf, La Loupe und Nogent-le-Rotrou auf Le Mans. Die Absicht war ausgesprochen durch die Marschrichtung. Man sprach allgemein von einem neuen Kesseltreiben à la Sedan, durch welches die Loire-Armee abgefangen werden solle. Mir war das unverständlich, wie ich sagte, und ist es auch jetzt noch geblieben. Auf Le Mans gehen hieß selbstverständlich den Feind flankiren; irre ich nicht, so war auch der Marsch der 4. Cavallerie-Division auf Epuisay schon angesagt. Ich kann mir nur denken, daß man den Prinzen Friedrich Karl auf der östlichen Seite viel weiter vorgerückt glauben mußte und daß nur die Nachricht, der Prinz sei noch nicht so weit heran, uns plötzlich denselben Weg zurück dictirte, um nicht die Straße nach Versailles vollständig bloß zu legen. Infolge dessen mochte der Großherzog nach einem Gefechte bei Le Theil plötzlich nördlich auf Bonneval in der geraden Richtung auf Artenay wieder abschwenken, um also wieder auf dem Punkte anzukommen, von welchem die 17. Division nach Coulmiers abmarschirt war.

So fanden sich die Gegner wieder auf demselben Punkte, an welchem sie sich am Tage nach Coulmiers getrennt. Die Loire-Armee hatte den Vortheil, daß sie durch ihr Stehenbleiben nicht ermüdet war; das hinderte sie in-

deß nicht, wenige Tage darauf nach Orleans zurückgewor-
fen und selbst von dort verjagt zu werden, als der Prinz
Friedrich Karl der großherzoglichen Armee-Abtheilung zu
Hülfe kam.

Die französische Süd-Armee hatte ihre Zeit versäumt
und Alles verloren. Der einzige glückliche Moment zu
einer uns sehr unangenehmen Offensivbewegung, oder viel-
mehr zur Fortsetzung derselben gegen Versailles, die doch
in ihrer Absicht gelegen, war nicht benutzt worden. Die
neue Armee, auf welche Frankreich so viel neue Hoffnung
gesetzt, hatte ebenfalls ihre Partie verloren. Frankreich
aber, das in seiner Eitelkeit einen so glücklichen Bundes-
genossen im Unglück findet, Frankreich, das in seiner Selbst-
überhebung auch in der tiefsten Demüthigung sein Elend
sich selbst nicht bekennt, es setzte getrost seine Hoffnung
wieder auf eine neue Nummer, auf die neue Armee von
100,000 Mann, deren Organisation man uns verkündet,
die also abermals die Verwüstung einiger neuen Provinzen
kosten wird. Hätte Frankreich sich jemals eine vernünftige
Antwort auf die stets auf seiner Zunge liegende Frage ge-
geben: Où allons-nous? es wäre jetzt wenigstens so ver-
ständig, auf dem halben Wege stehen zu bleiben und nicht
seinen ganzen Ruin zu verlangen.

Auch ich stelle indeß uns dieselbe Frage: Wohin ge-
hen wir? Wir brauchen und verbrauchen enorm viel Leute.
Man wird mir antworten: Wir haben sie ja! Aber ich
frage zugleich nach dem Zweck. Eine kleine Hälfte Frank-
reichs ist von uns besetzt. Das kostet viel Etappe. Der
Transport der Gefangenen nimmt ebenfalls eine bedeutende

Anzahl von Mannschaften in Anspruch; die Anstrengungen der Wintermärsche kosten viel Gesundheit, und von den schönen Gedanken an all die Camisöle und Pelze, die man von zu Hause den Truppen senden will, wird der Soldat nicht warm.

Die Linie Loire=Cher müssen wir jetzt nehmen, also die Linie Bourges, Tours, Angers, Nantes. Sie wird zum großen Theile schon dieser Tage in unsern Händen sein. Liegt es im Sinne unsers Höchstcommandirenden, die Truppen noch weiter südlich vorgehen zu lassen? Ich kann's mir nicht denken, denn zwei Drittel Frankreichs mit unsern eigenen Truppen zu besetzen, ohne nach dem frühern Prinzip im eroberten Lande Soldaten zu pressen, dazu sind wir namentlich zur Winterzeit kaum im Stande, das ge=statten auch die Familienbande nicht, welche unsere Armee mit sich schleppt. Zudem muß ja Paris seinen letzten Vorrath einmal aufzehren, und so scheint es denn drin=gend geboten, an der bezeichneten Linie inne zu halten, sich hinter derselben zu verschanzen und den Feind zur Wiedereroberung seiner inzwischen gefallenen Hauptstadt so viel Anstrengungen machen zu lassen, wie er eben Lust hat. Mit einem Wort: an der Linie Loire=Cher scheint uns die Defensive geboten, zumal wenn gelingen sollte, was ja ge=lingen muß, daß Lyon belagert wird. Nantes und Lyon zu beiden Seiten mit der geknebelten Hauptstadt hinter uns wird hoffentlich des nec plus ultra unserer Occupa=tionen sein.

Uebrigens scheint Herr Gambetta, unter dessen Dic=tatur sich Frankreich jetzt ebenso beugt, wie es unter der

die Quartiere dieses großen Generals. Es ging lustig her; der Champagner floß in Strömen. Als aber die französischen Armeen auf allen Punkten geschlagen wurden brachen diese Weiber in lautes Angstgeschrei aus. „Nous sommes trahies!“ wir sind verrathen! hieß es und Alle retteten sich eiligst nach Paris zurück.

Bivouak vor Metz, 15. August.

Wieder ein sehr ereignißschwerer Tag, der gestrige Sonntag!

Ich schrieb gestern Mittag von der großen Recognoscirung gegen Metz, welche für uns angeordnet war, um den Feind zu beschäftigen, während die beiden anderen Armeen die Mosel überschreiten sollten.

Alles war natürlich in großer Spannung. Aber der Mittag verging und es geschah Nichts. Die Leute hatten abgekocht, und Niemand rührte sich.

Es war eine Contreordre gekommen, die Sache war abbestellt.

Mißmuthig saßen wir in Coucelles im Wirthshause, in dem schon seit lange nichts zu haben war, als die Fliegenschwärme, die uns die letzten Reste unserer Lebensmittel streitig machten. Was beginnen am langweiligen Sonntag! Kein Krieg, und die Offiziere hatten alle den Befehl, die Bivouaks nicht zu verlassen.

Verdrießlich entschloß ich mich, einen Besuch im Königlichen Hauptquartier zu machen, und trat zum Hause hinaus.

Generalmarsch wirbelte die Straße herab. Alles lief zu seinen Waffen. Kanonendonner von Metz herüber! Die abgesagte Vorstellung fand also dennoch statt, und sie sollte eine glänzende werden.

In wenigen Minuten waren unsere Bataillone draußen auf den Feldern vor dem Orte marschfertig. In dichten

schwarzen Colonnen wälzte es sich die Chaussee hinauf gen Westen, ebenso dunkle Massen zogen rechts und links über die Triften.

Es war fünf Uhr, als ich die Höhe vor Metz erreichte. Eben raste die Artillerie an mir vorüber. Schon aus der Ferne sah ich dunkle zerfließende Punkte an dem hellen, sonnigen Horizont, bald wie ein Ball, bald wie ein Sperber, der seine Flügel ausbreitet.

Es waren die in der Luft platzenden Shrapnells, die von den vor Metz stehenden, mit ihrem rechten Flügel an die Festung gelehnten Franzosen auf die Unsrigen geworfen wurden.

Dumpfes Donnern der Kanonen, dazwischen das Rasseln der Mitrailleusen, der schnelle ängstliche Tact des Gewehrfeuers. Aus der Niederung vor der Feste stieg dichter Qualm, wie am Morgen von den Wiesen aufsteigender Nebel, den der Wind nach Süden jagte.

Der Kampf war im vollen Gange. Unsere Dreiundvierziger, in deren Bivouak ich am Morgen mein Frühstück genossen, waren als die Ersten am Feinde bereits im Kampf.

Schon am Morgen, als ich die Feldwache besuchte, hatte ich Gelegenheit gehabt, das Terrain hier kennen zu lernen; der Kampf tobte auf beiden Flügeln vor der Festung; von dem Außenwerk St. Julien spieen die Geschütze Verderben auf unsere Avantgarde herab, während links ein furchtbares Gewehrfeuer unterhalten wurde.

Der Feind mußte in großer Stärke vor der Festung stehen, während unsere Avantgarde nur einige Regimenter stark sein konnte. Aengstlich blickte ich zurück, aber vom Gros war noch nichts zu sehen. Ueber mir ward der Kampf mit jeder Minute wüthender. Die Mitrailleusen rasselten mit ihrem widerwärtigen Lärm und die feindlichen Batterien dröhnten mit ihren Lagen dazwischen. Heulend flogen die Granaten durch die Luft.

Verwundete schleppten sich zu der Stelle, an das Gehöft auf dem linken Flügel, von welchem aus ich dem Kampfe zuschaute. Das Chassepot wüthete; was der Pulverrauch mir verbarg, erzählten mir die Blessirten, daß nämlich das 43. Regiment schon große Verluste habe, der Kampf gegen die Verschanzungen des Feindes ein unmöglicher sei.

Die Granaten schlugen auch in das Gehöft und rings umher ein. Es war aber kein Punkt für die Beobachtung zu wählen, der nicht im Bereich der feindlichen Geschosse gewesen wäre. Immer heftiger ward das Artilleriefeuer; dichter Qualm lag über der ganzen Gefechtslinie.

Mir ward bange um's Herz. Die kleine Avantgarde konnte unmöglich lange diesem Kugelregen trotzen, der, wie die im Kampfe Gewesenen selbst aussagten, so dicht auf sie herabfiel, als werfe man ihnen ganze Säcke voll Erbsen ins Gesicht.

Ich erstieg die hinter uns gelegene Höhe. Es war etwa halb sechs Uhr geworden.

Da wälzte sich unser Gros über die Höhe von Montoy, auf der ich stand. Sie kamen! Und jetzt war wohl keine Noth mehr.

Schon einmal hatte selbst unsere schwache Avantgarde den Feind zurückgedrängt, aber dieser hatte sich mit verdoppelter Wucht wieder auf sie geworfen und in dem Moment stand es schlecht.

Der Leser wird diesen Moment aus dem nachfolgenden Gefechtsbericht herausfinden. General von Bentheim war der Held des Tages geworden.

Um 3/4 auf 5 Uhr kam der Befehl, zu einer Recognoscirung gegen Metz vorzugehen, um zu erfahren, wie stark der Feind drüben sei, den man auf 100,000 Mann unter dem Befehle Bazaine's taxirte. Der Zweck war ersichtlich. Der Feind sollte hier aufgehalten, beschäftigt

werden, um die Operationen im Süden zu erleichtern, und dieser Zweck ist über die ursprüngliche Absicht hinaus glänzend gelungen.

Links von der 1. Division ging die 13. Division auf der Straße von Laguenexy vor. Diese Division begann das Gefecht. Die 1. Division ging über Pont à Chaussy, Flanville, Montoy vor. Die 2. Division marschirte auf der Straße von Les Etanges. Noisseville und Servigny waren vom Feinde besetzt, der beim Anrücken der Unseren schnell zurückging in die Gefechtsstellung von Vantoux=Borny, seiner Hauptstellung, die durch die besten Schützengräben und Placements übermäßig gesichert war

Die Vortruppen waren inzwischen schon seit gegen 5 Uhr bei Montoy mit dem Feinde engagirt, schwach gegen eine solche Uebermacht, aber stark durch ihre Tapferkeit. Die 13. Division stieß also mit dieser Avantgarde, dem 43. Regiment mit zwei Compagnien ostpreußischer Jäger, bei Montoy zusammen.

Es wurde zunächst das Gros der Avantgarde, zwei Compagnien Jäger und das Regiment Nr. 3, in der Richtung von Flanville auf Montoy vorgeschickt, um dort die Verbindung mit der 2. Division herzustellen.

Das Gros der 1. Division, die Brigade Geil, ging zwischen Flanville und Montoy, zunächst an der Tête das Regiment 41, in vollständig geordneter Gefechtsformation seitwärts Montoy in der Richtung auf Nouilly vor. Das Regiment Kronprinz blieb vorläufig an der Chaussee, südlich von Noisseville, als Reserve stehen.

Auf der ganzen Linie engagirte sich ein stehendes, wüthendes Gefecht. Ohne Unterbrechung das furchtbarste Gewehrfeuer und der Donner der Kanonen und Mitrailleusen.

Die Avantgarde und das Gros hatten Gelegenheit, links mit den Batterieen der 13. Division und rechts mit denen der 2. Division eine concentrische Stellung auf den Abhängen nordwestlich Montoy, à cheval der beiden nach

Verschönerungs-Anlagen beschäftigt. Die Kanoniere von den Forts pflegten namentlich zwischen 7 und 8 Uhr Abends ihren Paroxysmus zu bekommen; man mußte also bis in die Nacht draußen bleiben, um dem Schauspiel der einschlagenden Geschosse beizuwohnen, eventuell auch als Nachtquartier eine Villa aussuchen, die wenigstens einigermaßen bombenfest erschien. Entweder ich blieb also draußen bei den Feldwachen und stöberte bis in die späte Nacht hinein in den Bibliotheken der Villen herum, oder ich belastete mein Gedächtniß mit den seltsamsten und heterogensten Wörtern der Parole und des Feldgeschreis.

Wenn Einer entdeckt, daß er eine Brieftasche mit tausend Thalern verloren, so muß ihm ungefähr so zu Muthe sein, wie dem, der sich plötzlich gesteht, daß er die Losung vergessen. Und wie leicht ist das, wenn man die drei und vier Vertheidigungslinien passirend, tausenderlei Eindrücke mit sich bringt. „Erbswurst und Paris", „Schweinebraten und haut ihm", „Feldmarschall und hat ihm schon" — wie leicht vergißt sich eine dieser wunderbaren Devisen, und vergeblich sucht man beim Schein des Postenfeuers danach, wenn die Schildwache uns ein Halt! zuruft und die Losung verlangt.

Es waren das, wie gesagt, schöne Tage, die Flitterwochen der Belagerung, denn Alles war neu, Alles ward erst neu eingerichtet, die Spannung war noch straff, so lange nicht Regen und Schnee die Gemüther erschlafften. Als ich nach etwa zehn Wochen wieder nach Versailles kam und wiederum die Vorposten besuchte, lag Alles so ziemlich an der alten Stelle. Nur hier und da hatte man

den Gürtel den stärkern Athemzügen der Belagerten angepaßt, in der Hauptsache war Alles beim Alten.

Aber was damals neu und ungewohnt gewesen, war inzwischen zur Gewohnheit geworden; das Tagewerk war seit drei Monaten dasselbe geblieben: selbst die Corps waren meist die alten noch und dieselben Regimenter lösten einander in bestimmten Zwischenräumen ab.

Der Besuch der Vorposten machte schon keinen Eindruck mehr. Es war hier und dort eine Granate eingeschlagen; es war hier und dort zwischen Patrouillen zu kleinen Zusammenstößen gekommen. Nur die Ausfalltage brachten eine Abwechselung, und zwischen ihnen lagen immer größere und kleinere Pausen.

Was machen in Versailles, wenn Trochu uns keine Visite abstattete? Als ich von Orleans nach Versailles zurückkam, war ich sehr ermüdet und bedurfte der Ruhe. Aber wer nicht an dieselbe gewöhnt ist, der hat bald ausgeruht. Im Hotel de la Chasse kam mir im Speisesaal derselbe Kellner entgegen und fragte, ob ich nicht meinen alten Platz an den kleinen Tafeln einnehmen wollte? Dann stellte er sich hin und zählte mir die noch vorhandenen Weine und ihre Preise vor, weil ich, wie er sich ausdrückte, sehr „friand“ in Weinen sei. An den Tafeln sah ich großentheils dieselben Offiziere, mit denen ich früher so manche Stunde verplaudert; die Speisen und Weine waren ebenso schlecht wie früher; Alles war beim Alten; nur die drei alten Damen der Zauberflöte, die damals, wenn sie sich unbemerkt glaubten, sich am Buffet zusammensetzten und in patriotischem Einverständniß einen ganzen

Teller voll Thränen über das Schicksal Frankreichs weinten, sie schienen sich getröstet zu haben; die eine von ihnen drückte mir sogar die Feindeshand und sagte: „Monsieur, soyez le bien-venu!“

Was aber anfangen in Versailles, wenn nichts los ist, wenn in langweiligen Pausen ein Schuß durch die schwere Luft herüberdringt und auf den Straßen, auf dem Platze der Schnee seinen weißen, langweiligen Teppich ausstreckt! Wie gern tauschte ich einmal mit dem Belagerten der Daily News! Ich schlafe des Morgens bis 9 Uhr. Der Bursche bringt ganze Arme voll grünen Holzes und macht Feuer im Kamin. Das Holz zischt und prasselt. Eine armstarke Rauchwolke steigt aus dem Kamin und füllt mein ganzes Zimmer mit dickem Qualm. Oder das Feuer brennt wirklich einmal lustig, dann stürzt einer der Garçons herein und schreit: „Le feu! le feu!“ Mit einem Sprunge wirft er sich auf meine Flamme, löscht sie aus und ich blicke trauernd auf die verkohlenden Brände, denn der Rauchfang brennt und das ganze Haus ist in Gefahr.

Ich stehe eben auf und gehe fröstelnd im Zimmer umher. Der Bursche bringt den Kaffee. Er schmeckt nach Pech und Terpentin, aber das schadet nicht. Ich erinnere mich, gestern Abend den Moniteur officiel für 3 Sous gekauft und noch nicht gelesen zu haben. Ich lese auch die Kölnische Zeitung noch einmal durch, wenn sie mir nicht ein anderer abgeborgt hat. Ich möchte schreiben, trotzdem mir die Finger frieren; aber was denn, um des Himmels willen! Man kann doch nicht alle Tage schreiben, daß nichts vorgefallen!

Ich möchte Toilette machen, aber womit denn? Wer hat hier Toilette? Ich weiß, was ich thue: ich gehe in den Pferdestall. Man hat mir in der Nacht ganze Stücke von meinem Geschirr, Sattelzeug, Kartätschen und Striegel gestohlen. Erste Gemüthsbewegung. Ich besehe mir den Wagen. Man hat mir das Spritzleder weggeschnitten, die Lichter aus den Laternen genommen, einen Rideau abgerissen. Zweite Gemüthsbewegung. Der Bursche kommt und erzählt mir, das eine Pferd habe ein steifes Bein, das andere habe den Husten. Dritte Gemüths=bewegung.

Ich gehe zur Post. Es sind natürlich keine Briefe da. Die Herren der Post sagen mir, es sei das meine eigene Schuld, weil ich keine Adresse angeben könne, und sie haben recht. Die Zeitung ist Gott sei Dank wenig=stens gekommen.

In der Avenue de Paris begegne ich einigen Be=kannten, mit denen ich die Neuigkeit austausche, es sei gar nichts vorgefallen. Plaudernd komme ich auf die Place d'Armes. Die Corps=Artillerie steht da wie immer. Auf dem Platze traben die Burschen mit den Reitpferden uner=müdlich im Kreise herum und spritzen uns den aufge=weichten Schnee um die Ohren. Einige Ordonnanzen jagen über den Platz. Im Kasernenhofe wird exercirt. Die Unteroffiziere fluchen ein Donnerwetter über das an=dere. Generalstabs=Offiziere kommen in angelegentlicher Unterhaltung daher. Vielleicht wissen sie dennoch was Neues. Vor dem Hôtel de France ist ein Auflauf. Man hat wieder einen Spion zur Commandantur gebracht. Die

Promenade vor dem Hôtel wird belagert. Alle eingeborenen Maulaffen von Versailles gerathen in Aufregung, denn man hat einen Marquis, einen Baron oder einen Maire eingebracht; die Autorität ist verletzt.

Gott sei Dank, es ist 12 Uhr geworden. Man kann frühstücken gehen.

Die Speisesäle des Hôtels füllen sich. Alles ist einig, daß nichts Neues vorgefallen. Indeß will man bemerkt haben, daß die Franzosen hier und dort eine Bewegung gemacht: es könnte also doch der Fall sein, daß wieder etwas passire — natürlich immer da, wo man es allgemein nicht vorausgesetzt.

Ueber dem Frühstück ist es 2 Uhr geworden. Was machen? Zu den Vorposten? Es ist zu spät. Es regnet; es schneit; es ist Glatteis und mit dem Pferde nicht vorwärts zu kommen.

Ich besuche das Lazareth des Chefarztes Dr. Kirchner drüben im Schlosse. Es ist eine melancholische Promenade durch die weiten Räume. Zuweilen höre ich meinen Namen aus den Betten rufen. Ich trete heran. Es ist ein Bekannter, mit dem ich im Bivouak, im Cantonnement, im Gefecht zusammengewesen. Der Aermste! Die Kugel hat ihn also doch erwischt!

Die Reconvalescenten sind am Kamin versammelt oder schleichen mühsam durch die Säle. Die Aerzte müssen geschäftig an den Lagern umher. Die barmherzigen Schwestern, Französinnen und Deutsche, sind in voller Thätigkeit. Man hat die Ankunft einiger Hundert neuer Verwundeter von der Loire annoncirt und das bringt neues Leben in den Kreislauf der Geschäfte.

In die Thür eines der Säle tritt eine halb verschleierte, schlanke junge Dame. Einer der Aerzte bekommt ein krampfhaftes Zucken bei ihrem Anblicke. „Bringt mir das Weib hinaus! Sie soll nicht hier sein!“ ruft er, und ein Unterarzt muß das heiklige Geschäft übernehmen, die italienische Gräfin * * hinaus zu complimentiren. Es ist hart und ungalant, aber man hat seine Gründe. Im Schlachtensaale sitzt unter den bluttriefenden Gemälden eine einzelne junge Dame, umgeben von all den Vorrathsgegenständen, ganzen Haufen von Decken, Jacken, Binden, Strümpfen u. s. w. Sie ist emsig mit der Nadel beschäftigt. „Frieren Sie nicht, mein Fräulein?“ fragt der Arzt. „Ach nein, Herr Doctor!“ Und sie stichelt fleißig weiter. Die Einsame ist schon von Deutschland den Truppen gefolgt und hat in ihrem schweren Berufe redlich ausgedauert.

Große Bewegung plötzlich in allen Sälen. Der Kronprinz kommt. Freundlich und liebreich wie immer geht er von Bett zu Bett, von Saal zu Saal und hat für jeden Verwundeten ein paar sanfte Wort. Man sieht's, mit welcher Freude die Blicke derselben ihm folgen, man sieht's dem Prinzen selbst an, wie innig seine Theilnahme.

Es wird dunkel. Auf dem Schloßhofe brennen die Laternen so matt und schläfrig. Der Nebel zieht einen Kreis um die trüben Lichter. Auf der Place d'Armes ist Alles still. Man könnte Versailles im tiefsten Frieden glauben, dränge nicht, namentlich mit Anbruch der Dunkelheit, ein dumpfer „Laut“ durch die Luft. Es ist Trochu,

Ich bin der Meinung, ehe der letzte Todte auf dem Gefechtsfelde vor Metz begraben ist, fällt der erste Todte schon bei Chalons.

In den beiden Hospitälern auf dem Schlachtfelde (den genannten beiden Dörfern) wird man wohl erst morgen mit der Abführung der letzten dort verbundenen Verwundeten fertig sein. Die Aerzte haben schwere Arbeit dort. Das ganze Feld, Höhen und Thäler, sind mit Resten der Kämpfer überdeckt; unsere Pionniere höhlen Gräber über Gräber, und die der gefallenen Offiziere französische und deutsche, sind bereits mit Kreuzen geschmückt, die Epheu und Weinlaub bekränzt. Morgen marschiren wir, so denke ich, weiter, über neue Leichen, zu neuen Gräbern, aber von Sieg zu Sieg.

Gorze, 18. Aug. Auf dem Schlachtfelde, 9 U. Morg.

Heute Morgen 6 Uhr passirte der König wieder den Ort, um sich abermals auf das Schlachtfeld zu begeben, das er gestern gegen Abend erst verlassen. Kanonendonner weckte uns auch heute wieder; der Kampf beginnt von Neuen, vielleicht noch heftiger als vorgestern. Daß es heute wieder etwas geben werde, war schon gestern Nachmittag zu erwarten, als der Feind seine Mitrailleusen spielen ließ. Das Terrain ist zu groß, zu launenhaft, um sich übersehen zu lassen. Ich bin nur zu sehen im Stande, daß zwei neue Armeecorps im Vormarsch begriffen sind. Man erwartet den Beginn des Kampfes gegen Mittag und vielleicht wird er noch heftiger entbrennen als vorgestern. Es giebt hier Entscheidungen. Auch der Prinz Friedrich Karl ist seit dem frühen Morgen schon auf dem Schlachtfelde. Die Stadt ist buchstäblich von Verwundeten angefüllt, jedes Haus enthält deren. Unser Verlust wird auf 14,000 geschätzt, vielleicht zu hoch, doch fürchte ich, der Wirklichkeit entsprechend. Wo sollen die Menschen für diese Kriege bei solchen Waffen hergenommen werden, wenn sie von Dauer sind!

Gravelotte, 19. August, Morgens 6 Uhr.

In Vionville traf ich nach langem Umherirren zwischen den Leichen und den übrigen Resten einer so stolzen Armee auf die 11. Brigade. Das ganze Dorf war wiederum ein einziger Verbandplatz. Blut und Wunden überall, jedes Haus eine Leidens- und Sterbensstätte.

Nach einem flüchtigen Besuch bei den Offizieren rief mich der Kanonendonner vorwärts. Es war Mittag, die Stunde des Angriffs hatte geschlagen.

Leichenfelder auf beiden Seiten, so weit das Auge reichte! Der Sonnenschein lag auf den bunten Uniformen der Todten, blitzte auf den Waffen, die auf den Feldern umher zerstreut dalagen. Hier hatte der Kampf mit am stärksten gewüthet, die meisten Opfer gefordert.

Deutlicher ward der Donner der Geschütze, als ich in dem Dorfe Rezonville eintraf. Unsere Batterien waren bereits im Kampf, die Reserve-Batterien standen desselben gewärtig auf der Hochebene vor dem Dorfe, zur Rechten der nach Metz führenden Chaussee.

Gravelotte lag vor mir, rechts dieser Chaussee; über dem Dorfe, vorwärts, erhob sich ein Gehöft, Malmaison, von welchem die Mitrailleusen eben ihren widerlichen knarrenden Lärm erhoben. Links, an der quer über diese Chaussee laufenden Straße, standen mehrere andere Gehöfte; ganz zur Linken St. Marcel, bei welchem auch unser linker Flügel bereits engagirt war.

Das Feuer begann gegen $12^1/_2$ Uhr auf der ganzen sich vor uns ausdehnenden Linie. Unsere Linke war bereits vorwärts gegangen, man sah nur die auf sie geworfenen feindlichen Shrapnells über den Pappeln zerplatzen. Die Cavallerie stand zur Attaque bereit auf der Wiese. Unsre Infanterie-Reserven waren hinter dem Dorfe aufgestellt.

Ein furchtbares Feuer während des ganzen Tages. Unsre Batterien schossen Malmaison in Brand, vor welchem

schlendre ich durch die Straßen und sehe die in Mäntel gehüllten bärtigen Gestalten im Nebel an mir vorbeistreifen. Wohin sie wohl gehen mögen? Sie sind größtentheils schon so bekannt in Versailles, daß man wie ein Böotier erscheint, wenn man fragt: „wo ist denn das?“

O, die langen Abende in Versailles! Die Promenaden sind mühsam, denn das alte französische Pflaster ist schlecht und die Beleuchtung läßt ganze Straßen im Stich.

Im Hôtel de la Chasse finde ich die Küche so schlecht, daß ich am nächsten Mittag auszubrechen Lust habe. „Gehen Sie zu Gack!“ heißt es. Das ist ein einziges Zimmer, in welchem gut gespeist und schwerer Burgunder getrunken wird. „Morgen speisen wir einmal im Sabot d'Or, wo es vortrefflich ist!“ Wir versammeln uns also morgen im Sabot d'Or. Der Kellner ist ein grober, borstiger Bursche, der darauf ausgeht, die deutschen Gäste zu ennuyiren.

Der Wein ist gut und theuer, aber eiskalt. „Wärmen Sie den Rothwein gefälligst!“ — „Ich habe keine Zeit!“ antwortet der Bengel, während seine Haare sich noch borstiger emporsträuben. „Sie sind ein Flegel; wir werden auch zum Trinkgeldgeben keine Zeit haben!“ — „Ich bin Franzose! Ich diene nur für die Gloire!“ antwortet der dumme Patron und dreht uns den Rücken.

Man beschließt, nie wieder im goldenen Holzpantoffel zu speisen, dahingegen morgen nach St. Germain zu fahren, wo noch Milch und Honig fleußt.

Inzwischen gehe ich am Abend ins Hôtel des Reser-

voirs, wo ich, wenn ich Niemand mehr finde, noch eine Flasche Rothwein mit mir zusammentrinke. Oft finde ich noch befreundete Gruppen, gewöhnlich aber leert sich der vornehme Speisesaal schon frühzeitig, denn die hohen Hauptquartiersgäste ziehen sich in ihre Gemächer zurück. Indiscrete Leute wollen in den Corridoren des Abends oft zierliche Schuhe mit feinen Talons und weißen Strümpfen trippeln gesehen haben. Ich weiß nichts darüber zu sagen.

Es wird 10 Uhr. Ein Tag ist Gott sei Dank wieder vorüber. Man kann nach Hause gehen.

Am nächsten Mittag geht's nach St. Germain. Der Weg über Bougival ist längst gesperrt. Er geht an Pont Marly vorüber auf dem alten harten Pflaster. Der Abend droht schon herabzusinken, wenn man nach anderthalb Stunden im Hofe des Pavillon Henri IV. eintrifft. Inmitten des Bassin sitzt noch immer und trotz aller Kälte der Condor, den Alexander Dumas einst hier zurückließ, als er seine Rechnung zu bezahlen vergaß. Ich habe schon einmal von dem armen Thier geschrieben. Jetzt sitzt er auf seiner Stange da über dem gefrorenen Bassin und läßt den Kopf hängen. Vielleicht hat er von dem Tode seines einstigen Herrn gehört und widmet ihm einige Gedanken der Erinnerung.

In dem Pavillon-Zimmer, „in welchem Ludwig XIV. geboren ist", wie uns hier jeder Gegenstand entgegenruft, empfängt uns der alte Kellner mit dem intelligenten Gesicht und dem weißen, ehrwürdigen Haar, den ich immer nur den „Geheimenrath" nenne. Er verspricht, in einer halben Stunde ein Diner comme il faut herzustellen. In-

zwischen bereitet uns die Abendsonne einen herrlichen klaren Blick auf das ganze Seinethal. Vor uns liegt der Mont Valérien, wunderbar schön beleuchtet.

Wir machen eine Promenade durch den Park nach dem Schloß, um welches man seit Jahren ein Futteral zu bauen thätig ist. Alles ist „Wiege" hier, nämlich die Ludwig's XIV. Sogar die Buchsbäume sind so geschnitten, daß sie auf ihrer Spitze eine vogelnestartige Wiege tragen.

Der Geheimerath hat Wort gehalten und ein Diner bereitet, das seines Gleichen sucht, denn „Dieu soit loué", sagt er, St. Germain ist von dem Kriege und der Belagerung fast gar nicht berührt, und speisen wir in Versailles hartes, zähes Rostbeef, so werden uns hier Rebhühner mit allen Chicanen servirt. Als der Herr Geheimerath von uns hörte, daß Dieppe von den Unsern besetzt sei, rieb er sich die Hände und freute sich, daß er wieder Seefische bekommen werde.

Dunkelheit herrscht draußen bereits. Unser Tisch steht am Fenster. Der Geheimerath schließt sorgfältig vor uns die Jalousien. Es ist Befehl des Commandanten. Man soll nach der Seite des Mont Valérien kein Licht brennen, damit dieser keine Signale zu sehen vermeine..

Das Diner ist fürstlich. Sprechen wir nicht von der Rechnung; sie ist seiner würdig.

Nach anderthalb Stunden ist man wieder in Versailles. Im Kaffeehause erzählt man mit ganz positiver Miene, es werde unfehlbar morgen ein Ausfall stattfinden; der Alarm sei morgen in aller Frühe zu erwarten.

Mit einem Gott sei Dank! legt man sich ins Bett, den verheißenen Morgen erwartend, der eine Abwechselung in diese Alltäglichkeit der Belagerungsstimmung bringen soll.

Ob der Ausfall von morgen kommt, das gehört auf ein anderes Blatt. Könnt' ich nur eine einzige Stunde ein „Belagerter" sein! Ich will ja gern Ratten und Mäuse essen, die ja auch nicht zäher sein mögen, als unser Rindfleisch, wenn ich nur einen Tag in dem verhungerten Babylon sein dürfte.

---

14. Januar.

Es scheint fast, als habe die über alle Erwartung erfolgreiche Beschießung des Mont Avron in Deutschland die Ueberzeugung hervorgerufen, als sei viel zu lange mit dem Bombardement der Forts gezaudert worden, es gelte nur, dieselben zusammen zu schießen, so falle uns die Hauptstadt wie ein reifer Apfel in den Schooß. Einem Jeden hat die Belagerung schon zu lange gedauert, und der Erfolg des Probe-Bombardements schaffte Hunderte von Sachverständigen, die ihr Urtheil durch denselben bestätigt finden.

Inzwischen ist das Urtheil derer, welche die Verantwortung tragen, wie ich glaube, dasselbe geblieben, und von den Schwierigkeiten des Bombardements hat jenes Probeschießen nichts gehoben. Was mit dem Plateau von Avron geschah, das wiederholte sich auch vor Issy, Vanvres und in gewissem Grade auch vor Montrouge. Die ersteren

beiden Forts sind nach kurzer Kanonade zum Schweigen gebracht, das andere spricht nur noch mit Unterbrechung. Desto heftiger aber ist seit drei Tagen die Kanonade von den französischen Emplacements zwischen den Forts, die z. B. unserer Batterie Nr. 1 in St. Cloud schon 13 Mann gekostet hat und mit einer anerkennenswerthen Energie und Präcision unterhalten wird. Diese Batterie wird übrigens aus den Bastionen der Enceinte, und zwar mit dem gröbsten Kaliber, beschossen und bei herrschendem Nebel wird sie vom Feinde mit electrischem Leicht eclairirt.

Ist es nicht der Todeskampf, so können wir uns noch auf einen heftigen Strauß gefaßt machen, und für den erstern möchte ich den Widerstand der Pariser einstweilen noch nicht halten. Wie die Franzosen sich sowohl in frühern als im gegenwärtigen Kriege immer als Meister zeigten, wenn sie sich zu logiren hatten, so zeigen sie sich auch hier vor uns. Sie sind im Graben und Bauen unermüdlich wie die Biber; täglich wechseln sie ihre Emplacements, und haben unsere Artilleristen ihnen einige Geschütze demontirt, so stehen alsbald andere an ihrer Stelle oder die Kanonade wird mit verdoppeltem Eifer rechts und links wieder fortgesetzt. Sie schonen und erhalten sich ihre von unseren Batterieen übrigens scharf ins Feuer genommenen Forts, indem sie die Aufmerksamkeit des Gegners ablenken, sich hier und dort einschneiden, ihn mit Granaten bewerfen, den Platz wieder wechseln und, während sie selbst ihre Mannschaften offenbar in bombenfesten Räumen sichern, dem Belagerer gerade da am meisten zusetzen, wo seine Stellung besonders exponirt ist. Letzteres

trifft besonders unsere Batterie Nr. 1, zumal wenn auch der Mont Valérien mit eingreift, und vielleicht werden einzelne unserer Batterien, die schon jetzt nur die nothwendigste Bedienung der Geschütze dem feindlichen Feuer preisgeben, ebenfalls an eine Aenderung ihrer Positionen denken. Was die Batterie Nr. 1 betrifft, denkt keiner der Offiziere trotz allem Granatenhagel an ein Aufgeben der Stellung, und die Batterie ist heute noch so alerte wie sie es gestern gewesen.

An Geschützen besitzt Paris die Hülle und Fülle, denn es sind deren genug angefertigt worden; die Leistung der pariser Artillerie wird von der unsrigen nicht unterschätzt; die Positionen der feindlichen Artillerie sind den unsrigen in mancher Beziehung überlegen, und so ist denn der Geschützkampf an der Südwestfront seit einigen Tagen ein sehr heftiger geworden. Indeß General v. Kamecke ist ein so schneidiger und energischer General, daß auch er unfehlbar alle seine Trümpfe demnächst ausspielen wird, um das Ende herbeizuführen. Nur möge man sich in Deutschland die Sache nicht gar so leicht vorstellen. Hat Paris noch Lebensmittel, so kann die Krise noch einige Zeit auf sich warten lassen; das Bombardement wird jedoch seinen Hauptzweck, die moralische Wirkung, nicht verfehlen, um diese Krise zu beschleunigen, und der Sturm den Garaus machen. Bei den Bränden, welche unsere Kugeln in Paris selbst bewirkt, ist ja ebenfalls nur der moralische Effect die Hauptsache. Eine Stadt, die namentlich in den Quartieren, welche unsere Geschütze auf der Südseite zu erreichen vermögen, aus Sandstein erbaut, ist schwer

oder gar nicht in Brand zu setzen. Die bessern pariser Häuser werden sämmtlich draußen vor der Stadt gebaut, d. h. die Quadern werden draußen beschnitten, in die Stadt gebracht und hier aufeinander gethürmt. Welche Wirkung kann also eine Granate an solchen Bauten üben! Zu dem Hunger soll sich jetzt nur der Schreck gesellen, um die Sache zu Ende zu bringen. Hat nun die pariser Vertheidigung einstweilen noch die Taschen voll großer Rosinen, so können wir dies getrost abwarten; wir gehen dem Frühjahr entgegen, die Belagerungs-Armee ist durch unsere im Felde operirenden Truppen nach allen Seiten reichlich gesichert, und ob nun heute oder morgen, das ist gleichgültig, nachdem wir schon bald vier Monate vor Paris gelegen.

In den versailler Familien verursacht der Geschütz-donner, der bis tief in die Nacht dauert und bei Morgen-grauen schon wieder zu beginnen pflegt, viel Thränen, da sie theure Angehörige bedroht sehen, die sich eben vor den Preußen nach Paris hinein gerettet. Sie lauschen mit Spannung, um die französischen Geschütze zu unterscheiden, die namentlich zwischen 1 und 5 Uhr Nachmittags, also zwischen Dejeuner und Diner, am fleißigsten bedient wer-den; sie wissen auch, die guten Versailler, alle Tage von gelungenen kleinen „sorties“ zu erzählen. Bald hat man uns bei Issy eine ganze Batterie vernagelt, bald uns ganze Compagnien weggefangen, und doch sehen sie immer nur ihre gefangenen Landsleute hier durch transportiren. Wahr ist es, daß man von mehreren Forts kleine Ueberrumpe-lungsversuche gegen unsere Batterien gemacht hat, doch sind dieselben immer zurückgewiesen worden.

daß wir in den nächsten Tagen schon die Kanonade von Neuem erleben, denn zum ersten Mal haben die Unsren hier eine Position, die wenigstens einigermaßen der des Feindes gewachsen ist.

Wie die Resultate jedes großes Kampfes sich erst am zweiten und dritten Tage zu summiren pflegen, so geschah es auch hier, als endlich die Schlacht ausgefochten war. Schon seit gestern wurden die Gefangenen trupp=weise gebracht. Heute Nachmittag kam die Nachricht, daß die Unsren 10,000 Gefangene abgefaßt, die sich nach Chalons hatten retten wollen. Es ist also anzunehmen, daß wir während dieser ganzen Schlacht einen Fang von mindestens 15,000 lebendigen und unversehrten Franzosen gemacht, nicht zu zählen alle die Verwundeten, die ja auch auf unserer Seite zu zählen schon der Gedanke sich sträubt.

Das große Blutbad ist zu Ende, die Zuversicht der französischen Armee muß gebrochen sein; der Uebermuth des französischen Heeres ist gedemüthigt; jetzt aber beginnt die Nation ihre Sache mit der Napoleons zu identificiren. Man spricht ganz laut davon, das Volk werde sich er=heben, das ganze französische Volk, um den Feind zum Lande hinaus zu treiben. Allerdings können sie uns die Brunnen vergiften (und Gott weiß, welche Noth an Wasser wir schon leiden, da meilenweit kein Topfen mehr zu haben ist), sie können ihre Dörfer anzünden, die ohnehin verödet und verlassen sind und in denen kein Stück Brod aufzutreiben; aber eine Armee wie die preußische mit der vielbesprochenen levée en masse zu vernichten, das dürfte der grande nation doch eine schwere Aufgabe werden, die wir übrigens erwarten müssen.

Heute Nachmittag war bereits ein Parlamentair beim hiesigen General=Commando, der mit verbundenen Augen von einem Husaren=Offizier gegen Abend zurückgeführt wurde. Was er gebracht oder gewollt hat, ist noch nicht bekannt geworden. Jedenfalls hatte er den niederschla=

genden Anblick einiger Hundert eben eingebrachter Gefangenen, die unsere Leute auf den Böden und in den Kellern der auf dem Kampfplatz belegenen Gehöfte zusammengelesen.

Die französische Haupt-Armee ist aber jetzt nach Metz hineingeworfen und wir stehen vor den Wellen dieser Festung, Angesichts ihres großen Außenwerks. Vier Wege stehen dieser Armee, wenn auch nicht offen, doch auf der Karte verzeichnet, auf welchen sie aus dieser Mausefalle sich zu retten versuchen wird. Der eine ist der Durchbruch von Thionville aus gegen Deutschland, aber er hat keinen Sinn und keinen Zweck. Der andere wäre der Durchbruch gegen Pont à Mousson, und auch der verspricht wenig Erfolg. Der dritte wäre ein Durchbrnch auf Chalons-zu, gegen den wir einige Vorsichtsmaßregeln getroffen haben, da sieben Armeekorps diesen Weg versperren. Der letzte aber, wie ich glaube, von ihnen demnächst anzutretende, wäre der Weg durch die Ardennen, der noch die meisten Chancen bieten könnte. Aber wo und wie soll im letzten Falle die französische Armee sich wieder sammeln uud was ist augenblicklich die französische Armee, von welcher das Hauptcorps durch zwei unserer Armeen in der Mausefalle gehalten wird, während der Rest auf der Flucht vor dem Kronprrnzen ist?

„L'armée du Rhin" lese ich in allen Regiments-Manualen, die in unsere Hände fallen. Die hat bis jetzt den deutschen Strom nicht gesehen; fest hält und treu die Wacht am Rhein und die stolze Armee ist eingesperrt in Metz und Straßburg, aus deren Wällen sie jetzt die levée en masse der Friseure, Confiseure und Perruquiers erretten soll.

Die Belagerungsarbeiten vor Metz geben mir Zeit, von den guten nnd bösen Geistern zu sprechen, die auf den Schlachtfeldern ihr Wesen und Unwesen treiben.

Jeder Weg über ein frisches Schlachtfeld zeigt uns

auf dem weiten Plan eine Anzahl einzelner sich hin und her bewegender Gestalten, die sich scharf am Horizont abzeichnen. Bald verweilen sie hier, bald dort, bald beugen sie sich hinab über einen der vielen bunten oder dunklen Punkte, die Leichen der Gefallenen, bald stoßen sie irgend einen Gegenstand mit dem Fuße von sich.

Es sind die Neugierigen und Habsüchtigen, die aus der Hinterlassenschaft der Gefallenen irgend etwas zu profitiren gedenken, das sich verwerthen läßt; Soldaten gewöhnlich, die auf den Fang ausgehen und immer etwas finden, nachdem schon offiziell den Leichen, namentlich denen der Offiziere, alle werthvollen Gegenstände abgenommen sind.

Andere Gestalten wieder sieht man gruppenweise an einzelnen Punkten. Es sind die Todtengräber, welche die Gruben arbeiten, in welche die Todten gelegt werden, meist die Pioniere, wenn diese aber nicht ausreichen, die männlichen Dorfbewohner, die hierzu aufgeboten werden und sich gewönlich verstecken, wenn die Armee-Gensd'armen sie zu suchen kommen.

Hier wird eine große Grube gemacht, in welche die Todten zusammen gelegt werden, dort wird ein Offizier begraben, je nachdem sie der Tod dahin gemäht.

Die Arbeit dauert lange und ist mühsam — nie aber war sie so mühsam wie in diesem Kriege, der doch der Opfer so enorme gefordert hat.

Die Soldaten selbst haben aus Pietät den Leichen ein Uniformsstück auf das Antlitz gelegt, einen Mantel, einen Käppi, einen Helm, ein Tuch. Es ist ein Dienst, den sie den Todten wie den Lebenden leisten, wenn sie die von Verwesung entstellten Gesichter verhüllen.

Noch andere Gruppen kommen endlich auf das Schlachtfeld. Es sind die Wagen, welche die Waffen und Uniformen auflesen. Auch dies ist eine langsame mühevolle Arbeit, und es vergehen, wenn andere Schlachten gleich darauf folgen, wohl acht Tage, ehe Alles besorgt ist.

Ich rede hier noch von den Krankenträgern, die während des Kampfes und gleich nach demselben von dem Schlachtfelde die Verwundeten holen, dieselben sogar tagelang noch suchen müssen, wenn das Feld von Aehren bewachsen oder von Wald unterbrochen ist.

Viele der Verwundeten suchen sich nämlich in ihrer Angst, in die Hände des Feindes zu fallen, in die Kornfelder und in die Wälder zu retten, ohne zu bedenken, daß es den feindlichen und freundlichen Krankenträgern auf diese Weise nicht gelingen kann, sie zu finden. Sie sind wie ein krankgeschossenes Wild, das sich ins Dunkel versteckt und Manche von ihnen verbluten, ohne daß ihnen Rettung werden kann.

Ein schweres Amt das dieser Krankenträger. Oft werden auch sie von den feindlichen Kugeln getroffen, in die sie sich hineinwagen müssen, um die Verwundeten zu holen, und der gegenwärtige Feldzug zeigt uns bereits viele Blessirte unter diesen Männern.

Sprechen wir nicht vom eigentlichen Verbandplatz, der blutigen Arbeit der Aerzte. Dies Bild ist zu entsetzlich. Die französischen Aerzte mit ihren großen weißen Schürzen machen mehr den Eindruck der Fleischer, den sie vermeiden sollten.

Ich komme auf die bösen Geister des Schlachtfeldes.

Wenn die Sonne gesunken, der Kampf geendet, die größte Arbeit der Krankenträger geschehen und die Aerzte auf den Verbandplätzen beschäftigt sind, schleichen sich dunkle Gestalten scheu und furchtsam zwischen den Leichen dahin.

Es sind die Hyänen, die nach Uhren, Ringen, Börsen und sonstigen Werthsachen an den Leichen suchen. Sie ganz zurückzuhalten, ist der aufmerksamsten Bewachung unmöglich.

Gewöhnlich sind es Leute aus den umliegenden Ortschaften, die auf den Leichenraub ausgehen, alte Weiber sogar, Scheusale, welche die Habsucht zu diesem schändlichen Gewerbe treibt.

Aber hier sind es auch die Marketender, diese großentheils aus Gesindel bestehende Bande (großentheils, sage ich, denn es sind auch ehrenwerthe Leute darunter), welche vor keiner Leichenschändung zurückschreckt und ihr Privilegium, auf-dem Schlachtfelde zu erscheinen, in dieser Weise mißbraucht.

Die Armee-Gensd'armen achten lange nicht genug auf diese mit der Armee ziehende Bande. Untersuchten sie den Boden ihrer Wagen, sie würden viel werthvolle, den Leichen, sogar den Schwerverwundeten abgenommene Sachen finden.

Jeder Raub ist ihnen willkommen. Sie fangen sogar lahm geschossene Pferde ein, verbinden sie und verkaufen sie später mit großem Vortheil.

Leider sind die Marketender eine Nothwendigkeit, aber eine strengere Controle derselben wäre mindestens ebenso nothwendig.

Eine sehr lobenswerthe Organisation sind die freiwilligen Krankenträger, die sich aus vielen Städten Deutschlands in ganzen Compagnien zum Kriegsschauplatz begeben; meist junge Leute, die sich, mit Allem ausgerüstet, ein eigenes uniformirtes Kostüm angelegt und in Compagnien zu wirken pflegen. Sie haben gewiß viel Gutes gestiftet und ihrerseits mit all den Opfern und Entbehrungen zu kämpfen, die uns Allen hier der Krieg auferlegt.

Am interessantesten ist die freiwillige französische Ambulance der société internationale, welche am Abend des 18. in Gravelotte erschien, ihre zwei grünen Zelte aufschlug und die französischen Verwundeten in Empfang nahm, welche unsere Träger aus dem Kampfe holten.

Die Freiwilligen dieser Ambulance sind kräftige Leute, ein wenig phantastisch kostümirt. Sie haben ihre Almoseniers, ihre Priester bei sich, vier „Majors", Oberärzte, zehn Stabsärzte, drei Chirurgen und sind auf's Vortrefflichste mit Utensilien und-Werkzeugen versehen.

Mit großer Sorgfalt bemächtigen sie sich der fran-

zösischen Gefangenen, pflegen sie, amputiren sie, wie es nothwendig und sorgen für ihre Landsleute selbst, obgleich dieselben von uns wie die Unsrigen gepflegt werden.

Natürlich ist diese Ambulance militairisch überwacht, damit kein Mißbrauch durch Spionage geschehe. Der König selbst hat durch einen Befehl die Erlaubniß zur Zulassung dieser Ambulance gegeben.

Dies sind die guten und die bösen Geister des Schlachtfeldes, denen ich täglich hier begegne.

Vorposten St. Hubert, 21. August.

Zum ersten Male seit lange habe ich heute einmal einen Ruhetag und also die Zeit, sentimental zu werden, d. h. über die Strapazen, den Mangel und die Entbehrungen zu klagen, mit denen unsere Armee hinter und um sich zu kämpfen hat, während sie vor sich den blutigsten Strauß mit der bisher kriegerischsten Nation Europas hat.

Das liest sich gewiß so schön von all den Siegen und eine patriotische Thräne fällt wohl auf das Zeitungsblatt aus dem Auge, das von den täglichen Schlachten und Siegen der Unsrigen liest. Aber Niemand ahnt den ganzen Umfang des Mangels, des Hungers, des Durstes, der in unsern Reihen herrscht.

Elsaß und Lothringen sind ausgezehrt von der halben Million Soldaten, welche seit Wochen durch diese Provinzen zogen; es war schon bitterer Mangel, als die Franzosen diese Länder noch in Händen hatten, denn auch sie zwang ja die Noth schon, an unserer Grenze Kartoffeln zu stehlen.

Man denke sich ganze Länderstrecken, die schon durch Mißwachs heimgesucht worden, und jetzt noch zwei Armeen zu beköstigen haben; man denke sich eine Einwohnerschaft, die arm, von den französischen Soldaten schon ausgeplündert worden, und die dennoch auch für die Unsrigen noch hergeben soll, da unser Proviant ja schwer heran-

zuziehen und wie 1866 das Brot, wenn es nachkommt, vielfach verschimmelt und ungenießbar geworden.

Die Noth ist daher so groß geworden, daß selbst unsre leicht Verwundeten in den Cantonnements von Haus zu Haus laufen, um sich ein Stück Brot zu betteln, daß selbst die Truppen in den Bivouaks tagelang kein Brot fassen und sich von dem zähen Fleisch der eben erst geschlachteten Rinder erhalten müssen.

Aber damit nicht genug. Fühlbarer noch ist der Mangel an Wasser. Die Brunnen sind überall längst ausgepumpt, die Quellen versiegt, die Bäche ausgeschöpft. Auf Meilen weit oft keine Hand voll Wasser und die Zunge lechzt doch von der Anstrengung des Marsches! In den Adern siedet es nach den blutigsten Kämpfen, die Stirne glüht; der Gaumen klebt — und kein Tropfen Wasser, kein Labetrunk, denn selbst der Wein ist hier im Rebenlande erschöpft, für schweres Geld kein Tropfen zu haben! Viel Fässer mögen vergraben sein, aber sie zu finden hängt von einem glücklichen Zufall ab. Auch der Taback fehlt, die Cigarren müssen von unsern Marketendern, die sich schon 10 und 15 Sgr. für ein halbes Brod zahlen lassen, von Preußen geholt werden. Es fehlt an Allem, Allem, und jetzt mögen die daheim, die unsere Märsche, unsere Kämpfe, unsere Siege mit hochklopfendem Herzen verfolgen, jetzt mögen sie beurtheilen, was es heißt, unter solchen Umständen, unter solchen Entbehrungen einen Feind aus seinen natürlichen Festungen zu jagen, der sich tapfrer schlägt, als wir an unserer Grenze erwarten durften, dem jeder Fuß breit Landes mit Blut abzuringen ist, der uns verwüstete Felder, verödete Dörfer, zertrümmerte Häuser hinterläßt!

Der Leser versetze sich mit mir nach Gravelotte, dem elenden Dorfe, vor welchem am 18. der Kampf um die formidablen Höhen-Positionen gewüthet.

Jedes Haus ein Lazareth, angefüllt von Verwundeten, wie viele ihrer auch schon nach hinten geschafft worden.

daß dieselbe von diesen wilden und undisciplinirten Reitern überhaupt Gebrauch macht, sich von ihnen auch nur die geringste Hülfe verspricht. Diese guten Beduinen und die Spahis, die aus den Douars Algeriens rekrutirten Reiter, können wol ihre „Fantasia," ihre Ritterspiele, machen, sie sitzen auf den Pferden wie angewachsen, schießen im Galop mit ihren langen Flinten, fechten in ihrer Weise mit ihren großen Handschars; aber gegen unsere Truppen sind sie Spreu im Winde, und zudem müssen die armen Burschen in dieser Kälte halb erfroren sein, da ihre Kleidung sie nicht zu schützen vermag. Man ziehe dem Beduinen nur Hosen an, und er wird sich darin wie ein Affe benehmen.

Vielleicht sehe ich diese meine alten Bekannten demnächst auch in Versailles, denn wir erwarten hier die 26,000 Gefangenen von Le Mans. Man will der hiesigen Bevölkerung, und mit Recht, ein Schauspiel à la Sedan bereiten und zugleich eine kleine Revue halten, um sich zu überzeugen, wie viel wortbrüchige Offiziere unter ihnen sind. Ohne Zweifel giebt das eine ganz erkleckliche Auslese.

Wie ich höre, hat man jetzt auch die geheime Postverbindung zwischen Paris und Rouen aufgefunden, durch welche so unerklärlicher Weise die Briefe befördert wurden. Man hat den ganzen Rosentopf in Versailles entdeckt. Die hiesigen Briefträger waren es, welche die Beförderung übernahmen und wahrscheinlich schwimmend unsere Vorposten und den Belagerungsring passirten. Man fand in einem der aufgefangenen pariser Privatbriefe die ganze

Erklärung. In demselben setzte der Briefschreiber seinem Correspondenten auseinander, wie er es anstellen müsse, um einen Brief an ihn gelangen zu lassen. So ist man denn hinter die ganze Geschichte gekommen und hat die Briefträger vorläufig ins Loch gesperrt.

Den 16. Januar.

Während unsere Batterien allmälich vorrückten, intermittirt das Feuer der Franzosen in einer oft ebenso unverständlichen Weise, wie es uns das ganze einseitige Bombardement gewesen ist. Zahlreiche feindliche Geschütze sind bereits demontirt, es scheint aber in der Ersetzung derselben die größte Unordnung zu herrschen. Vielfach erscheinen an Stelle der unbrauchbar gewordenen schweren Kaliber leichte Feldgeschütze, deren Bedienung den maßgebenden Distanzen keine Rechnung trägt und immer wieder mit neuen Messungen beginnt, obgleich diese Distanzen doch schon seit Monaten feststehen.

Es ist mir versagt, nähere Andeutungen zu machen. Wenn aber der Moniteur und die Agence Havas sich über die Wirkungslosigkeit der vom Feinde in einzelne Stadttheile geworfenen Geschosse lustig macht, so dürften diese Organe in den nächsten Tagen schon Gelegenheit haben, „ihren Schaden zu besehen." Nach meiner Ansicht wurden bereits viel zu viel Details aus dem Bombardement veröffentlicht; namentlich die englischen Correspondenten senden ihren Zeitungen ganze Tagebücher aus dem Bombardement, aus welchen die französischen Artillerie-Offiziere

Im Jahre 1836, als Herr v. Goeben kaum ein Jahr Offizier war, nahm er seinen Abschied, um nach Spanien zu gehen und in die carlistische Armee einzutreten.

Im Mai des genannten Jahres über Bayonne nach Biscaya reisend, ohne die spanische Sprache zu kennen, trat er unter das Commando eines Divisions-Generals in Guipuzcoa.

Schon im ersten Gefechte ward er vor San Sebastian den Engländern gegenüber verwundet und gefangen genommen. Nach einer Gefängnißhaft von acht bis neun Monaten ward er nach Alava transportirt. Auf dem Marsche gelang es ihm, zu entkommen, und, durch den Ebro schwimmend, zu entfliehen. Navarra erreichend, ward er dem carlistischen Fremden-Bataillon zugetheilt, ging aber schon im Januar 1837 mit dem Corps Elio in das Innere von Castilien, während gerade die königliche Expedition, die durch Catalonien nach Valencia gezogen war, sich von dort nach Madrid wandte.

Bei Valladolid angegriffen und zum Rückzuge gezwungen, wurde Herr v. Goeben abermals verwundet und hierdurch gezwungen, in die baskischen Provinzen zurückzukehren.

Im Dezember desselben Jahres, von seiner Wunde geheilt, ging er wiederum nach Castilien und erhielt eine Compagnie des 7. castilianischen Bataillons. Die Expedition seines Generals bestand nur aus vier Bataillonen, einer Schwadron und einem tragbaren Geschütz. Sie wurde von allen Seiten verfolgt, von Cabrera abgedrängt, zu welchem sie sich ziehen wollte, um diesem Waffenschmiede zu bringen.

Am 11. Januar in der Gegend von Cuença vom Feinde ereilt, entspann sich ein Gefecht, in welchem Herr v. Goeben so schwer verwundet ward, daß man ihn in der darauf folgenden Nacht als nicht transportabel zurücklassen mußte.

Fünf Monate lag er in Cuença im Lazareth, ward dann nach Madrid und Cadix geschafft und erst im Früh-

jahre 1839 von Valencia aus zu der Armee Cabrera's ausgewechselt.

Hiernach machte er noch den letzten Feldzug Cabrera's in Valencia und Aragon mit. Das ganze christinische Heer wandte sich jetzt gegen Cabrera, Espartero ward indeß mit großem Verluste zurückgeschlagen, so daß der Kampf in diesem Theile Spaniens noch bis zum Sommer 1840 fortgesetzt wurde.

Herr v. Goeben war damals einer der Letzten, welcher noch südlich vom Ebro die Waffe in der Hand behielt, als Cabrera selbst mit dem Heere schon den Fluß überschritten hatte, um sich auf französischen Boden zurückzuziehen. Von Allen bis auf seinen Burschen verlassen, mußte auch der junge Preuße seine Waffe niederlegen, wurde aber noch in Teruel von elenden Nationalgardisten meuchlings verwundet.

Im Herbste 1840 kehrte Herr v. Goeben unter den traurigsten Verhältnissen in die Heimath zurück. Ein volles Jahr brauchte er, in Ruhe lebend, um wieder zu Kräften zu kommen, und trat also erst zu Anfang 1842 wieder in preußische Dienste ein — als Seconde-Lieutenant, während er in Spanien den Rang eines Oberst-Lieutenants bekleidete.

Sehr bald trat er übrigens in den Generalstab, was bei einem so jungen Offizier damals etwas sehr Ungewöhnliches war.

Die Carrière des Herrn v. Goeben in Preußen war nach so wechselvollen Schicksalen eine der glücklichsten und glänzendsten. Im Jahre 1848 befand er sich im General-Commando in Magdeburg, unter dem damaligen Chef des Generalstabes, unserm großen Strategen v. Moltke. 1849 stand er als Generalstabs-Offizier in der Avantgarde-Division, dann war er im Stabe des damaligen Prinzen von Preußen während des Feldzuges in Baden, bis 1855 im Stabe des Prinzen als Gouverneur der Rheinlande

fortgesetzt wird mag's so Manchem wieder nicht schnell genug gehen. Man vergißt, daß das eine der höchsten und schwierigsten Aufgaben ist, die hier unternommen ward, daß man es hier mit einem ganzen Zirkel von Festungen zu thun hat, gegen den in so wenigen Tagen schon enorme Vortheile errungen sind. Es gibt leider in Deutschland eine Partei, welche die Fortsetzung des Krieges bekämpft; Hypermoralisten sagen, unsere Armee, d. h. unser Volk, werde dadurch demoralisirt. Glauben diese Leute, unser Volk wäre nicht demoralisirt, wenn Frankreich mit allen seinen unnatürlichen Lastern als Sieger bei uns eingedrungen wäre: oder glauben sie, Frankreich werde dies nicht quand même in wenigen Jahren nochmals versuchen, wenn hier nicht reiner Tisch gemacht würde? Man hat klug reden auf der Ofenbank und bei der Bierkanne. Es darf keiner unserer Braven in diesem mörderischen Kriege gefallen sein, ohne daß sein Tod vollauf bezahlt werde.

Aber so raisonniren die Bier-Strategen: die und die Forts sind zum Schweigen gebracht — warum stürmt man sie nicht, und wann soll denn der Krieg ein Ende nehmen? Und doch sollte man wissen, mit welch einer Garnitur von Teufeleien diese Forts ausgerüstet sein können. Zu was stürmen, wenn's ohne das gehen kann? Heute z. B. hat auch das Fort Vanvres wieder zu feuern begonnen; der Feind unterhielt den ganzen Tag hindurch auf unserer Seite eine unausgesetzte Kanonade, doch minder heftig als an den vorhergehenden Tagen. Auch machen unsere Artilleristen die Bemerkung, daß das Material der Franzosen täglich schlechter wird und seltener crepirt. Unsere Artillerie

hat übrigens den Befehl erhalten, langsamer zu feuern, weil man dadurch denselben Erfolg zu erzielen gewiß ist. Ebenso wird heute bereits das Bombardement auf St. Denis begonnen haben. General Trochu hat sich zwar in seinem vorgestern erwähnten Briefe an den General von Moltke darüber beklagt, daß man selbst die Hospitäler in Paris nicht schone, man hat ihm aber geantwortet, es sei das vorläufig von unsern Batterien noch nicht zu überschauen, sobald man aber näher heran gerückt sein werde, wolle man mit der gewünschten Rücksicht bombardiren. Einstweilen müsse es beim Alten bleiben. Es kommt das auf die Aeußerung jenes Soldaten hinaus, der, als die Granaten der pariser Forts in die Feldwache fielen, ausrief: „Na nu, sie sollten doch wissen, daß hier Leute sind!“ Bei Gravelotte kam es den Franzosen auch nicht darauf an, das Lazareth in ihrer Schußlinie in Brand zu stecken; die Kanonen der Forts um Paris haben schon eine ganze Anzahl reizender Städte und Dörfer zusammenkanonirt, und da wundert man sich in Paris, wenn auf solche Distanzen die Granaten ein Haus treffen, das unglücklicherweise eine Mädchen-Pension oder eine Kranken-Anstalt ist!

Uebermorgen haben wir jetzt also unsern Kaisertag hier. Die Salle des glaces wird bereits festlich decorirt; das 5. und 6. Corps haben Befehl erhalten, Deputationen zu senden. Gleichzeitig wird das Ordensfest gefeiert und so mancher unserer Tapfern wird die verdiente Anerkennung erhalten. Der deutsche Kaiser übernimmt also übermorgen die Krone Karl's des Großen angesichts Ludwigs XIV.

und aller Gloires de la France! Was mag der hohe Reisende auf der Wilhemshöhe dabei empfinden, der einst in gewohnter Selbstüberhebung von sich sagte: „Il y a des instruments de la providence“, und werden uns die Pariser zu der Feier nicht einige Freudensalven spendiren, wenn wir hier beim fränkischen Wein dem deutschen Kaiser unsere Huldigung bringen?

General Trochu hat, wie ich höre, gestern abermals ein Schreiben gesandt. Ueber was mag er sich wiederum zu beklagen haben? Es scheint unmöglich, ihm etwas recht zu machen.

Auch Montrouge gibt heute wieder viele Schüsse ab; sämmtliche Batterien der Forts und der Enceinte sollen übrigens nur immer je einen Mann zur Bedienung der Geschütze haben, namentlich von der Marine; die artilleristische Begeisterung wird also wol schon ein wenig verdunstet sein.

Den 19. Januar.

Soll ich die Zahl der Reden und Artikel noch vermehren, welche gestern die Wiedergeburt des Deutschen Kaiserreichs feierten? Ich stand gestern Morgen an der Wiege desselben; Deutschlands Fürsten mit dem Schwert umgürtet, die Generale, wettergebräunt und erprobt auf den Schlachtfeldern; die Offiziere mit dem Eisernen Kreuze auf der Brust, die so oft sich dem Feinde entgegen gestellt, sie waren die Pathen, und Alles, was wir seit Jahrhunderten Kühnes und Großes erzählt und von Deutschlands Ruhm und Größe, es stand vor uns in Gestalt des Kai-

sers Wilhelm, auf dessen greises Haupt der Himmel so viel Gnaden und Ehren gehäuft, wie sie vor ihm kaum ein Monarch dieser Erde getragen.

Nichts hatte am Tage vorher den Bewohnern von Versailles verkündet, welch ein großer historischer Act sich im Schlosse vollziehen werde, und die Wenigsten wußten darum, als am Morgen die Reveille die französischen Langschläfer weckte. als die deutsche Hymne und das Preußenlied durch die Straßen schallten und wenige Stunden später die Truppen ihre Aufstellung nahmen. Auch des Königs Erscheinen auf dem Platze, in einfachem braunen Reisewagen, à la Daumont geführt, verrieth nichts von der Bedeutung des Tages. Das jubelnde dreifache Hurrah der Truppen, das den Monarchen empfing, war nichts Ungewohntes; es konnte der Geburtstag des greisen Fürsten sein, und selbst diejenigen der Bevölkerung, welche schließlich von der Bedeutung des Tages eine Ahnung bekamen, waren nicht im Stande sich vorzustellen, daß man die Geburt des Deutschen Kaiserreiches in solcher Stille feiere, daß der Deutsche Kaiser nicht in goldstrotzender Equipage mit auf allen Nähten vergoldeten Lakaien zur Huldigung fahre.

Ich überlasse es den so zahlreich hier versammelten Correspondenten, die Feierlichkeit selbst, das so einfache und ergreifende Ceremoniel zu schildern, denn ich bin ungeschickt in dergleichen, und der Staats-Anzeiger würde mich bemitleiden, wenn ich mit einem stümperhaften Festberichte erscheinen wollte. Ich habe mir selber vielmehr den großen historischen Act tief und unvergeßlich ins Herz geschrieben,

als ich nach Beendigung der Feier im Schloßhofe stand, umgeben von all den steinernen Helden Frankreichs, deren gezückte Schwerter nicht lebendig wurden, da sie die preußische Königsflagge auf dem Schlosse von Versailles rauschen hörten, auf demselben Schlosse, in welchem doch toutes les gloires de la France verewigt sind, diese steinernen Helden, die mit ihren theatralischen Mienen anhören mußten, wie wir uns von der neuen Siegesnachricht erzählten, die unsere Truppen in den Vogesen gestern Abend zur Vorfeier des großen Tages dem Kaiser von Deutschland zu Füßen gelegt hatten! Und da saß der gußeiserne Ludwig auf seinem hohen Roß, mit seinem großen Federhut, Ludwig XIV., der die ganze Niederlage Frankreichs hier in Versailles mit ansehen muß, mit dem wir eigentlich noch den Krieg weiter führen, wie Raumer gesagt haben soll, und mit dem wir eben unsere Rechnung zu schließen im Begriff sind.

Wie sie zu Hause, in der Heimat wol geredet und getoastet haben mögen am Geburtstage des neuen deutschen Kaiserreiches! Hier in Versailles ging Alles ernst und würdig zu, im vollen Bewußtsein des großen Actes, der eben angesichts der Kanonen der pariser Forts vollzogen wurde. Nichts verrieth nach demselben in der Physiognomie der Stadt, was im Schlosse geschehen war. Die Place d'Armes leerte sich, als die wenigen Truppen abmarschirt waren, von den Versaillern hatte sich scheinbar Niemand darum gekümmert, von der pariser Kanonade war kein Laut zu hören, den die Richtung des Windes uns seit mehreren Tagen davontrug, nur in den Hotels hatten

sich die von den Vorposten hereingeeilten Offiziere versammelt, um beim Saft der Marne-Reben von den blutigen Tagen zu plaudern, die hinter uns liegen, und von der Zukunft, deren Morgensonne auf den Hermelin des deutschen Kaisers, über den Schlachtfeldern aufgehend, ihre siegesblutigen Strahlen wirft.

Viel Thränen, unendlich viel hat uns die Wiedergeburt des deutschen Kaiserreichs gekostet. Die Nation hat sie geweint, und auch die, die dem Kaiser-König am nächsten stehen, haben das Theuerste geopfert, was sie hatten, gewiß nicht ohne Thränen, wenn sie auch kein Anderer sah. Der König selbst übernahm die Krone Deutschlands mit Thränen in den Augen, als er seinen Sohn umarmte, und die tiefste Rührung stand auf den strengen Gesichtern der Generale und Offiziere, welche den Spiegelsaal füllten. Nur der eiserne Graf verlas die Proclamation mit einer Ruhe, als habe er ein diplomatisches Actenstück vor sich. Heute ist das Kaiserreich von Deutschland, das gestern so schlicht, so ohne jeden Pomp hier inaugurirt wurde, eine Thatsache. Die Fahnen, die gestern das greise Haupt des Kaisers umschwebten, sind wieder zu ihren Regimentern zurückgekehrt, und was gestern hier jubelte, ist wieder an das schwere eiserne Werk gegangen, das noch vollendet werden soll.

Versailles ist still wie immer; selbst das dumpfe Orchester der Kanonen schwieg für uns in der Stadt, und wer es hören wollte, mußte sich in die vordersten Reihen des Parquets, der Belagerungs- oder Vertheidigungslinien begeben oder beispielsweise im „Hotel zur lustigen Erbs-

wurst", im Repli hinter den Batterien absteigen, denn ohne specielles Entréebillet ist der Eintritt ins Orchester selbst sehr streng untersagt. Die guten Versailler, das Gebrumme der Kanonen vermissend, trugen sich schon seit einigen Tagen mit Waffenstillstands-Gerüchten. Sie hatten von dem Parlamentär gehört, der am 17. in Versailles eintraf, und knüpften an denselben ihre heimlichen Wünsche, wenn sie auch öffentlich gegen uns gern die Maske eines Vengeur de la mort oder eines Franctireur de la blague annahmen. Es hat aber mit dem Parlamentär wol nicht viel auf sich gehabt, denn irre ich nicht, so ist der Dienstag einer der parlamentarischen Sprechtage der Woche, an welchem bei der Brücke unter dem Point du Jour einige Complimente und fromme Wünsche ausgetauscht werden. Der stationirte parlamentirende französische Offizier ist in dieser exponirten Gegend schon wie zu Hause und betrachtet die Granaten bereits wie die Sternschnuppen, wenn aber Herr Trochu seine Ordonnanz-Offiziere hinaussendet und die Batterie Nr. 1 ihnen ihre Geschosse seitwärts über die Köpfe wegsendet, so werfen sie gern einen scheuen Seitenblick zu ihr hinüber und sind froh, wenn sie ihre Mission hinter sich haben.

Es ist dies unstreitig eine der interessantesten, aber auch am meisten gefährdeten Batterien, da sie nicht nur in der Front, sondern auch von beiden Seiten scharf beschossen wird. Schwerer, harter Dienst in derselben die langen vierundzwanzig Stunden hindurch. Die feindlichen Granaten schlagen concentrisch herüber, vor, in und hinter die Batterie, auf alle Communicationswege. Ich habe an-

fangs starke Zweifel gehegt, ob sie sich dort werde halten können, aber sie kanonirt lustig weiter, denkt nicht an Dislocation und hat verhältnißmäßig nicht mehr Verluste als Nr. 8, 9 und 10 auf der südlichen Seite. Deutlich sieht man von hier die Brandgranaten auf die Gebäude in Paris aufschlagen; man sieht auch alsbald wol den Rauch aufsteigen, aber der Brand ist schnell wieder gelöscht. Vielleicht haben die Gardinen Feuer gefangen, ein Pianino ist verbrannt, eine Etagêre vielleicht, auf der die Granatsplitter alle Nippes und Porzellan-Chinesen entzwei geschlagen; die Gebäude selbst aber sind unverbrennbar. Die von der Artillerie abgelöste Infanterie sieht von ihrem Repli aus dem Geschützkampf mit Spannung zu und wartet auf den verheißenen Massen-Ausfall, dankbar sendet sie der Batterie täglich einige Liebesgaben, Cigarren, Glühwein oder was sonst eines Artilleristen Herz erfreuen kann.

Nachschrift: Eben Alarm. Die Pariser machen einen Ausfall vom Mont Valérien. Ich eile mit hinaus und melde morgen, was vorgegangen.

Den 19. Abends.

Das Resultat des großen extraordinären, am Samstag in Paris gehaltenen Kriegsrathes war, wie zu erwarten, ein neuer großartiger Ausfall. Heute Morgen um 8 Uhr also Alarm. Die Pariser stiegen vom Mont Valérien herab mit gegen 30 Bataillonen, wie es gleich am Morgen hieß, mit hundert Kanonen, wie sich eine Stunde darauf schon die Nachricht verbreitete. Die Ka-

Als ich vor einigen Tagen in dem genannten Städtchen war, ging das große Hauptquartier des Königs nach Commercy vor. Gestern, als ich wieder dort eintraf, sollte es bereits in Bar le Duc sein und heute, da ich ankomme, ist es schon nach Clermont gegangen.

Gestern Mittag, als der König sein Hauptquartier vorwärts legen wollte, traf die Nachricht ein, daß der Marschall Mac Mahon wieder einen kühnen Marsch zu machen beabsichtige, etwa wie von Turbigo auf Magenta, welchem er seinen Herzogstitel verdankt.

Mac Mahon, so lautete die Nachricht, sei von Rheims mit einer starken Macht von 80 — 100,000 Mann auf dem Wege nach Metz, um die Festung zu entsetzen, also die darin eingeschlossene Armee von etwa gleicher Stärke zu befreien.

Als General v. Moltke dies hörte, soll er geäußert haben: Jetzt habe ich sie da, wo ich sie haben wollte! Sofort wurden die nöthigen Befehle ertheilt, dem Corps Mac Mahons in die Flanke zu rücken, und unsere Operationen erhalten nothwendig dadurch eine ganz andere Physiognomie.

Nicht, daß wir das Gesicht von Paris abwendeten! Es heißt eben nur: Augen rechts! und wenn nicht Alles täuscht, so ist der Metzer Garnison wenig durch Mac Mahons Pläne geholfen. Der von den Unsern um die Festung gelegte Ring ist stark genug, um selbst dem Durchbruchs-Versuch der in Metz eingeschlossenen kaiserlichen Garde jede Absicht, sich Luft zu machen, vereiteln zu können; wir sind auch hinreichend stark genug, den Duc de Magenta in die Flanke zu fassen und ihn zurück zu werfen, ehe er noch im Stande ist, sich mit etwaigen Zügen in den Ardennen zu vereinigen.

Der Krieg beginnt jetzt also eine andere Wendung zu nehmen, wir stehen vor neuen und großen Gefechten. Das Mac Mahon'sche Corps hat sich neu organisirt, Canrobert wird auch wieder auf dem Posten sein; wo Failly

ist, wissen wir nicht, obgleich man es bei uns an höheren Stellen wissen wird.

Auch die Bevölkerung des Landes scheint plötzlich wieder neuen Muth und neue Hoffnung zu fassen. Auf der ganzen Route hierher fand ich zwar eine zugeknöpfte Stimmung, heftigen, heißen Groll auf Alles, was preußisch ist, trotzdem aber, wenn man die Leute durch Freundlichkeit zum Reden brachte, hieß es stets: wäre nur erst Friede gemacht, denn das ganze Land wird verwüstet und wir Alle sind ruinirt! — Auch gegen den Kaiser fallen viel böse Worte. Ich bin überzeugt, man haßt ihn bereits aus dem Innersten der Seele — nicht, weil er den Krieg begonnen, sondern weil er ihn auf seiner eigenen Seite so elend organisirt und sich selbst als ganz unfähiger Feldherr gezeigt. Man kann wohl Bücher über Feldzüge schreiben, aber zugleich als Theoretiker seine ganze Nation ins Unglück stürzen.

Nichts natürlicher, als daß die Nation die Hoffnung nicht ganz aufgiebt und immer noch auf irgend eine Chance wartet. In kindischer Weise erzählt sich das Volk allerlei abgeschmacktes Zeug. Einmal heißt es: zwanzigtausend Preußen seien in einen Abgrund gefallen und darin elend umgekommen. Niemand weiß, wo der Abgrund liegt, der so viel Feinde zu verschlingen im Stande; es ist aber Jedem ein Trost, sich davon zu erzählen.

Ein andermal — und das ist überall verbreitet — heißt es: der prince royale, der Kronprinz, sei schwer verwundet und habe also den Befehl abgegeben. Wo das geschehen sein soll, weiß auch Niemand, aber es ist tröstlich, sich dergleichen zu erzählen.

Endlich heißt es jetzt: die römische Garnison werde den ganzen Feldzug retten, d. h. uns von Nancy aus in die linke Flanke fallen, während Mac Mahon uns in der rechten fasse.

Wie das geschehen soll, weiß auch wiederum Niemand,

Die Dunkelheit brach darüber herein; der Feind soll noch heute Abend auch aus diesen, für uns allerdings unhaltbaren und strategisch nutzlosen Positionen hinausgeworfen werden, denn die Gefangenen, alle mit Ration auf vier Tage versehen, sagen aus, es sei das heute nur der Anfang (des Endes von Paris) gewesen, man wolle fünf Tage hinter einander den Durchbruch versuchen und, wenn er dann nicht gelungen, die Waffen strecken.

Auf unserer Seite bleibt die Nacht hindurch Alles in Alarm. Unsere Truppen bivuakiren draußen, die bairische Brigade, die den vom Kampfplatz heimkehrenden Kaiser auf der Place d'Armes mit donnerndem Hurrah empfing, hat sich in Versailles in die Kasernen der preußischen Truppen gelegt und sich im Uebrigen einquartiert, wo sie Platz gefunden. Wo die Baiern sind, wird gesungen, und so dringen denn die Schnadahüpfeln aus allen Localen. Die Place d'Armes gleicht einem Bivuak; bairische Posten, bairische Trainwagen, — es ist hier Alles mit Einem Schlage bairisch geworden, ein Beweis, wie sehr bei uns Alles am Schnürchen geht, da diese Brigade in demselben Augenblick Versailles betrat, wo das 5. preußische Corps in die äußerste Belagerungslinie rückte.

Der Feind also wurde heute auf dem ganzen Angriffs-Terrain nach langem Kampf zurückgeschlagen; selbst einzelne Abtheilungen der Mobilgarden haben mit vieler Bravour gefochten, wie dies unsere Soldaten mit vieler Anerkennung bestätigen. Trotz aller Anstrengungen gelang es den ausfallenden Truppen nicht, über unsere erste Linie einzudringen.

Das ganze Gefecht war vorherrschend ein Geschützkampf. Als ich die Höhe von Beauregard erreichte, wo unsere Reserven wie gewöhnlich Aufstellung genommen, schlug das grobe Geschoß der Riesenkanone des Mont Valérien in genau beobachteten Intervallen von sechs Minuten unmittelbar an der Parkmauer neben uns ein, mit großer Präcision ihr Ziel innehaltend, so daß gerade die Mauer das crepirende Geschoß von unsern Leuten trennte. Beauregard ist immer eine Zielscheibe des Mont Valérien und der ganze Park also schon mit Eisen gepflastert. Major Pilgrim, bei dessen Batterie ich schon 1866 in Nechanitz vor Königgrätz am Morgen die Schlacht eröffnen sah, stand mit der Uhr in der Hand und signalisirte die Schüsse der Grande Josephine, die dann auch keine Secunde verfehlten. Man hatte dem Valérien Unrecht gethan, indem man annahm, es seien die größten Kaliber weggeschleppt. Er hat uns heute eine bessere Meinung beigebracht. Bleich und mit von Schutt überdecktem Helm stand Lieutenant v. Malachowski am Kreuzwege von Beauregard, eben aus seinem Observatorium von Jonchère kommend, das durch feindliche Granaten in einen Schutthaufen verwandelt worden war. Nur durch ein Wunder war dieser Offizier, sowie sein Vice-Feldwebel, ein Dr. phil. vom grauen Kloster in Berlin, gerettet worden. Zwei nach einander einschlagende Granaten hatten das aus Fachwerk bestehende leichte Gebäude zertrümmert, einen Mann getödtet, den Lieutenant und den Vice-Feldwebel mit Schutt überworfen, aber sonst unversehrt davon kommen lassen.

Keine Möglichkeit, im Wurfbereich der großen Zuckerhüte vorwärts zu kommen. Selbst die Ambulanz konnte nicht vorgehen. Rechts von uns in der Waldung bei Vaucresson hartnäckiges Geschützfeuer und Gewehrknattern bei der 9. Division, vor und unter uns im Thal Granaten herüber und hinüber. Unsere Batterien hatten bereits großen Vorsprung gewonnen und flankirten den Feind, auf dem Sammelplatz aber war Alles festgebannt durch den Grobian des Mont Valérien. Endlich, etwa 3 Uhr, erreichte ich La Selle St. Cloud, wo das abgelegte Gepäck unserer Compagnien den Granaten ein lebhafter Tummelplatz war. Links zog sich über dem Thal der Aquäduct von Marly hin, wo Kaiser Wilhelm dem Gefecht beiwohnte. Vor mir, als ich La Bergerie erreichte, erhob sich der Mont Valérien, Feuer speiend nach Vaucresson und Bougival, von wo ihm unsere Batterien die Antwort nicht schuldig blieben. Heftiges Gewehrfeuer bezeichnete das Vorgehen des 4. Corps. Das Feuer der Franzosen nahm gegen 4 Uhr abermals zu, wie dies die Gewohnheit derselben gegen Abend ist; das intermittirende, abgebrochene Rasseln der Mitrailleusen, das seit einigen Stunden geschwiegen, begann von Neuem, setzte aber bald wieder aus und ließ den großen Geschützen das Wort, welche das ganze Terrain mit Granaten übersäeten.

Die Dunkelheit sank bereits herab, als ich wieder in La Selle St. Cloud eintraf. Unsere Reserven bereiteten sich eben zum Einmarsch, als ich Beauregard wieder erreichte. Am Abend hatte, wie gesagt, der Feind noch die neutrale, keiner von beiden Seiten nutzende Schanze

Montretout besetzt, indeß gingen unsere Truppen noch in der Dunkelheit vor, um ihn auch da hinaus zu jagen, was denn auch mit großer Bravour geschah. Der Feind hat selbst zu Anfang des Gefechts nur geringe Vortheile zu erreichen vermocht.

Ueber unsere Verluste ist nichts Bestimmtes zu sagen; ich schätze ihn auf höchstens 350—400 Mann, darunter etwa 12 Offiziere. Auch den unserer braven 5. Jäger, die gleich Anfangs sehr stark engagirt waren, kenne ich nicht, doch kann er nicht unbedeutend sein. Einzelne der Gefangenen, namentlich Zuaven tragen große Brote unter dem Arm. Die Gefangenen sehen wohlgenährt aus, und verrathen keinerlei Entbehrungen; ihre Rationen sind die der Feldtruppe ohne alle Schmälerung. Sie sagen aus, das Volk habe sie zu diesem Ausfall gezwungen, eine Aeußerung, welche allerdings die Pression der Bevölkerung auf die Maßnahmen der Vertheidigung bestätigt. Die Ausfälle sollten nach ihrer Meinung en masse und zwar mit 300,000 Mann fortgesetzt werden. Wie viel Wahres daran, wird sich zeigen. Die Franzosen haben es diesmal gut mit uns gemeint. Als gestern Morgen die Post von Deutschland nicht eintraf, hieß es bereits, die Eisenbahn sei bei Lagny zerstört worden. Die spät Abends endlich ankommende Post bestätigte dies. Ohne Zweifel war von Paris aus der Befehl ergangen, uns den Rückzug abzuschneiden, während man uns in der Front angreife. Das Unternehmen ist aber mißlungen.

Den 20. Morgens.

Die Nacht hindurch noch lebhafte Kanonade von unserer Seite; dichter Nebel. Die Geschütze schweigen, die Corps-Artillerie steht mit Bespannung auf dem Platze. Alles ist bereit, den Kampf wieder aufzunehmen. Inzwischen haben sich die Franzosen mit klingendem Spiel in die Stadt zurückgezogen und alle die schönen Plane also vorläufig an den Nagel gehängt.

Erst heute Morgen sah man die kolossale Wirkung unserer Artillerie; das Schlachtterrain war mit todten Franzosen bedeckt. Unter unsern Verwundeten fand man einen Unteroffizier, der mit 12 Mann die Schanze Montretout besetzt gehalten, verwundet liegen geblieben und beim Eindringen der Franzosen in dieselbe unser ganzes Bombardement in der Schanze mit durchmachen mußte.

Unter den eingebrachten Gefangenen befindet sich ein Capitain, der tolle Dinge von Paris erzählt. Auch er bestätigt, daß der Pöbel diesen Ausfall dictirt, daß derselbe die Oberhand in Paris gewonnen, daß er persönlich sich glücklich fühle, durch die Gefangenschaft dieser Hölle entkommen zu sein. Die Angaben der übrigen Gefangenen stimmen hiermit vollkommen überein.

Auf unserer Seite machte sich gestern vielfach die Ansicht geltend, man habe den Ausfalltruppen die viertägige Ration als den Rest der Lebensmittel mitgegeben. Die Ordre war allerdings, sie sollten sich, wenn sie sich nach der einen Richtung nicht durchschlagen könnten, nach der andern wenden, und dies wird allerdings durch die

plötzliche Schwenkung des Gefechts bestätigt. Daß sie mit klingendem Spiel wieder nach Paris gezogen, läßt wieder auf einen Sieg nach rückwärts schließen. Es ist nur die Frage, wie der Pöbel sie empfangen hat, da sie doch evident unverrichteter Sache, höchstens mit einigen versprengten Gefangenen ihren Einzug halten.

Man scheint in Paris von der rothen Republik nicht weiter entfernt zu sein, als man es schon in Lyon war. So lange der Canaille der Mund mit Fleisch und Brod gestopft wird, mag sich der Zustand erhalten; wie mir einer der Gefangenen sagte, wird einstweilen die Armee und das Volk noch nothdürftig gespeist. Trochu hat man in Verdacht, er werde plötzlich die Forts den Preußen übergeben und sich selbst unter ihren Schutz stellen. Die nächsten Tage mögen schon die Entscheidung vor Paris bringen, denn selbst den größten Fanatikern wird der Muth und das Vertrauen zu Ende gehen.

An einen neuen Ausfall ist, wie die Dinge am Mittage stehen, heute nicht mehr zu denken; die französische Artillerie hat gestern ihre Schuldigkeit gethan und uns den Beweis geliefert, wie fieberhaft thätig man in Paris gewesen; es ist aber eben Alles vergebens und so drängt sich Alles zum Ende.

Den 21. Januar.

Gestern Nachmittag gegen 2 Uhr neuer Alarm. Es hieß, der Feind bereitet sich wieder zu einem neuen Ausfalle, während doch die letzte zurückgebliebene Batterie der

der 2. Küraſſiere und der baieriſchen Batterien, die den greiſen Helden mit Enthuſiasmus begrüßten.

In Buſancy war's kaum elf Uhr. Mit Gemüthsruhe ſetzte ich mich in's Kaffeehaus, das freilich von den Soldaten ſchon ganz ausgeräumt war. Ich hatte Zeit. Wußte ich doch ganz beſtimmt, daß vor 12 Uhr Mittags kein Angriff erfolgen werde. Halb ein Uhr war ſtets der Moment geweſen, in welchem wir mit dem Feinde anbanden; der Kampf dauerte dann regelmäßig bis in die Nacht hinein; in 8 Stunden waren die Unſeren regelmäßig ſo gründlich mit dem Feinde fertig geweſen, daß er ſich in mehr oder minder haſtiger Flucht zurückgezogen.

Und ſo geſchah's denn auch heute. Pünktlich um 12½ Uhr begannen unſere Batterien hinter dem Dorfe Buſancy den an den Waldſäumen öſtlich von Verrières, etwa 3000 Meter ſüdlich von der Straße nach Beaumont, bei le Ferme du Fond Barré ſich zeigenden Feind zu beſchießen. Die Franzoſen hielten nicht Stich hier und zogen ſich, geſchützt durch die Wälder, eine Stunde weiter öſtlich gegen Sommauthe und Beaumont, wo ſie ſich auf den Höhen über und zwiſchen den beiden Dörfern aufſtellten.

General v. Moltke mußte ſeine Freude haben, als er den Feind in einer Poſition fand, aus der er direct gegen die belgiſche Grenze geworfen werden konnte. Das Artillerie-Feuer begann denn auch ſofort. In der erſten Stunde ſchon rückten unſere Geſchütze auf dem rechten und linken Flügel vor. Die Franzoſen wechſelten mit ihrer Artillerie ſehr oft, bald war ihr Feuer hier, bald dort. Zwei Gehöfte und ein Haus in Beaumont wurde von ihnen in Brand geſchoſſen. Unſere Infanterie-Colonnen hatten einen ſchweren Stand, auf den langſam anſteigenden Ebenen mußten ſie gegen die feindlichen Feuer vorgehen. Links von uns erhob ſich ein ſcharf vorſpringender Hügel des Mont de Dieu, in deſſen Waldungen der Feind ſehr ſtark ſein ſollte. Man erwartete unſern Kronprinzen dort, von links heranrückend, und dies muß denn auch den Feind

veranlaßt haben, sich mit den übrigen Truppen auch dort zurückzuziehen.

Bis drei Uhr heftiger Artilleriekampf mit Mitrailleusen-Begleitung, die jedoch sehr bald wieder schwieg. Dann ward Alles still vor uns, nur die drei Feuersäulen loderten fort und der scharfe Wind jagte den Qualm über das Thal.

In den Waldungen am Saum des Horizontes starkes Gewehrknattern. Das Hurrahrufen unserer auf den Feind gehenden Truppen drang zu uns herüber. Dann ward's wiederum still.

Schon legte sich ein starker Nebel, vermehrt durch den Pulverdampf, als auf unserm rechten Flügel die Kanonade von Neuem begann. Ordonnanz-Offiziere brachten dem Könige die Meldung, unsere Truppen hätten ein ganzes französisches Lager überrumpelt und Bagage und Zelte weggenommen.

Abermals dumpfe Stille zu unsern Füßen; der trübe Himmel klärte sich und die Sonne leuchtete in das schöne Ardennenthal hinab, das der Krieg verwüstete.

Der König, umgeben von seinem Generalstab, stand im Vordergrunde auf dem sich über dem Dorf Sommauthe erhebenden Hügel, von welchem das ganze Schlachtthal zu überblicken war. Die weiße Mütze des Grafen Bismarck leuchtete weithin. General Sheridan, der Amerikaner, lagerte mit seinem Adjutanten im Grase, Alles hatte das Fernrohr vor den Augen.

Da plötzlich lief ein Häschen vor uns durch die Kartoffeln. Die Soldaten der Stabswache machten mit gezogenem Säbel Jagd auf das arme Thier. Ein Maulwurf kroch durch das Kraut — wiederum Jagd.

Ein Lagerfeuer ward neben dem Könige angezündet, denn der Abend sank herab und auf dem Hügel wehte ein schneidender Wind.

Eben erzählt man, es sei einer der Feldjäger des Königl. Hauptquartiers, der an den Prinzen geschickt worden, bei Verdun von den Franzosen abgefangen. Seine Kame-

erst wieder zu Hause sein, wir werden ihnen schon die Köpfe zurecht setzen! So war es zu Anfang, als die Waffenbrüderschaft geschlossen wurde, so steht es heute und so wird's auch bleiben. Mögen die Schwarzröcke Sorge tragen, daß wir drüben Alle in einen Himmel kommen, hienieden bleiben wir in dem einen und untrennbaren Deutschland.

Heute ist nun eine Art von Belagerungs = Feiertag. Es ist einem zu Muthe, als wäre Ostern schon gekommen, als möchte man den Sonntagsrock anziehen, wenn man einen hätte. Das 4. und 5. Corps kann seine Toilette repariren, während die Franzosen das traurige Werk der Todtenbestattung vollenden. Neben uns auf der Südseite, der Ostfront und nördlich wird natürlich weiter kanonirt, und irre ich nicht, so beginnt heute das Bombardement von St. Denis.

Die Gehöfte bei Garches sind, wie ich mich gestern überzeugte, gegen Abend des 19. niedergebrannt. Sonst ist Alles beim Alten. Vinoy soll das Oberkommando der Ausfallstruppen gehabt haben.

Ueber die Lebensmittelfrage sind wir im Grunde ebenso klug geblieben, wie wir waren; auf die Aussagen von Gefangenen ist nie viel zu geben: nur das Eine erhellt aus ihren Mittheilungen, daß der Pöbel allmälig die Oberhand gewinnt, und der kann noch lange regieren, wenn er nur zu essen und zu trinken hat.

Versailles, 22. Januar.

Vorgestern Abend kam die Nachricht von einer durch

Trochu beantragten und vom Kaiser Wilhelm genehmigten 24stündigen Waffenruhe zur Begrabung der französischen Todten. Als ich gestern Morgen zu den Vorposten hinaus kam, um das Gefechtsfeld zu besuchen, war aber von Waffenruhe keine Rede. Der Kaiser hatte sie abgelehnt, jedoch zugestanden, daß die Todtengräber nicht belästigt werden sollten. Alles war also beim Alten. Südlich von Vancresson wurde lustig drauf los kanonirt hinüber und herüber, über die Todten hinweg, und trotz allem Nebel ward auch das Bombardement von St. Denis begonnen. Wie die Posten aussagten, hatte auch der Mont Valérien wieder gefeuert, und so war denn Alles wieder in der alten Belagerungsordnung. In St. Germain erzählte man, die Franzosen seien auf dieser Seite schon im Schutze des Morgendunkels, nicht, wie ich schrieb, um 8 Uhr herausgekommen, denn als es Tag ward, sah man ihre Colonnen schon im Thale sich bewegen. Unrichtig ist es wol, wenn man den Beginn des Kampfes auf 11 Uhr setzt; derselbe begann schon gegen 10 Uhr. Für die Bewohner von St. Germain war dies natürlich ein großes patriotisches Schauspiel. Die ganze Bevölkerung hatte sich auf der Park-Terrasse am Pavillon Heinrich's IV. versammelt, um dem glorioſen Ausfall zuzuschauen, bis man sie zurückjagte und die Ruhe herstellte. Selbst gestern noch durfte Niemand der Rampe sich nähern. Man behauptet, der Mont Valérien habe schon eine Granate nach St. Germain geworfen, doch scheint mir die Distanz zu groß hierfür. Die nach dem Gefecht in St. Cloud gefangenen 18 Offiziere der Mobilgarde wurden am Abend in Versailles im Hôtel

de France (der Commandantur) gespeist und zeichneten sich durch ein ordinäres Benehmen aus. Auf die Bedienung des Hotels machten diese einen so patriotischen Eindruck, daß sie sich um die deutschen Offiziere gar nicht kümmerten und von diesen erst in etwas derber Weise an ihre Pflicht erinnert werden mußten. — Die Nachricht über unsern Verlust wird bereits amtlich nach Deutschland gekommen sein. Namentlich bei der Widernahme der Montretout-Schanze, beim Angriffe mit dem Bajonnet, ist es hart hergegangen. Den Verlust des Feindes schätzt man auf 6000. Die Todten sahen entsetzlich aus, namentlich diejenigen, welche sich im Todeskampfe noch in dem feuchten, aufgeweichten Boden umhergewälzt. In unsern Batterien und an allen Erdwerken stand das Wasser Fußhoch, das ganze Kampfterrain war ein einziger Morast, das Gewehrfeuer gleich Vormittags so heftig, daß auf unserer Seite schon am Mittage die Munition ausging. Gleich heftig war unser Geschützfeuer, das freilich durch den Nachmittags eintretenden Nebel nur auf's Ungefähr hin unterhalten wurde und trotzdem, wie sich am andern Morgen zeigte, eine verheerende Wirkung gehabt hat. — In der vergangenen Nacht explodirte durch eine feindliche Granate die Pulverkammer der Batterie Nr. 17. einer neu eingerichteten Mörser-Batterie des Premier-Lieutenants v. Steinmetz. Die Batterie selbst ward dadurch demontirt, der Verlust beträgt jedoch nur zwei Mann, die mit der Pulverkammer in die Luft flogen.

Den 24. Januar.

Die Sprengung der Brücken bei Nancy durch die Franctireurs, die uns dabei den Brückenposten von 1 Offizier und 20 Mann abgeknüpft haben sollen, hat uns wieder einen Tag ohne Nachricht aus Deutschland gelassen. Inzwischen ist die Zeit der Capitulation für die Infanterie zur Begrabung der französischen Todten abgelaufen. Die Opfer sind bestattet. Man zählte über 1000 französische Todte, unter denen unsere Granaten furchtbar gewüthet, da sie gruppenweise zerschmettert am Boden lagen. Kaiser Wilhelm hatte allerdings die Waffenruhe abgelehnt, indeß zugestanden, daß unsere Kanonen die französischen Todtengräber nicht belästigen sollten. Unter der Leitung eines Oberjägers, der kein Wort französisch verstand, aber doch sein trauriges Amt mit großer Gewandtheit übte, durften also die Franzosen ihre Todten holen. Sie durften bis zu einer gewissen Linie kommen; was diesseits derselben lag, wurde ihnen von den Unsern zugetragen. In der Montretout-Schanze hatten sie sich schon vortrefflich eingerichtet, z. B. den tiefen Graben zugeschüttet und mit Bohlen belegt, als werde dieselbe jetzt in ihrem Besitze bleiben. Eins der Nationalgarden-Bataillone mußte beim Ausfall von einer preußischen Granate getroffen worden sein, denn man sah eine Gruppe zerfleischter Leichen daliegen. Das ganze übrige Bataillon hatte Gewehr und Tornister weggeworfen und war davongelaufen. Eine Unzahl von Büchern, Papieren, Kochgeschirr und Hunderte Requisiten bezeichnete die Stätte ihrer eiligen Flucht. Unter den Parisern, die herauskamen, befand sich auch der alte

Maler Meissonier, der gekommen war, sich nach dem Schicksale eines seiner Schüler zu erkundigen. Der Verkehr zwischen den Preußen und den Franzosen während dieser traurigen Episode war ein sehr ernster, aber freundlicher. Gestern entdeckte man in Versailles und zwar in dem großen Hause des fünften Feldlazareths, in den Kellereien ein ganzes Lager von französischen Koffern, die den Offizieren und Sergeanten gehörten. Es waren Hunderte, alle gefüllt namentlich mit neuen Uniformen, die wohl auch für den Einzug in Berlin bestimmt gewesen sein mögen. Man entdeckte alle diese Koffer, als das in den Kellern aufgehäufte Brennholz zu Ende ging und die Koffer unter den Resten desselben hervorschauten. Waffen wurden nicht darunter gefunden. Sämmtliche Koffer gehörten der Garde-Artillerie Nr. 4. Infolge dieser Entdeckung hat man heute noch mehrere andere Häuser durchsucht, jedoch so viel mir bekannt, nichts weiter gefunden. Heute den ganzen Morgen hindurch ist Versailles voll von Erzählungen über die Capitulation der Hauptstadt. Jules Favre ist seit gestern Abend hier und hat mit dem Reichskanzler lange Stunden der Nacht conferirt. Heute Morgen ist der letztere zu Favre gefahren. Dieser soll u. a. schon früher dem Grafen Bismarck die Zumuthung gestellt haben, ihn mit seiner ganzen Familie, Frau und Kindern, Schwiegerkindern 2c. aus der Stadt zu lassen. Die Capitulations-Verhandlungen sind allerdings seit gestern Abend zwischen dem Reichskanzler und Jules Favre im Gange, und eben jetzt, Mittags, ist der letztere beim Grafen Bismarck. Dieser verlangt aber nicht nur die Capitulation

von Paris, sondern den Friedensschluß mit Frankreich, als Bedingungen, wie ich höre, zwei Provinzen (ich kann's nicht verbürgen, übrigens ließe sich um einen Theil davon wol handeln), eine Colonie, zwanzig Schiffe und viel — sehr, sehr viel Geld! Die Post geht ab; wann sie eintrifft, ist allerdings der gesprengten Brücke wegen eine Frage. Genaues über die Capitulations-Angelegenheit ist heute bis Mittag kaum zu sagen.

Den 24. Januar.

Wie doch der Mensch sich an Alles, selbst an die unnatürlichsten Zustände gewöhnen und wie ihm Alles geläufig und gefällig werden kann, wenn er sich hinein zu denken, hinein zu leben gezwungen ist!

So bin ich allmälich zu der Anschauung gelangt, es könne um Paris gar nicht anders sein, als es ist, und daß Paris belagert wird, ist mir ebenso wenig befremdend geworden, wie wenn man mir sagte, der Vesuv habe wieder Feuer gespieen. Ja, ich habe es in der Gewöhnung schon so weit gebracht, daß ich mich frage: was, um Gottes Willen wird man an die Stelle setzen, wenn man die Erdwerke, die Kanonen, die Schanzkörbe, die Faschinen und alle die schönen Pallisaden nach Aufhebung der Belagerung wegnimmt! Ich stelle mir nur noch vor, eine Kanone müsse nach einem höhern Naturgesetze dastehen, wo sie steht; ein Verhau sei dringend nothwendig, eine Gartenmauer müsse Schießlöcher haben, damit man hindurch sehen könne, und ein Stuhl oder ein Sopha habe

eine ganz unsymmetrische Position, wenn sie nicht auf einer Barrikade liegen und die Beine in die Luft strecken.

Es ist die leidige Macht der Gewohnheit, die mich annehmen läßt, es sei aus Gesundheits- und andern Rücksichten ein so fester, undurchdringlicher Ring um die stolze und eitle Weltstadt geschlossen; mir ist, als habe ich selber die Pflicht, nach allen Kräften mit zu verhüten, daß kein Pariser aus diesem eisernen Kreise herausdringe, wie wenn die Rinderpest oder sonst eine Epidemie in einem bestimmten Districte herrscht. Ja, selbst wenn ich mir ins Gedächtniß zurückrufe, wie im ganzen Umkreise dieser Stadt kaum eine schöne Stätte ist, die ich nicht oft glücklich und heiter durchwandert, wenn ich mich erinnere: hier stand ein Paradies, hier blühte die üppigste Flora, so sage ich mir, Drachensaat war's, nichts weiter, aus der Kanonen gewachsen sind.

Und welch eine Vorstellung jetzt, wenn ich sehe, wie die ganze Welt sich mit der Frage beschäftigt, womit werden die Pariser ihren Hunger stillen, wenn sie ihre Thore zu öffnen gezwungen sind; sie, die materiellste aller Bevölkerungen, die in ihrer Eitelkeit nicht einmal sich die Mühe gab, auf die Nationen zurückzublicken, an deren Spitze sie zu marschiren behauptet, die von ihren Siegern, den Deutschen, keinen andern Begriff hatten als den, welchen ihre Gelehrten ihr eingaben: die Deutschen seien eine gar sonderbare Nation; die Bären und Wölfe liefen bei ihnen am Mittage in den Straßen, die Sonne scheine nur alle Sonntage, inzwischen aber säßen die Deutschen vom Nebel umwölkt auf der Ofenbank, tränken Bier und sängen melancholische Lieder dazu. Waren wir

doch stets das Sinnbild der Einfalt für sie! Wir konnten keinen Hut aufsetzen, keinen Frack anziehen, ohne bei ihnen erst anzufragen; unsere Frauen waren nicht schön, wenn sie nicht die französischen Schablonen zu Rathe zogen, um sich mit all dem Tand zu behangen, den die Raffinerie einer vornehmen Maitresse mit dem Genie einer pariser Modistin ersonnen.

Womit werden also die Pariser ihren Hunger stillen, wenn sie endlich die Thore öffnen? Ja, was wird zunächst aus ganz Frankreich, wenn es gelungen sein wird, einen Frieden herzustellen, und was wird aus diesem Frieden werden? Ich mag auf Widerspruch stoßen, aber ich stelle mir trotzdem die Ernährungsfrage für die ausgehungerte Capitale nach gewissen Analogien vor.

Es ist zunächst wol unzweifelhaft, daß gerade das Bombardement die Pariser noch hartnäckiger macht, daß sie einstweilen wirklich, ohne die Tragweite ihrer Vorsätze zu übersehen, sich an maßgebender Stelle energischer gegen jede Uebergabe erklären, als vordem, da noch die Langeweile ihrer Abgeschlossenheit sie quälte. Ohne Zweifel werden sie dem Anscheine nach ihre Vorräthe verspeisen und dann die Thore öffnen. Wie das aber in einer so ungeheuren Stadt erklärlich, werden mit demselben Augenblicke eine Menge von Delicatessen aus Tageslicht kommen, die während der Belagerung verschwunden waren, denn der Pariser ist speculativ, und von dem Momente ab, wo die Gewerbetreibenden eingesehen, daß es nicht ohne eine Capitulation enden werde, haben sie ohne allen Zweifel

verwundeten baierischen Landsleute zu pflegen, und so heißt's also, die Nacht hindurch auf dem Posten bleiben.

Von dem Fanatismus der Bevölkerung in dieser Gegend habe ich heute die ärgsten Proben gesehen. In dem Dorfe vor Sedan wurde nicht nur aus den Fenstern der Häuser, auch von der Kirche herab, sogar aus den Kellern auf uns geschossen. Selbst Weiber hatten Gewehre in den Händen und gaben von den Fenstern Feuer auf uns. Ein Dutzend Häuser habe ich selbst stürmen gesehen; ich war auch Zeuge, wie man die Patrone beim Genick herausholte und sie auf der Stelle füsilirte.

Doch für später die Schilderung dieses Tages, den ich, umgeben von brennenden Häusern, Angesichts des wüthendsten Gefechtes verbracht. Er wird mir einer der denkwürdigsten sein, und ich habe deren doch so manche!

Was vor mir geschah ist Folgendes: Das Artilleriefeuer begann mit Tagesanbruch. Die baierischen Truppen waren offenbar numerisch zu schwach, um dem ihnen gegenüberstehenden Feinde größere Vortheile abzuringen, als sie in der That mit großen Opfern und mit größter Bravour erreicht.

Um 11 Uhr Morgens erhielten die 5. und 6. Brigade den Befehl, links am Flusse bis zum Parke vor Sedan zu gehen, erhielten aber Contreordre und sollten die Maas überschreiten. Das Dorf war jedoch auf dem linken Flügel noch vom Feinde besetzt und mußte erst genommen werden. Hiernach drangen die baierischen Truppen auf dem rechten Ufer bis unter die Festungsmauern in dem staffelförmigen Parke vor.

Ein Hagel von Mitrailleu, Granaten und Chassepots empfing die Stürmenden, die zum Theil auf Leitern die 8 und 10 Fuß hohen und steilen Terrassen zu ersteigen suchten. Die französische Infanterie zog sich dennoch vor ihnen zurück. Die Cavallerie wurde herausgeschickt, ging aber wieder zurück. Wieder rückte die Infanterie vor und wieder begannen die Mitrailleusen.

Das Gewehrfeuer dauerte etwa bis 2¾ Uhr. Ich sah eine Brigade hinter das brennende Dorf zurückkehren, um sich zu sammeln, danach wieder ins Feuer gehen und abermals den Sturm beginnen.

Gegen 6 Uhr begannen unsere Batterien auf dem linken Ufer wieder zu spielen und unter ihrem Schutze gingen die Unsrigen weiter gegen Sedan vor.

Der Kampf ward etwa um 7 Uhr unterbrochen. Inzwischen wurden von zwei Seiten neue Batterien vorgezogen, um Sedan in Brand zu schießen.

Von unseren preußischen Soldaten konnte ich nur einzelne Abtheilungen im Kampfe erkennen, eben so von den sächsischen, und muß ich mir hierüber Näheres vorbehalten.

Der Kampf war ein furchtbar heißer. An Gefangenen habe ich einige Hundert bemerkt. Morgen mit Tagesanbruch geht das Schlachten von Neuem los. Was auf unserm linken Flügel geschehen, davon habe ich keine Idee. Da der König gestern nach Vendresse gegangen, so wird in jener Richtung Wichtiges vorgegangen sein.

Ein großer Uebelstand ist der Mangel an Karten. Die meinigen sind erschöpft oder verloren gegangen. Glücklich, wer deren noch besitzt.

Nachschrift. Eben erwache ich Morgens 5 Uhr am 2. September und höre keinen Kanonendonner. Man erzählt mir, der Kampf sei zu Ende, die französische Armee vor uns ist ebenfalls umzingelt. Man spricht von 16,000 Gefangenen, ja, man behauptet, Napoleon selbst sei mitgefangen.

Ich eile, drüben bei Sedan die nöthigen Nachrichten einzuziehen.

Vor Sedan, 2. September, Morgens 9 Uhr.

Am 29. August bekam man bestimmte Nachricht, daß die französische Armee sich zwischen Le Chene und Beaumont concentrirt. Hierauf kam vom Höchstcommandirenden

der Befehl, daß diese Stellung von der gesammten Armee angegriffen werde.

Gegen Beaumont ward dirigirt die Heeresabtheilung des Kronprinzen von Sachsen und die zwei baierischen Corps, davon das zweite in Reserve. Das zwölfte und erste baierische Corps überraschten bei Beaumont den Feind im Lager. Er wurde von dem ersten baierischen Corps durch die zweite Division angegriffen und gegen La Besace zurückgedrängt. Hierauf wurde er durch die erste Division noch bis Raucourt verfolgt.

Die Armeeabtheilung des Kronprinzen von Sachsen hatte andere Theile der französischen Armee bei Villers über die Maas gedrängt. Das zweite baierische Corps war an diesem Tage nicht ins Feuer gekommen.

Für den 31. war vom Armee-Obercommando befohlen, daß das erste baierische Corps bis Remilly vorgehe, das zweite bis Raucourt als Reserve sich heranziehe. Die Avantgarde des ersten baierischen Corps, an der Maas angekommen, fand bei Bazeilles und Douzy starke feindliche Colonnen, theils im Lager, theils auf dem Marsche gegen Westen. Es entspann sich sofort ein heftiger Geschützkampf, an welchem nach und nach 84 Geschütze Theil nahmen.

Der Feind zog sich vor diesem überlegenen Feuer allmälig aus Geschützragweite auf die nördlichen Höhen zurück, wo man die Bivouaks bedeutender feindlicher Kräfte erkannte. Die Eisenbahnbrücke wurde um 10 Uhr Morgens von baierischer Infanterie genommen und gehalten und verschiedene Versuche feindlicherseits, dieselbe zu sprengen, verhindert. Zwei baierische Jäger-Bataillone, das 4. und 9., drangen allerdings ohne höheren Befehl mit außerordentlicher Bravour über die Eisenbahnbrücke und in das von den baierischen Geschützen schon theilweise in Brand geschossene Dorf Bazeilles.

Hier hielten sie sich während mehrerer Stunden bis gegen 1 Uhr Mittags und gingen dann, allerdings mit

bedeutenden Verlusten, aber in vollständiger Ordnung, bis an die Eisenbahnbrücke wieder zurück.

Von Seiten des 1. Armee-Commando's wurde der ausdrückliche Befehl gegeben, keinen Versuch mehr gegen das durch seine Lage außerordentlich für den Feind günstige Bazeilles zu unternehmen, ehe nicht die erwartete Flankirung durch die Armee-Abtheilung des Kronprinzen von Sachsen sich fühlbar mache. Der Kronprinz hatte nämlich durch Operationsbefehl des Ober-Commando's die Aufgabe, am 31. von Mouzon längs des rechten Maasufers dem Gegner nachzudrängen. Durch Marschhindernisse gelang es aber nur der Spitze des 4. Armeecorps, am Abend bis nach Douzy zu kommen, so daß ein Uebergangsversuch bei Bazeilles von Seiten des 1. baierischen Armeecorps gegenüber der außerordentlich starken Stellung der Franzosen am 31. nicht mehr thunlich erschien.

Für den 1. September war von Seiten des Ober-Commando's der Entscheidungsschlag vorbereitet. Das 1. baierische Armeecorps sollte sich des Ortes Bazeilles bemächtigen, ihn mit Aufbietung aller Kräfte festhalten und das Pivot eine Schwenkung bilden, durch welche die französische Armee von Mézières ab mit dem Rücken gegen die Maas gedrängt wurde. In Bezug auf die Ausführung dieser entscheidenden Bewegung war im Allgemeinen nachstehende Disposition gegeben:

Das Gardecorps dirigirte sich auf Fleigneux, das 12. Corps (Sachsen) auf Givonne und Illy. Das 1. baierische Corps hielt die Stellung zwischen la Moncelle und Bazeilles. Eine Division, die dritte des 2. Corps, wurde vom linken Maasufer über die Eisenbahnbrücke herübergezogen und gegen Balan dirigirt.

Am 1. September früh 4 Uhr wurde von der 1. Division Bazeilles gestürmt, welches von der französischen Marine-Infanterie mit außerordentlicher Bravour gehalten wurde. Der Kampf um den Ort dauerte von

4 Uhr früh bis 11 Uhr Mittags und wurde hierbei nahezu das ganze 1. Corps ins Feuer gebracht.

Wiederholte Versuche der Franzosen, von Balan aus Bazeilles wieder zu nehmen, wurden, unterstützt durch einige sächsische Bataillone, abgewiesen. Dieser Kampf um Bazeilles und einen nördlich anstoßenden Park kostete viel Blut. Es wurde unter Anderem ein Bataillon des 2. Infanterie-Regiments durch einen Lieutenant aus dem Gefecht zurückgeführt, ein anderes Bataillon durch einen schon blessirten Ober-Lieutenant. Ein Jäger-Bataillon, welches während mehrerer Stunden den Park gegen alle Angriffe allein hielt, wurde fast ganz aufgerieben. Die Artillerie des 1. Corps, welche die wiederholten Gegenangriffe der Franzosen abweisen half, mußte während verschiedener Momente im heftigsten Infanterie- und Mitrailleusenfeuer aushalten, verlor deshalb viele Mannschaft und Pferde.

Erst gegen 12 Uhr machte sich ein Rückgehen der Franzosen fühlbar. Von Seiten des 1. Corps, das seit 4 Uhr Morgens im heftigsten Kampfe stand, wurde stündlich das Eingreifen der Garden auf dem Schlachtfelde erwartet, doch scheinen sich dieselben mehr gegen die Rückzugslinie des Feindes als gegen das Schlachtfeld bewegt zu haben. Dies war für die Folgen der Schlacht von größter Entscheidung, überließ aber dem 1. baierischen Corps, dann der 3. Division des 2. baierischen Corps und dem 12. Corps, unterstützt durch eine Division des 4. Corps, die blutige Arbeit, den Gegner frontal aus seiner starken Position gegen Sedan und dann gegen die preußischen Garden zu drängen, also zugleich die Ehre des Tages.

Abends halb 5 Uhr, nachdem durch die 3. Division (2. Corps) nach erbittertem Kampfe Balan genommen war, machte der Feind noch einmal einen Vorstoß aus Sedan und drängte die hart mitgenommene 3. Division gegen Bazeilles.

Es schien nicht unmöglich, daß Theile des Feindes, welcher, wie man nun wußte, auch im Rücken gefaßt ward, sich bei Bazeilles durchzuschlagen versuchen würden. Als jedoch der Gegner aus Balan debouchirte, empfingen ihn sechs Batterien der Reserve = Artillerie des 1. Corps, welche nordwestlich Bazeilles bereits in Position standen, mit einem äußerst wirksamen Feuer. Die 1. Brigade, welche bereits in Erwartung eines derartigen Gegenstoßes aus Bazeilles vorgezogen worden war, griff Balan an, das nun von den Franzosen schleunigst geräumt wurde.

Die Spitzen der 1. Brigade, so wie Truppentheile des 4. preußischen Corps drangen bis direct vor das Thor der Festung Sedan. Der Commandeur des 1. Corps, General v. d. Tann, war noch am Abende um 9 Uhr bis an die Thore Sedans vorgeritten, welches durch einen Parlamentair im Namen des Kronprinzen von Sachsen zur Uebergabe aufgefordert wurde. Die Besatzung machte zwar keine Anstalten, sich zu vertheidigen, eine definitive Uebergabe aber konnte durch diese Unterhandlung noch nicht erreicht werden.

Diese Schlacht bei Sedan wird wohl in militairischer Beziehung die Entscheidung dieses Krieges herbeigeführt haben, um so mehr, als den möglicher Weise gegen Mézières durchgebrochenen französischen Truppentheilen bei Brigue au Bois zwei vollständig intacte preußische Corps (5. und 11.) den Rückzug abschnitten.

Die Verluste sind allerdings groß, aber sie fallen im Verhältniß zu den Erfolgen und zu der endlich erreichten glänzenden Entscheidung nicht in die Waage. Die größten Verluste trafen in dieser Schlacht bei Sedan das 1. baierische Corps, welches außerdem die beiden vorhergehenden Tage, den 30. und 31. August, ebenfalls schon im Feuer gewesen war. Nächst dem 1. Corps hat die 3. Division (2. Corps) sehr viel gelitten, u. A. von einem Regimente zu zwei Bataillonen 24 Offiziere.

Die Truppen sind sehr fatiguirt, aber voll des besten

Geistes und der Freude über ihren Sieg. Napoleon und Mac Mahon waren bei dem Kampfe um Bazeilles zugegen. Bei der engen Umarmung der ganzen französischen Armee ist also das Gerücht von der Gefangennahme des Kaisers nicht unwahrscheinlich.

Balan vor Sedan, 3. September.

Meine gestern mit der Feldpost gesandten Mittheilungen über das Gefecht bei Sedan werden Sie erhalten haben.

Der Krieg ist vorläufig zu Ende. Es wird sich fragen, ob die Nation ihn noch nicht satt bekommen, nachdem die ganze französische Armee in Gefangenschaft gerathen.

Ich liege hier in Balan und, weil sonst obdachlos, als Gast des im Schlosse eingerichteten schweren Hospitals. In allen Zimmern wird operirt.

Nur etwa hundert Schritt entfernt liegt das Thor der Festung Sedan. Die Zugbrücken sind beide aufgezogen, der schmale Wallgraben ist mit Wasser gefüllt; auf der Parkseite sind die Mauern mit französischen Posten besetzt, die gestern sich den Scherz machten, kurz vor der Uebergabe noch auf einige aus Unachtsamkeit die Demarcationslinie verletzende baierische Soldaten zu schießen.

Als ich gestern Vormittag hier eintraf, war bereits Waffenstillstand. Begleitet von einem Arzt und einem katholischen Pfarrer, machte ich die kleine Promenade zum Festungsthor. Die Wälle waren mit Soldaten aller möglichen Regimenter, namentlich mit Zuaven, gefüllt, die Kopf an Kopf dastanden und uns neugierig entgegenblickten.

An der Palissade angelangt, rief ich nach einem Offizier. Die Soldaten waren gutmüthig genug, einen Lieutenant herbei zu holen, und mit diesem begann ich die Unterhaltung. Was wir wollten, wußten wir eigentlich selber nicht, indeß verlangte ich vorläufig den Commandanten zu sprechen und gab vor, der aumonier catholique wünsche mit ihm wegen etwa in der Festung vorhandener preußischer Verwundeten zu verhandeln.

Der Offizier versprach, den Commandanten zu benachrichtigen. Wir stellten uns plaudernd an die eiserne Ballustrade der Zugbrücke. In den beiden Pforten des Festungsthores sammelten sich inzwischen die französischen Soldaten und gafften uns an, während die auf den Wällen sich die Zeit zu vertreiben suchten.

Hinter der Zugbrücke schritt ein mobiler Nationalgardist in seiner blauen Blouse mit dem rothen Kreuz am Arm, das Gewehr auf der Schulter. Hin und wieder stand uns Einer gutmüthig Rede, wenn wir fragten, ob der Commandant vielleicht beim Frühstück sei, ob er überhaupt kommen werde und was dergleichen müßige Fragen waren.

Eine halbe Stunde verstrich. Der Commandant, General Baurmann, kam nicht, dahingegen ward plötzlich die kleine Zugbrücke herabgelassen und auf derselben erschienen etwa fünfzehn preußische Gefangene, an ihrer Spitze Hauptmann Kühne vom 71. Regiment in einem Commißmantel und mit einer Jägermütze auf dem Kopf.

Der sie begleitende Beamte erklärte uns, der Commandant sei augenblicklich nicht zu sprechen. Wir schlossen uns also den Gefangenen an und wurden bis hinter die Palissaden begleitet.

Auf dem Rückwege erzählte uns Hauptmann Kühne seine Erlebnisse. Gegen alles Kriegsrecht war er bei dem Vordringen der Franzosen am Nachmittage von diesen als Verwundeter aus einem dicht vor dem Festungsthore liegenden Hause heraus in die Festung geschleppt und dort nicht als Verwundeter, sondern als Kriegsgefangener in die Citadelle gebracht worden.

Gleich darauf trat der Waffenstillstand ein. Kühne verlangte den Commandanten zu sprechen, um über die unwürdige Behandlung klagen zu können und seine ihm entfremdeten Effecten zu verlangen. Der Commandant, ein liebenswürdiger, gutmüthiger Mann war zu Allem bereit, denn inzwischen hatte der in der Festung als Gefangener detinirte Kaiser selbst bereits sich auf Gnade und Ungnade

dem Könige ergeben. Man stellte also dem Hauptmann folgende Erklärung in französischer Sprache aus:

Der unterzeichnete Commandant des Platzes bezeugt, daß Herr Kühne, Hauptmann im preußischen Regiment Nr. 71, als Verwundeter durch einen Irrthum und bedauernswerthen Mißgriff von einem unkundigen Soldaten zum Kriegsgefangenen gemacht worden ist. Es sind Befehle gegeben, die Sachen, die diesem Offizier gehören, aufzusuchen, falls nicht etwa das Gebäude, welches sie enthalten muß, durch das Feuer der Artillerie verbrannt ist.

Während in der Festung ein Mann, der zwanzig Jahre lang Europa zu dominiren suchte und eben so lange den Frieden der Welt bedrohte, während dieser Mann in der Festung von seinem eigenen Volke als Gefangener behandelt wurde, machte ich einen Besuch auf dem Schlachtfelde in den Garten- und Parkanlagen, welche sich unter den nordöstlichen Wällen ziemlich steil und terrassenförmig hinziehen. Leiche neben Leiche lag hinter den Hecken dieser Terrassen hingestreckt. Die Baiern hatten sich wacker geschlagen. Auch auf dem Felde lagen die Todten in Menge; die Verwundeten waren bereits größtentheils hinweg geschafft. Ueberall die Spuren des erbittertsten Kampfes.

Es war Nacht auf den Feldern. In den Bivouaks begannen die Feuer zu leuchten und von unten her, vom Ufer der Maas, brannte noch immer die Kriegsfackel des in Flammen gesetzten Städtchens Bazeilles.

Die Festung war bereits als eine übergebene zu betrachten; es bedurfte nur noch der Form der Uebergabe, wie aus dem Nachstehenden erhellt.

Am 1. September nämlich, dem Schlachttage, erhielt das erste Bataillon des 71. Regiments am Nachmittage 4 Uhr die Ordre, das von den Baiern besetzte, von der französischen Uebermacht hart bedrängte Dorf Balan (ein Vorwerk der Festung) fest zu halten, und wenn es schon verloren, dasselbe wieder zu nehmen. Ein Zug der ersten

Compagnie und zwei Züge der dritten Compagnie wurden vorher zur Geschützbedeckung abgegeben.

Die vorangesandten Compagnien bedurften in der That bald der Unterstützung und wurden also die drei übrigen, compagnienweise auseinander gezogen, als Succurs nachgeschickt. Ein Vorstoß war geboten, da sich eben die Baiern fechtend aus dem Dorfe zurückzogen, und dieser gelang, unterstützt durch die rück- und seitwärts aufgefahrenen 16 Batterien, bis an die diesseitige Lisière des Dorfes.

Die Compagnie erhielt hierbei einige Verluste, indeß gelang es ihr, den inzwischen wieder gesammelten Baiern und einer Compagnie des Magdeburgischen Jäger-Bataillons Nr. 4, bis an die Glacis der Festung vorzudringen und das Dorf in Besitz zu behalten.

Beim Vorgehen stieß sie auf einen halben Zug der neunten Compagnie des Regiments. Die Tirailleurkette bestand aus einem Zuge der vierten Compagnie und einem Zuge des Jäger-Bataillons. Jetzt ging es bis an das Thor der Festung heran, die Baiern folgten dieser Bewegung im Dorfe mit starken Soutiens ebenfalls bis zur Festung.

Da erschien plötzlich auf dem Walle eine weiße Fahne. Hauptmann Bergmann ging mit dem Hauptmann Körbling vom baierischen 7. Infanterie-Regiment und einem Trompeter bis an das Festungsthor, ließ Signale blasen, gab Zeichen mit einem Tuche und forderte die Festung auf, sich zu ergeben. Gleichzeitig traf auch Prinz Schwarzburg vom Commando der 8. Division, wohl mehr zufällig, ein und übernahm die Verhandlungen. Die Uebergabe ward verweigert, dagegen bat ein vor das Thor kommender französischer Unterhändler, man möge das Schießen einstellen. Prinz Schwarzburg versicherte, er garantire dafür, so weit es die am Platze stehenden Truppen betreffe, und hierauf legte die Besatzung auf den Wällen ihre Waffen nieder.

Hauptmann Bergmann ließ jetzt die Infanterie-Abtheilungen, welche inzwischen bis dicht an den Graben vorgerückt waren, ihre Gewehre zusammensetzen, und die Waffen

ruhten. Am nächsten, also den heutigen Morgen erhielten wir in Balan die Nachricht von der Uebergabe. Sofort machte ich mich mit einigen Offizieren auf den Weg zur Festung. Die Zugbrücke war bereits niedergelassen und eine Anzahl Männer und Weiber eilten uns über dieselbe mit der Frage entgegen, ob die Preußen sie würden passiren lassen. Die Wälle waren leer, kein Soldat auf denselben zu sehen. Einer Schildwache ähnlich stand eine Bäuerin mit dem Regenschirm unterm Arm auf dem Wall über dem Thor, die wahrscheinlich ihren Sohn gesucht.

Ungehindert traten wir in das Thor. „Des Prussiens, des Prussiens!“ hieß es überall. Die engen, schmutzigen, vom Regen durchweichten Straßen wimmelten von Bürgern, denen ein Centner vom Herzen gefallen zu sein schien, und von Soldaten ohne Waffen. Turcos und Zuaven, Cavallerie, Artillerie und Linie, Alles strömte durcheinander, und mitten durch dieses Gewühl stürzten sich losgerissene Pferde, die ihre Reiter im Kampfe verloren.

Es war ein entsetzliches Chaos. Die Bürger schienen glücklich, einem Bombardement dieser doch militärisch gar nichts bedeutenden Commode entgangen zu sein; die Soldaten waren offenbar froh, daß sie ihre Waffen los geworden. Viele hatten die ihrigen bereits in den Wallgraben geworfen. Ein Cavallerist war eben vor uns beschäftigt, seinen Pallasch in eine Gosse hineinzustecken. — Hauptmann Kühne benutzte sogleich die Gelegenheit, den Commandanten wegen seiner Waffen wieder zu interpelliren. Auf unsern Wunsch gab man uns einen Soldaten mit, der uns durch den Koth und das Gewühl der französischen Truppen nach der Citadelle führen sollte. Kein böses Wort traf uns, während wir uns durch die Straßen drängten, und doch waren wir die ersten Preußen, welche die Festung heute betraten. Die Truppen ließen uns friedlich passiren. Wenn Mac Mahon wirklich die Erklärung gegeben hat, er könne mit solchen Soldaten nichts mehr ausrichten, so unterschreibe ich dies. Und doch hatten sie

sich am 1. September noch mit großer Bravour geschlagen. — Nach einer langen Promenade,auf der uns wiederum losgerissene Pferde entgegen stürmten und uns überall ein Bild der entsetzlichsten Verwirrung vor Augen trat, erreichten wir die Citadelle. General Baurmann war bereits seines Amtes enthoben und wurde ein sächsischer Offizier zum Commandanten ernannt.

Der Erstere trat uns im Hofe der Citadelle, von einigen Offizieren umgeben, entgegen. Eine preußische Husaren-Ordonnanz hielt bereits im Hofe. Dem Hauptmann seine Waffen suchen zu lassen, erklärte General Baurmann für unmöglich, doch fand er sich gern bereit, ihm einen andern Säbel officiell zu überweisen, und so mußte sich denn unser Infanterist mit einem riesigen Küraſſier-Pallasch begnügen, dem einzigen herrenlosen Säbel, den man bei der Hand hatte. Ich darf nicht die Erwähnung unterlassen, daß der General sich bereit erklärte, seinen eigenen Säbel herzugeben, was dankbar abgelehnt wurde.

Nach einer Stunde traten wir unseren Rückweg aus der inneren Festung durch die Vorstadt an. Die Soldaten hatten sich bereits in Compagnien formirt, um nach Ablegung ihrer Waffen die Festung zu verlassen und sich auf die anbefohlenen Sammelplätze zu begeben.

Als ich am Mittage Balan verließ, um den Commandeur der 8. Division, General von Schöler, einen Besuch zu machen, dem Führer der Avantgarde der Elbarmee im Jahre 1866, dessen Liebenswürdigkeit mir in dankbarer Erinnerung geblieben, führte mich mein Weg wieder durch alle die blutigen Verwüstungen, welche unsere Artillerie auf der Straße von dem noch brennenden Bazeilles nach Balan angerichtet.

Da lagen noch die Bespannungen der Munitionskarren, welche unsere Granaten hingeschmettert; barrikadenähnlich lagen die umgestürzten Wagen mit den todten Pferden im Wege. Da lagen auch an der Parkmauer die Leichen der drei Unglücklichen, welche die baierischen

Soldaten gestern Mittag, als ich durchpassirte, eben füsilirt hatten. Zwei Bauern, und ein Weib sogar, die man mit den Gewehren in der Hand gefunden. Die Elenden hatten noch gestern Mittag aus einem Keller auf die Baiern geschossen! Man erzählte mir heute auch, es sei sogar ein Geistlicher füsilirt worden, der aus der Kirche auf die Soldaten Feuer gegeben!

Manches mag geschehen von Seiten der durch den Kampf erhitzten Soldaten, das nicht zu billigen; aber die Verblendung einzelner Bauern geht so weit, daß, nachdem gestern an zwanzig von ihnen gebunden durch die Straßen geführt wurden, selbst heute Nachmittag wieder aus einem Hause in Remilly auf unsere Leute geschossen worden. Und doch ist das in Asche gelegte schöne Städtchen Bazeilles eine fürchterliche Warnung!

Ich schließe meine heutige Mittheilung mit einem flüchtigen Blick auf die Betheiligung der 8. Division an dem Schlachttage von Sedan, nachdem ich die in Betreff der baierischen Truppen schon vorausgeschickt.

Nachdem nämlich die letztere, wie erwähnt, seit 4 Uhr Morgens schon im Kampfe, ließ General von Schöler um 10 Uhr vier Bataillone und vier Batterien unter Major v. Gilsa bis zum Bahnhofe vorgehen. Hiervon ward eins nach Bazeilles detachirt, um den Baiern zu Hülfe zu kommen (wie vorhin schon detaillirt). Es kam jetzt vom Prinzen Georg die Aufforderung, für ihn die Stellung nördlich von Bazeilles einzunehmen. General v. Schöler ersuchte nun den General v. d. Tann um wenigstens einige Reserve-Batterien und bekam so etwa acht Batterien zusammen. Rechts von General v. Schöler reihten sich die Sachsen nach Norden hin an. Hinter dieser ganzen Aufstellung hielt sich die 8. Division mit Ausnahme des 31. Regiments, das bei der Brücke geblieben war.

General v. Schöler hatte den Befehl, keinen Druck zu üben, nur zu halten; er ließ also nur die Gehölze besetzen, das Uebrige blieb hinter den Geschützen stehen.

Als Nachmittags die Nachricht kam, die Baiern seien vom Kampf erschöpft, griffen die Batterien mit großer Energie ein, eben so die Sachsen, und so war denn das heftige Feuer entwickelt, unter dessen Schutz also die Baiern mit dem erwähnten 1. Bataillon 71 und die Jäger wieder vorgingen und den Feind in die Festung zurückwarfen.

Als schon bekannt nehme ich an, daß einer der Times-Correspondenten stark verwundet worden. Specielles hierüber fehlt mir.

Alle den ehemaligen Kaiser Napoleon betreffenden Nachrichten werden schon officiel durch den Telegraphen nach Deutschland gelangt sein.

Sprach ich früher von der Stimmung der Bevölkerung gegen Napoleon, so darf ich auch das Gegentheil nicht verschweigen. Trotz der gehaßten Centralisation, welche die Provinzen dem zweiten Kaiserreiche verdanken, versichern mir Officiere, sie seien u. A. beim Eintritt in Bauernhäuser mit dem Ruf Vive l'Empereur! empfangen worden; Frauen hätten in ihrer Gegenwart das Bild Napoleons geküßt. Wie groß die Zahl seiner Anhänger, das ist jetzt am wenigsten zu beurtheilen, wo die Klugen ihre Meinung verstecken, die Unbesonnenen sie mit Flintenschüssen äußern.

Daß die mobile Nationalgarde überall organisirt ist, habe ich in Sedan gesehen und gehört. Sie wird von unseren Soldaten wie die regulären Truppen behandelt. Die bäuerlichen Freischützen, die aus den Fenstern feuern, werden gewöhnlich ohne Weiteres füsilirt, da es an Stricken fehlt. Viele von ihnen lassen sich übrigens zu solchen Racheacten hinreißen, weil sie sich an den Bettelstab gebracht sehen, und der Patriotismus hat also mit solchen Fällen nichts zu schaffen.

Die Bewegungen unserer Truppen zeigen seit gestern nach Paris, von welcher Richtung wir sehr abseits gekommen waren, indeß der Umweg hat sich gelohnt!

Reims, 6. September.

Heute Abend soll Louis Napoleon seiner Reiseroute gemäß in Kassel eintreffen.

Als am Abend des 1. Septembers, des Schlachttages, Napoleon den General Reille an den König abgesandt, war die erste an ihn gerichtete Frage, ob denn der Kaiser noch über seine Truppen gebiete, worauf dieser mit der ganzen Arroganz eines Franzosen antwortete: „Comme Sa Majesté le Roi de Prusse!“ Man vergab ihm das, man war nachsichtig genug, auf die Antwort kein Gewicht zu legen. Sie fand ihr Gegengewicht am andern Morgen, als Napoleon ungeduldig und aufs tiefste gedemüthigt, die Ankunft Bismarck's vor dem Hochofen von Donchery erwartete. Sein Wagen stand hinter ihm, auf beiden Seiten standen seine Generale, Napoleon saß wartend, immer wartend, er, der Europa gedemüthigt bis auf den einen Staat, den er eben am tiefsten zu erniedrigen gedacht, er rauchte wenigstens noch eine Cigarre, um seine Umgebung an eine Fassung glauben zu lassen, die zu besitzen er weit entfernt war!

Endlich traf der Bundeskanzler ein. Napoleons Züge verriethen eine ängstliche Spannung. Napoleon hatte die bittersten, verletzendsten Aeußerungen gegen die Person des Bundeskanzlers gethan. In dem kleinen Cercle der Tuilerieen war Bismarck immer der Gegenstand des beißendsten Spottes gewesen und Bismarck wußte das. Jetzt kam der Bundeskanzler dahergeritten, schmerzlich erwartet von demselben Mann, von dem er sich gehaßt wußte. Sein Generalskäppi auf dem Kopfe, in den Militärpaletot gehüllt, saß Napoleon da, sah Napoleon seinen Feind daherreiten. Kaum war Bismarck noch zwanzig Schritte von Napoleon entfernt, als die Hand des eisernen Grafen eine Bewegung zu seinem Revolver machte. Sie war natürlich absichtslos. Der Revolver hatte sich während des Rittes nach vorn geschoben, Bismarck schob ihn zurück, weil er ihn genirte. Napoleon erblaßte sichtbar bei dieser absichtslosen Bewegung

Bismarck's. Dieser sah, was in Napoleon vorging und ein Lächeln flog über das Antlitz des Bundeskanzlers.

Die Weltgeschichte hat seit lange kein eigenthümlicheres tête-a-tête herbeigeführt, als die Unterhaltung dieser beiden Männer. Bismarck's hohe, imponirende, während des Gespräches häufig die Achsel zuckende Gestalt, die hohen weiten Reiterstiefel, die auf den Pallasch gelegte Hand, die in den Nacken gedrückte weiße Mütze, die Ruhe und das Bewußtsein in dem ganzen Wesen dieses Mannes; und ihm gegenüber die kleine, untersetzte Gestalt Napoleon's mit bleichem, abgespanntem Antlitz, mit dem Gepräge aller der bereits erlittenen Gemüthsbewegungen, die bittende Haltung desselben Mannes, der so lange Europa den Fuß auf den Nacken setzen zu können meinte — wie gesagt, die Weltgeschichte hat seit undenklichen Zeiten ein *solches* Rendezvous nicht herbeigeführt.

Und nochmals mußte Napoleon harren, bis der Bundeskanzler seinen Wunsch erfüllen, ihm den König herbeirufen konnte. Lange saß er wartend im Schlosse Bellevue, bis endlich die heransprengende Stabsbedeckung die Ankunft des Königs meldete.

Man will genau wissen, was zwischen König Wilhelm und Napoleon in dem Glaspavillon gesprochen worden. Ich bin nicht im Stande, diese historische Unterhaltung hier genau zu registriren, und übergehe dieselbe, da sie in die Domaine des Staatsanzeigers gehört. Noch aber sind nicht zwei Monate verflossen, seit Benedetti die Ordre erhielt, einen Monarchen schamlos zu verletzen, den derselbe Napoleon am 2. September demüthig und entblößten Hauptes, mit Thränen in den Augen die kleine Freitreppe des Schlosses hinabgeleitete, um danach als Gefangener auf Ehrenwort in Begleitung dreier preußischer Officiere nach Aachen abzureisen.

Die oben erwähnte Aeußerung des Parlamentärs, daß Napoleon noch irgend welche Autorität über seine in Sedan eingeschlossene Armee gehabt, war eine offenbare Lüge. Wie

ich schon mittheilte, ward Napoleon in der Festung, wenn nicht wirklich als Gefangener, doch als eine lästige Person von seinen Officieren behandelt. Die letzteren thaten schon am Nachmittage des 1. September, was sie wollten. Beweis dafür ist, was ich Ihnen schon am 2. September schrieb, daß man auf dem Walle über der Zugbrücke nach Balan die weiße Fahne schon vor 5 Uhr aufsteckte, die Waffen auf dem Walle niederlegte, ohne irgend welchen höheren Befehl eingeholt zu haben.

Die ganze Armee hatte die militärische Unfähigkeit Napoleon's erkannt; sie wußte, daß man in Paris im Begriffe war, ihm den Stuhl vor die Thür zu setzen, und so blieb ihm nichts übrig, als sich in die Arme seines Feindes zu werfen.

Dasselbe Bild des Jammers bot auch die in Sedan eingeschlossene Armee, die ihre Waffen in die Wallgräben, in die Maas, sogar in die Rinnsteine warf und abmarschirte. Ich sah sie in demselben Momente, in welchem die Festung sich öffnete; sie hatte ihre Waffen schon auf den Wällen liegen lassen, sie von den Wällen in die Gräben hinab geworfen, sie war froh, sie los zu sein.

Es regen sich Stimmen, die da behaupten, die Besatzung von Sedan habe sich ungern, widerwillig ergeben. Ich behaupte nicht das Gegentheil, denn sie hätte sich sonst nicht am Tage vorher so brav geschlagen. Aber man erwäge den Eindruck, welchen die Handlungsweise ihres obersten Feldherrn, ihres Kaisers, auf sie machen mußte. Rede da klug, wer will: der Kaiser selbst ist seiner Fahne entlaufen, er gedachte noch einen Pact im Interesse seiner Dynastie zu machen, ließ seine Armee im Stiche, und was blieb dieser übrig, da auch Mac Mahon schwer verwundet in der Festung lag?

Zur Entschuldigung dieser Armee ist Alles zu sagen, zur Entschuldigung Napoleons nichts. Er selbst äußerte zwar dem Könige, die preußische Artillerie sei so vernichtend, daß nichts gegen sie zu machen sei, aber das hätte er

früher wissen müssen, und es giebt höhere Interessen in der Welt, als Granaten und Shrapnells, die Krieg oder Frieden gebieten. Auch die Officiere, welche ihr Ehrenwort zu geben sich weigerten, sind im Rechte, weil sie für ihre eigene Stellung fürchten, und also lieber als Officiere wieder ausgeliefert zu werden vorziehen, als möglicher Weise ganz verabschiedet zu werden, wie dies den Officieren mit dem Marschallsstabe im Tornister wohl bevorstand.

Es war ein Bild der tiefsten Demüthigung, das ich noch gestern in Sedan erhalten, als die französischen Truppen, von Baiern escortirt, abgeführt wurden. Ich habe mit manchen ihrer Officiere noch in der Nacht in dem Kaffeehause des Glas-Pavillons gesprochen, mir mancherlei Aufschlüsse zu verschaffen gesucht, aber ich muß alle Motive auf eine jammervolle Militär-Verwaltung, auf Unterschleif und Unfähigkeit der höheren Officiere zurückführen, denn der französische Soldat ist gut.

Was aber jetzt, fragt sich's, da Napoleon in Kassel residirt und die Fourreure, Blagueure der Boulevards sich im Stadthause permanent erklärt haben? Der Bauernkrieg soll beginnen, d. h. das Sengen, das Brennen und das Brunnenvergiften, was allerdings zunächst und zuletzt zum Schaden Frankreichs gereichen würde. In früheren Zeiten ging das; bei den heutigen Waffen würde ein Volk zu beklagen sein, das sich wirklich von den wahnsinnigen Schwätzern der pariser Zeitungen zu solcher Tollheit hinreißen ließe.

Unsere Vorposten gehen morgen auf drei parallelen Linien gegen Paris vor. In acht Tagen können die Pariser schon die schönsten Granaten kosten, und ich wette darauf, die Permanenz im Hotel de Ville hört mit demselben Moment auf, wo die erste Bombe auf den Grève-Platz, auf den Tanzplatz von Mabille oder in ein Café chantant fällt, wo die Marseillaise gesungen wird.

Ich weiß es im voraus, nimmt Paris den Kampf auf, es gibt ein schmähliches Ende.

Das letzte Joch der Sèvres-Brücke nach Norden zu liegt, von den Franzosen gleich zu Anfang gesprengt, im Seinewasser. Dicht dahinter auf dem hohen Ufer steht zu beiden Seiten der Straße ein Haus, dessen geschwärzte Front hohläugig mit den glaslosen Fenstern herüberblickt. Auch gestern lag wahrscheinlich noch eine Wache beobachtend in diesem Hause. Die Brücke war, als wir hinüberschritten, mit Stein- und Eisensplittern bedeckt. Der französische Posten hatte sich's auf Bänken und gefällten Baumstämmen am Ufer bequem gemacht, schien aber keine Lust zu haben, sich mit uns in irgend eine Unterhaltung einzulassen. Die Nationalgarden schüttelten auf unser Anreden mit dem Kopfe. Rothhosen waren am ganzen Ufer nicht zu bemerken. Während wir noch auf der Brücke standen, fiel ein Gewehrschuß am Ufer, wahrscheinlich jedoch nur durch Unvorsichtigkeit, denn Alles schien drüben in der friedlichsten Stimmung und selbst von den letzten Ausfallsgelüsten curirt zu sein.

Als ich am Abend St. Cloud erreichte, kehrte der Kronprinz eben von einem Besuche bei den Vorposten zurück. Ueberall, bei allen Posten und in den Cantonnements herrschte eine Art Feiertagsruhe. Jeder Einzelne ist froh, daß dieser Krieg ein Ende nimmt, doch hört man wohl hier und da auch die Aeußerung: Na, jetzt hätt's meinetwegen auch noch bis zum Frühjahr dauern mögen! — Und das Frühjahr kann bis zum vollendeten Rückmarsch hereinbrechen, wie sehr man sich auch bemühen wird, uns so bald wie möglich wieder los zu werden.

In meinem Briefe über den Ausfall vom 10. muß

ich den Druckfehler berichtigen: 4. muß heißen 5. Corps; ebenso La Selle St. Cloud muß heißen La Celle St. Cloud.

Versailles, den 1. Februar.

Lautlos, in kleinen Clubs, standen sie gestern Nachmittag an den Straßenecken, um die von Bismarck und Favre unterzeichnete Convention zu lesen, und wenn Einer wohl eine Aeußerung wagte, so war's eine bittere Ironie auf die Pariser. „Tiens! ce n'est pas une capitulation, c'est une convention! C'est plus chic!“ rief ein Gamin, zwei alten ehrwürdigen Herren zwischen den Schultern hindurch blickend, und in der That, man hat da eine Façon gefunden, so rücksichtsvoll wie die Manier, mit welcher man den Kindern die bittere Medicin eingiebt. „C'est plus chic“, und selbst Trochu hätte diese Acte unterschreiben können, ohne seinem Schwur entgegen zu handeln. Die Stadt Paris übergiebt ihre Forts und zahlt 200 Millionen. Die Armee übergiebt ihre Waffen, die Armee ist gefangen, aber man erlaubt ihr, zu leben, sich zu ernähren, wie man das jedem Gefangenen erlaubt; der Feind verspricht, nicht vor Ablauf der Convention einzurücken, aber er wird einrücken, wenn die gefangene Stadt Miene macht, zu mucksen — und da soll Einer noch sagen, daß es eine Capitulation sei!

Wie schon die Stimmung der hiesigen Bevölkerung zeigt, wird dieses Fiasco des jungen demokratischen Regiments — das ja auch Napoleon zu führen vorgab —

einen argen Rückschlag auf die republikanische Entwickelung des Landes und der Hauptstadt selbst üben, denn in der Masse hat die Republik, wie verlockend das Wort auch klingen mag, noch keine Wurzel zu schlagen vermocht, und die Idee, daß eine Republik vor allem Uebel rette, ist zu Schanden geworden. Wie sich die Einsichtigen der französischen Nation auch vor dem Bekenntniß sträuben, es wird ihnen, wenn sie auf ihre Geschichte und auf die Gegenwart blicken, nothwendig klar, daß ehedem durch Aufbietung und Fanatisirung der Massen hohe patriotische Ziele erreicht wurden, daß aber heute damit nichts auszurichten ist.

Gambetta selbst hat ihnen diese Lehre gegeben, als er einer Million die Waffen in die Hand gab und ihnen sagte: Dort steht der Feind, ihr habt nur hinzugehen und ihn niederzuschmettern! Sogar die Losung, mit der man sich selbst über den Grund des Unglücks täuschte, ward dadurch zu Schanden gemacht, denn bisher hieß es stets: „C'est le nombre!“ es ist die Uebermacht, die uns besiegt. General v. Werder bewies ihnen das Gegentheil, und bei dem letzten Ausfall am 19. Januar fochten sechs preußische Bataillone gegen eine von den Parisern zugestandene Uebermacht von 100,000 Mann.

General Paladine, dem Gambetta frech genug war, nach der ihm zugefügten Demüthigung ein neues Commando zu offeriren, antwortete, er sei hierzu bereit um des Vaterlands willen, aber nur einer regulären Regierung gegenüber, welche das Land von ehrgeizigen und unfähigen Subjecten befreie. Paladine's Erklärung erinnert an die,

welche Oberst Du Pin, der Commandant der französischen Contre-Guerilla, während des mexikanischen Krieges dem Präsidenten Juarez gab, als dieser ihn auffordern ließ, in die Dienste der Republik zu treten. Du Pin antwortete, er sei bereit, müsse aber Vollmacht über Leben und Tod haben. Juarez gestand dies zu. Du Pin ließ ihm darauf sagen: dann würde aber er, Juarez, der Erste sein, den er hängen lasse.

Wie man hört und wie zu erwarten war, will Gambetta nichts vom Frieden wissen und verlangt seine Dimission. Ich glaube, es wäre nichts leichter als zurückgeben, was ihm Niemand anvertraut hat. Aber ein tolles Individuum wie Gambetta, ist auch im Stande, den Krieg quand même auf eigene Hand fortzusetzen, und vielleicht findet er nach allen Niederlagen Chanzy's, Faidherbe's, Bourbaki's unter der heißblütigen Jugend noch Verblendete genug, die sich abermals zur Schlachtbank schleppen lassen. Was weiß ein Advokat davon, unter welchen Bedingungen allein eine Armee gegen ein taktisch so unübertroffenes Heer wie das deutsche Stand zu halten vermag! Selbst der Constitutionnel bekennt in seinem gegen diesen dem Lande so verhängnißvoll gewordenen Fanatiker gerichteten Artikel, die „saintes fureurs“ von 1792 seien längst verdampft, und was die französische Armee nicht vermochte, werde gegen die heutigen Waffen ein gar nicht exerciertes Volksheer nimmermehr vermögen.

Es gab eine Zeit, wo noch Sensen, Dreschflegel und Heugabeln in nervigen Fäusten gegen reguläre Truppen etwas ausrichten konnten, aber die Zeit ist längst vorüber.

Die saintes fureurs brächten die Franzosen auch heute wohl noch zusammen, aber selbst die Zuaven und Turcos, die ihre Feinde bisher nur anzubrüllen brauchten, um sie in die Flucht zu jagen, auch sie haben ein klägliches Fiasco gemacht, und so ist denn Zeit und Hoffnung, daß die Stimme der Vernunft, die sich in den Zeitungen und den Gemeinden erhebt, beim Volke Gehör finde.

Auf was auch hofft man noch? Paris ist gefallen, gefangen, entwaffnet. Ist am 20. der Friede nicht geschlossen oder eine Verlängerung der Convention bewilligt, so marschiren die Deutschen in die Hauptstadt, die dann dem Feinde auf Gnade und Ungnade zu Füßen liegt. Deutschland sendet noch einmal 200,000 Mann nach Frankreich, junge Mannschaften, die auf den Etappenplätzen reichlich Zeit haben, einexercirt zu werden, während die krieg- und sieggewohnten Truppen, neu gestärkt und nach dreiwöchentlicher Ruhe wieder eben so frisch wie sie gekommen, ihre Operationen nach Süden, Westen und Norden fortsetzen.

Daß es hierzu kommen werde, ist nicht zu befürchten. Mögen die fremden Zeitungen, die nach Einstellung des Blutvergießens seufzen, sich beruhigen. Diese drei Wochen des Waffenstillstandes sind eine genügende Frist, um selbst den größten Hitzköpfen der Nation die Ueberzeugung beizubringen, daß der Friede viel besser als ein hoffnungsloser Krieg. Schon jetzt sieht man sie beruhigter; man sieht's den Mienen der herauskommenden Pariser an, wie froh sie sind, daß die Centnerlast von ihnen genommen, und bis jetzt hat mir noch Keiner die Antwort gegeben, er ziehe die Fortsetzung des Krieges dem Frieden vor.

Einer nach dem Andern kommen sie nämlich seit gestern Morgen von Paris, um uns die tollsten Räubergeschichten zu erzählen, sich die Hände mit ihren versailler Nachbarn zu schütteln und diesen zu schildern, welch ein Martyrium sie für das Vaterland durchgemacht, wie sie gebratene und gesottene Hunde gegessen, aus preußischen Granatschalen ihren „Bock“ getrunken und sonstige schwere Prüfungen erduldet, die nur ein Pariser mit so theatralischem Effect zu schildern vermag; denn vor ihm können nur die ersten Christen in den römischen Katakomben solch Kreuz ertragen haben.

Seit gestern ist auch schon großer Verkehr auf beiden Ufern der Seine bei St. Cloud. Sie kommen von Paris herüber und gehen nach Versailles hinüber; Alles, was Civil ist, passirt mit einem Erlaubnißschein. Auch die ehemalige Besatzung vom Mont Valérien hat gestern noch mit mehreren hoch beladenen Wagen ihr Demenagement beendet und die Reste ihrer Habseligkeiten aus der Festung weggeschafft.

Wie ich schon neulich sagte, sie werden uns sehr bald Alles vergessen haben, was wir ihnen zugefügt. Sie sind durch alle Niederlagen nicht kleiner geworden, als sie sich geglaubt, und geben höchstens zu, daß wir Deutsche etwas größer seien, als sie uns geschätzt haben. Sie stecken sich hier in Versailles die Taschen voll, um ihre Familie für einige Tage zu verproviantiren, machen ihre Bestellungen auf billigere Lebensmittel hier und kehren dann nach Paris zurück, um im Kaffeehause von den Deutschen draußen zu erzählen. Sogar die Kellner laufen hier in

zu stellen. Aber man muß bei Allem hier die Hälfte gleich in Abrechnung bringen. Sie wollen von den Forts ein vernichtendes Feuer auf uns richten, sie wollen uns die furchtbarsten Barrikadenkämpfe liefern, wollen uns mit allen Waffen bekämpfen.

Aber wenn dies Alles seine Richtigkeit hätte, was ist der bewaffnete Bürger gegen eine so disciplinirte Armee wie die unsrige, und was kann das Resultat von diesen neuen Kämpfen anders sein als der Verlust neuer Menschenleben, als neue Schrecken, Mord und Brand, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß unsre Soldaten den bewaffneten Bürgern dieselbe Münze zurückzahlen werden.

Auch hier in Reims war die Bürgerschaft schon bewaffnet worden. Mein Wirth selbst erzählte mir, er habe sein Gewehr blos 48 Stunden im Hause gehabt und es sofort abgeliefert als der preußische Commandant die Bürgerschaft zur Ablieferung der Waffen aufgefordert. Fast dasselbe ist in allen Städten der Fall gewesen. Die Vernünftigen haben ihr Gewehr weggegeben, nur ein Schuß fiel hier aus einem Hause, als die Preußen einrückten und nur der Gnade des Königs selbst ward es gedankt, daß dieses Haus nicht sofort den Flammen übergeben wurde. Das in Asche gelegte Bazeilles hat sie nicht klug gemacht, soll das brennende Paris ihnen erst die Folgen eines nutzlosen Fanatismus beleuchten?

Fast fünfzehn Jahre haben sie an dem neuen Paris gebaut, ebenso lange haben sie gebraucht, um Paris zur schönsten Stadt der Welt, die glänzende Hauptstadt zum Sammelpunkt der ganzen lebenslustigen Welt zu machen, und jetzt soll dieses immense Denkmal der Kunst und des Fleißes ein Schauplatz von Mord, Brand und Plünderung werden?

Ich kann's mir nicht denken! Möchten sie nur so viel Ueberlegung in Paris haben, dem siegreichen Feinde die Möglichkeit einer Verständigung zu bieten. Napoleon wollen sie nicht wieder haben, darüber sind Alle einig, selbst die-

jenigen, die ihn keineswegs haßten. „Il nous a trompé“ heißt es überall. Er hat uns getäuscht! Er hat uns wahnsinnig in einen Krieg gestürzt, während er selbst kaum eine Armee von 200,000 Mann anfangs beisammen hatte. „Gardez-le!“ heißt es überall, „behaltet ihn!“ — Der Graf von Paris schwebt ihnen allgemein als Thronfolger vor; die Familie Orleans ist es einzig und allein, welcher alle Sympathien sich zuwenden. Möchten sie also in Paris, anstatt in blinder Wuth Barrikaden zu bauen, einen Orleans als König proclamiren, anstatt den Preußen mit einem Vernichtungskampf zu drohen, ihre Lage begreifen und unter diesen Auspicien eine Verhandlung anbahnen!

Aber sie sind blind und toll. Die Schreier, die Chauvinisten haben das Ruder in der Hand, sie werden nicht eher zur Einsicht kommen, als bis die preußischen Brandkugeln in ihre Faubourgs fallen, die Blagueure der Boulevards, die jetzt das große Wort führen, davon gelaufen sind, und die Zeit der Verhandlungen vorüber ist.

Mir solls wehe thun, wenn die schöne, mir so liebe Stadt von den Entsetzen des Krieges heimgesucht würde. Ich denke auch, sie werden da drinnen sich abkühlen, wenn die Preußen vor ihren Thoren stehen, wenn unsere Ulanen und Husaren die Hauptstadt umschwärmen und unsere Kanonen den Kampf mit den Außenforts aufnehmen. Der Absynth wird bis dahin verrauchen und dazu sind ja noch volle acht Tage Zeit, die guten Rath bringen werden.

Heute Morgen hat die Armee des Kronprinzen ihren Vormarsch auf Paris begonnen, und zwar in der Richtung Epernay-Paris. Es ist keine Frage gewesen und konnte es seit Sedan überhaupt nicht sein, daß die Armee auf die Hauptstadt marschire; es war nur nothwendig, den einzelnen, durch die Hin- und Hermärsche stark angestrengten Truppentheilen eine kurze Rast zu gönnen, und geht danach die Avantgarde in drei Colonnen auf die Hauptstadt. In einem so ernsten Handel wie diesem nicht von der

Summe zu sprechen, um die es sich handelt, ist Albernheit. Das von unseren Truppen vergossene Blut ist unbezahlbar, nur durch die Ehre und die Lorbeern zu bezahlen, die unsere Waffen geärntet; aber es bleibt doch eine ungeheure Rechnung zu saldiren, über die man mit Sophismen nicht hinwegkommt. Die gute Republik sagt: wir wollen keinen Krieg, wir wollen dem König von Preußen nichts zu Leide thun, will er aber den Krieg fortsetzen, „citoyens, demain vous serez avec l'armée, les vengeurs de la patrie!“ Und Jules Favre setzt höchst poetisch hinzu: „après les forts les remparts, après les remparts les barricades, mais surtout les poitrines de 300,000 combattants!“ In einem Plaidoyer würde sich das sehr hübsch anhören, Jules Favre vergißt aber, daß wir schon über alle diese schönen Hindernisse hinweg sind und die preußische Armee vor Redensarten kaum mehr Respect haben dürfte als vor den festen Positionen, aus denen schon alle diese „poitrines“ der französischen Armee verjagt worden sind. „Die Republik hat die Invasion 1792 besiegt.“ Dagegen ist nichts einzuwenden; die preußische Armee liest aber heute im Courrier de la Champagne diese Drohung mit einem Behagen, das nur durch den Anblick der pariser Barrikaden übertroffen werden kann, hinter welchen wir bekanntlich Herrn Thiers selbst mit allen den Helden der neuen Aera, mit Einschluß Rochefort's, finden werden. Dreimalhunderttausend Männer also werden uns in Paris ihre Brust entgegenstellen. Fast eben so viel Ochsen der pariser Verproviantirung werden uns hinter den Barrikaden entgegenbrüllen. Das Weitere bleibt denn eben abzuwarten. Die nächsten acht Tage werden darüber vielleicht schon entscheiden. Metz und Straßburg haben nur noch eine Galgenfrist, über 6000 französische Officiere sind in Sedan in Gefangenschaft gerathen, von denen mehr als 500 auf Ehrenwort entlassen sind, während die große Mehrzahl aus Rücksicht auf ihre späteren Dienstverhältnisse die Kriegsgefangenschaft vorgezogen hat.

Selbst der edle Stoffel ist mit gefangen. Dieser Biedermann hatte die Frechheit, vom König Wilhelm eine Internirung in Frankfurt oder Homburg zu verlangen: ich glaube, man hat ihm dagegen Graudenz oder sonst einen angenehmen Aufenthalt vorgeschlagen, und bei dem großen Maße von Schuld, das dieser Ignorant an dem Kriege trägt, dürfte ihm kaum eine Wahl gestellt werden. — Reims wird wieder stiller, da die Armeen sich zum Marsch anschicken. Die Bevölkerung erholt sich von ihrem Schrecken. Jedenfalls ist ihr nachzurühmen, daß sie sich mit großem Tact benommen hat. Die meisten Familien, welche Officiere in ihren Häusern haben, besiegen ihre Feinde durch Liebenswürdigkeit, die Wirthe machen gute Geschäfte und hohe Preise, und die berühmten Firmen Röderer, Moët, Mumm u. s. w. zeichnen sich durch große Gastlichkeit aus. Die Plomben der Champagnerflaschen von Reims werden neben den Chassepotkugeln nach dem Feldzuge unter den Kriegserinnerungen so mancher Officiere figuriren, denn es ist nothwendig, in Reims Champagner zu trinken, obgleich mannigfach ausgesprochen wird, bei Lutter und Wegener in Berlin schmecke er besser. Dieser Tage wird nothwendig die Rast hier zu Ende sein, die auch mir sehr wohl gethan, da es der erste Ruhepunkt ist, den ich während dieser unausgesetzten Märsche gefunden.

Der zum Präfecten des Marne-Departements ernannte Geheimerath Dr. Stieber hat heute dem Maire der Stadt, Herrn Dauphinot, eine Zurechtweisung ertheilt. Der Municipalrath hatte nämlich Angesichts der Verhältnisse Resolutionen veröffentlicht, welche Herrn Stieber veranlaßten, auf gestern eine Sitzung in der Mairie anzuberaumen, welcher neben ihm der Platz-Officier, Capitän Bauer vom 5. würtembergischen Infanterie-Regiment, der Polizei-Lieutenant Zernicki, der Geheimerath Schneider als Dolmetsch und der Maire beiwohnten. Stieber erklärte dem Maire, er als Präfect habe ihn, den Herrn Dauphinot, im Namen des Königs als Chef der Commune anerkannt, Herr

Dauphinot aber habe „Angesichts der Ereignisse in Paris" sein Mandat als Maire niedergelegt. Da ihn nun als solchen die Dinge in Paris durchaus nicht zu kümmern brauchten, so lange der König von Preußen hier befehle, so habe er auf Befehl des Grafen Bismarck im Amte zu bleiben, bis er von demselben dispensirt werde; anderenfalls werde der Stadt eine starke Contribution auferlegt werden, um eine legale Administration herzustellen, wie sie diesem wichtigen Platze entspreche. — Die Binde scheint den Parisern jetzt endlich von den Augen gefallen zu sein, wie schon die Einstellung der Vertheidigungsmaßregeln beweist. Die Nationalgarde scheint auch keine Lust zu haben, sich von den Preußen als eine Räuberbande füsiliren zu lassen. Der Courrier de la Champagne klagt heute über alle die schönen kriegerischen Ausstellungen während der Exposition 1867, die doch, wie man zu sagen pflegt, für die Katze gewesen. Er wirft einen Blick auf jenes schöne Jahr, in welchem Frankreich alle Nationen überstrahlt. „Noble France," ruft er, „damals vertheiltest du Kronen und jetzt bist du die Niobe der Nationen! Du weinst um deine hingewürgten Töchter: Straßburg, Metz, Verdun, Pfalzburg, Toul, und in dem alten Palast deiner Könige, vor dem hohen Bildniß des Siegers von Bonvines, wandelt der Sieger von Sadowa! Unsere heiligen Bischöfe sterben vor Pein! Gott der Schlachten, gieb uns unsere Legionen wieder!"

Der Kronprinz hat sein Hauptquartier im Schlosse der Veuve Cliquot, in Boursault, das des Königs ist noch in Reims. Heute wird der Präsident des Bundeskanzler-Amtes, Delbrück, hier erwartet. Der General-Postdirector Stephan ist seit gestern hier und verdanken wir ihm die Einrichtung eines Schnellpostdienstes, durch welchen Briefe zwischen dem großen Hauptquartier und Berlin in achtundvierzig Stunden gehen sollen. Von Paris nichts als die Erwartung, daß es dort nicht zu blutigen Ereignissen kommen werde.

frohesten Soldatengeist, der auch auf die Franzosen seinen Eindruck nicht verfehlt. Da stehen auf dem einen Portal in Sevres noch die beiden toll ausgeputzten Figuren. Der einen haben sie ein Chassepot in die Hand gegeben, die andere als Priester ausgeputzt. Beim Schlosse St. Cloud haben sie die Gruppe Amor und Psyche in einer idyllischen Weise ausstaffirt. Der Psyche haben sie ein Häubchen aufgesetzt, ihr ein Körbchen in den Arm gegeben und ihre nackten Glieder in der Kälte mit einem züchtigen Röckchen umhüllt. Amor trägt einen ramponirten Cylinderhut und allerlei civile Kleidungsstücke, sodaß die Beiden wie ein zu Markt gehendes Ehepaar aussehen.

Die Wälle von Issy sind fast unversehrt, dagegen ragen die Casernengebäude als vollständige Ruinen über die Werke hervor. Dieselben waren für unsere Artillerie sehr gute Zielpunkte und sind also jämmerlich zerschossen. In den Kasematten derselbe Unrath, durch welchen sich selbst der Mont Valérien auszeichnete. Die Franzosen taugen nichts für die Defensive; sie haben Issy, Vanvres und Montrouge geräumt, wie sie in den Departements die Festungen nach achttägiger Beschießung aufgaben. Auf den Wällen und hinter denselben war noch Alles in schönster Ordnung.

Ein prachtvoller, wunderbar schöner Blick von diesen Wällen auf das im schönsten Sonnenglanz eines flüchtigen Frühlingstages daliegende Paris! Die ganze Stadt lag zu unsern Füßen; hoch empor ragten der Arc de Triomphe, der Invalidendom, die Notre-Dame, das Pantheon und der Luxembourg. In eine weiße, durchsichtige Gaze gehüllt

drüber. Die Stadt war überfüllt mit Truppen, es fehlte an Nahrungsmitteln.

Endlich, als die Kriegs-Materialien herbeigeschafft waren, begann die Expedition nach Eupatoria. Es stellte sich heraus, daß dieselbe mit strafbarem Leichtsinne unternommen war. Rußland hatte den Franzosen durch seine Verbündeten, die Griechen, ganz falsche Karten der Krim-Ufer in die Hände gespielt.

Was danach kam, ist bekannt. Die armen Türken hatten sich an der Donau wie die Löwen geschlagen. Die Russen waren von Kalafat und von Silistria abgezogen, welches letztere von meinem unvergeßlichen Landsmanne Grach commandirt ward, als Mussa Pascha in der Schanze gefallen war. Was die armen Türken gethan, sah aber lange nicht so kriegerisch, so grandios aus, wie die Thaten der Franzosen, die sie bekanntlich gut in Scene zu setzen verstehen. Auch ich vergaß meine armen, braven Türken über den Großthaten der Franzosen. Die ganze Welt blickte nach St. Arnaud's rechtzeitigem Tode auf Canrobert, nach Canrobert auf die Gemetzel Pelissier's, dessen Heldenthaten ich später in den Darra-Höhlen bei Nedromah bewundern und würdigen lernte.

Der Malakow von Sebastopol ward endlich genommen. Nichts ging über Frankreichs Gloire. Es gab keine Armee neben der französischen.

Vier Jahre darauf sah ich die französische Armee, 1859, in der Lombardei. Ich befand mich im Hauptquartier des Generals Gyulay. Schon der erste Marsch der Oesterreicher durch die Lommellina bis nach Torea, der schleunige Rückmarsch, der die Sinnlosigkeit des Vormarsches bewies, die unsinnige Recognoscirung von Montebello warfen beunruhigende Schlaglichter auf das Feldherrntalent Gyulay's. Die Armee selbst wollte nichts von ihm wissen. Es herrschte eine Planlosigkeit, die unbegreiflich war; die Verwaltung und Verpflegung waren zum Erbarmen.

Zerrissen ist sie, arg zerfleischt; zwanzig Jahre der Ruhe und Klugheit braucht sie, um sich wieder zu erheben. Gönnen wir unsern Feinden diese zwanzig Jahre. Bedenken wir: der Groll tödtet, die Arbeit belebt, und das übrige findet sich von selbst in der „République des honnêtes gens“.

Der Bürger Beaurepaire ist unstreitig einer der vernünftigsten Männer von Paris. Er kennt seine Generation so genau, daß er nur die République des honnêtes gens proclamiren will, also, wie ich mir das frei nach dem Französischen übersetze: die Republik der weißen Wäsche. Der Bürger Beaurepaire ist verständig genug, zu begreifen, daß mit der heutigen Generation gegen die Deutschen nichts mehr anzufangen sei, und darin wird er nach der Lection von 1870 und 71 bei allen einsichtsvollen Franzosen Anklang finden. Nur mit der République des honnêtes gens dürfte es wol seine Schwierigkeiten haben.

Schon neulich habe ich die Frage aufgeworfen: Was wird aus Paris und wer wird Paris wieder aufrichten, und glaubt man, daß Frankreich überhaupt noch Frankreich bleiben könne, wenn Paris nicht über das Land die Strahlen wirft, die jede Sonne um sich verbreitet? Glaubt man, daß die französischen Provinzen, wenn sie sich von der unseligen Centralisation emancipiren, mit ihren Holzpantoffeln der Welt imponiren werden, während in Paris die Republik spartanische Tugenden predigt, selbst wenn Paragraph 1 von dem Nutzen der Seife redet? Glaubt man, daß die honnêtes gens in Paris sich wohl befinden werden, wenn sie nicht um das goldene Kalb tanzen und

ihre Schäfchen im Quartier Breda haben können; daß die ganze Gesellschaft in Paris ohne alle die Götzen existiren könne, in d(Cultus sie reich geworden, ohne all den Mandarinen-Pomp, der in den Champs Elisées und im Bois de Boulogne seinen Glanz entfaltete, im Moulin rouge seinen stillen Cultus feierte und wenn irgend möglich, in den Sälen der Tuilerien den Gipfel seiner Eitelkeit fand?

Indeß der Bürger Beaurepaire — d. h. der Bürger de Beaurepaire — hat seine Idee ausgesprochen; er sagt: wir wollen keine Republik der Guillotine, wir wollen auch nicht die Tage von 1830, nicht die von 1848, wir wollen die République des honnêtes gens, und wenn der Franzose, namentlich der Pariser, die zu Stande bringt, wenn nach Etablirung dieser Republik nicht jedes Kaffeehaus nach Verlauf eines Jahres mindestens sechs Spiegel abschaffen, dreißig Gasflammen auslöschen, dem Hausbesitzer die Hälfte des Miethzinses streichen, jedes der glänzenden, auf die Vergnügungssucht aller vier Welttheile angewiesenen Etablissements Bankrott machen und die halbe Demi-Monde von Paris tugendhaft werden muß, so soll man die Statue des Bürgers Beaurepaire oben auf den Obelisken von Luxor setzen.

Vorläufig ist nun in Ermangelung von Besserm die Republik auf dem Tapet. Dieses reiche arme Land ist noch ärmer an Thronberechtigten, als Spanien, denn diese haben sich alle um ihre Anwaltschaft gebracht. Von Napoleon soll und darf Niemand reden, wonach sich von selbst versteht, daß man in vier bis sechs Monaten desto mehr

von ihm reden dürfte. Napoleon hat zu schwer gegen die Nation gesündigt; viel größere Schelme als er selbst erklären dies heute öffentlich, während sie aus seiner Hand gegessen haben. Ein Landesverräther, wer überhaupt nur laut von der Möglichkeit einer Wiedereinsetzung dieses Mannes sprechen wollte! Aber (die Journale warnen schon) alle seine Creaturen werden mit dem republikanischen Honig auf den Lippen kommen, das Vertrauen bei den Wahlen zu gewinnen suchen, und so wird der Wolf im Schafskleide wieder einziehen. Nichts natürlicher als das. Alle napoleonischen Beamten werden mit dem Instincte, der das Thier zur gewohnten Krippe treibt, wieder zu ihren Gehältern zurückstreben, keiner von ihnen wird von der Munificenz der Republik etwas Besseres erwarten, und da die Bourbonen für alle Zeiten abgethan, die Orleans eine bürgerliche Zurückgezogenheit beobachtet haben, die kein Pariser zu würdigen versteht, so fürchtet man mit Recht die Wiederholung der „Intriguen von 1849".

Vor der Hand gilt es also, auf alle Fälle die Republik wieder zu construiren. Die Sache hat Eile und man wird nicht allzu streng ins Gericht gehen dürfen, wenn die erste, überstürzte Wahl nicht stark gesichtet ist. Es liegt in den Umständen, sie allein tragen die Schuld; keine Nation wäre im Stande, nach solchen Schlägen gleich ihre ganze Besonnenheit wiederzufinden. Jede Regierung, wenn sie nur auf rechter Basis steht, wird jetzt Regierung sein; die richtige wird und kann sie nicht sein, aber sie muß einmal geschaffen werden, wenn sie nicht eine Erneuerung der Feindseligkeiten die momentane Lage vielleicht gänzlich alteriren soll.

Die Candidaten sind bereits vorgeschlagen; die Vertrauensmänner von Paris sind schon in die Departements gereist. Man ist in Paris „müde aller bittern Erfahrungen, sowohl der demokratischen Doctrinen als der dynastischen Misbräuche", wie ungefähr das Programm der haute bourgeoisie sich ausdrückt, „lasse des préjugés et des ambitions dynastiques". Man will ein Gouvernement „animé de l'esprit de liberté". Trochu erklärt unter 1. Februar, seine Rolle sei zu Ende, er nehme keine Wahl an; Favre, Jules Simon und Genossen werden unfehlbar gewählt; ein Bataillon der Nationalgarde, das 21., stellt bereits seine Candidaten auf und schlägt vor, in gleicher Art bataillonsweise zu verfahren. Inzwischen kommt aber das „Salut de Paris, journal de l'assemblée nationale", und stellt Felix Pyat, Giuseppe Garibaldi (dem unzweifelhaft eine vorübergehende Charge in Frankreich zugedacht ist), Louis Blanc, Victor Hugo auf, die sämmtlich eben so unzweifelhaft gewählt werden. Die Ereignisse vor dem Hotel de Ville, welche mir von Parisern allerdings nicht so bedeutsam geschildert wurden, als sie erscheinen mußten, sind jedenfalls Symptome, die nicht zu unterschätzen; alle Elemente sind aufgewühlt und alle werden sie ihre Repräsentation finden. Es ist also eine Wiederholung von 1848 zu erwarten, vielleicht noch wilder als in jenem Jahre; denn die zwanzig Jahre der politischen Kinderstube, in welcher Napoleon sein Volk mit allerlei Albernheiten beschäftigte, werden die Nation kaum klüger gemacht haben und die Republik tritt da, namentlich dem seit dem Orientkriege von dem Gouvernement

beschäftigten Arbeiterthum gegenüber, eine Erbschaft an, die ihr viel Elend machen wird. Der arme Rothschild z. B. hat während der ganzen Belagerung das 256. Bataillon organisirt und mit monatlich 150,000 Francs unterhalten; wird er, der reichste Mann der Republik, jetzt nicht der rettende Engel Frankreichs werden müssen mit denselben Millionen oder vielmehr den Zinsen derselben Millionen, welche der Gründer des Hauses als treuer Hüter der Schätze eines kleinen deutschen Tyrannen zusammenscharrte?

Aber was hilft das alles! Republik muß gemacht werden und die innere Geschichte Frankreichs wird wieder die alten gewohnten Phasen durchmachen; aber, wie gesagt, diesmal entre honnêtes gens! — Jules Simon hat sich bereits nach Bordeaux begeben, die Minister des bisherigen Gouvernements werden am 10. Februar dahin folgen, um der Assemblée nationale ihre Resultate vorzulegen. Wie man sagt, wird man Alles aufbieten, um den Deuschen jeden Vorwand zu einem Einzug in Paris zu nehmen, und wie ich von Autoritäten höre, würde die Vermeidung des Einzuges die einzige Möglichkeit der Vermeidung von weitern Unruhen in Paris sein — die zu stillen jetzt allerdings keine Schwierigkeiten macht.

Je eifriger nun die Pariser darauf bedacht sind, ihre Stadt von keinem Deutschen betreten zu lassen, desto mehr misbrauchen sie die Erlaubniß, zu diesen herauszukommen. Jules Favre hat sich ausdrücklich den Besuch der Deutschen in Paris verbeten, „weil ohnehin schon so große Noth an Nahrungsmitteln sei"; von unserer Seite hat es

aber auch eines verschärften Ueberwachungsbefehles bedurft, da die Pariser sich in Menge ohne jeden Erlaubnißschein über die Seine setzen ließen.

Auf geradem Wege ist es nun für uns unmöglich, einen Besuch in Paris zu machen; Niemandem wird ein Paß gegeben; nur einer der Herren der freiwilligen Krankenpflege ist vor einigen Tagen hinein gewesen, wenn ich nicht irre, um über die Frage zu verhandeln, ob man nicht die in Orleans noch liegenden etwa 4000 Verwundete und Kranken mit Benutzung der Pariser Verbindungsbahn evacuiren könne. Es soll hierfür Aussicht vorhanden sein.

Schon seit einigen Tagen hört man auch in Versailles wieder den Pfiff der Locomotiven; einstweilen ist die Verbindung mit Paris wohl hauptsächlich nur für den Güterverkehr vorhanden, doch wird alles Mögliche gethan, um auch in den Departements die Schienenwege wieder praktikabel zu machen. Ich denke mir, es dürfte Herrn Gambetta doch sehr schwierig sein, nach Ablauf der Waffenstillstandsfrist, nachdem die Bevölkerung kaum begonnen, die Bequemlichkeiten und Wohlthaten des Friedens zu kosten, auch nur einem Theile dieser Bevölkerung wieder das Gewehr in die Hand zu drücken, und so ist denn der Friede wol als garantirt zu betrachten.

Während der Belagerung war die Rede von all den Minen, Torpedos und andern Teufeleien, mit welchen die Pariser ihre Forts möblirt haben sollten. Ich schrieb vom Mont Valérien am Morgen nach der Besetzung, es seien nur zwei Torpedos auf dem Wege vor dem Festungsthor gefunden worden. Hinterdrein fand man indeß nicht al-

nehmen lassen, welche die Franzosen jedesmal aufgeben mußten.

Die französischen Bürger selbst geben bereits zu, erklären freiwillig: Wir Franzosen sind keine Soldaten mehr, wenigstens nicht gegen solche Feinde wie die Deutschen. Man soll uns also den Frieden lassen! Frankreich ist groß genug; Gott behüte uns nur davor, daß es nicht kleiner werde!

Daß ich's in Kürze zusammenfasse: Napoleon, der große Stratege, unternahm einen Krieg mit einem Heere von höchstens 300- bis 350,000 Mann, wenn ich die Mobilgarde hinzurechne, die erst am 15. August einegerufen wurde! Napoleon selbst, der Oberbefehlshaber, der große Theoretiker, zeigte, daß er von der Kriegsführung gar nichts verstehe. Seine Generale zankten sich wie die Straßenjungen und einer von ihnen zeigte sich noch unfähiger als der andere; keiner von ihnen hatte Talent oder Zeit genug, sich irgendwie hervorzuthun.

Reims, 11. September.

Es lohnt wohl kaum, vor Einrichtung der neuen Schnellpostverbindung, zu deren Herstellung der General-Postdirector Stephan sich hierher begab, Ihnen Neuigkeiten zu übersenden, da sie durch den Telegraphen um mindestens 5—6 Tage überholt werden. Der Leser, begierig, täglich von neuen Siegen zu lesen, muß glauben, man rede noch von der Schlacht bei Waterloo, wenn er auf gewöhnlichem Wege Nachrichten erhält, die der Telegraph schon längst durch andere verdrängt hat. So wird auch die Katastrophe von Laon bereits bekannt sein, offenbar das Werk eines Tollhäuslers, wie man sagt, eines überspannten Mobilgarden, während Andere behaupten, der Commandant sei der Sache nicht ganz fremd. Die Verwüstung soll eine furchtbare sein. Arme und Beine flogen in der Luft umher, die Lufterschütterung hat kolossale Zerstörungen hervorgebracht. Bei der rücksichtslosen Strenge,

Den 5. Februar.

Schwer ist es, da dem Fremden die Thore von Paris hermetisch verschlossen sind, irgend etwas nur annähernd Treffendes über Paris zu sagen; ich muß mich daher auf die Mittheilnngen eines pariser Freundes beschränken, mit dem ich lange über die belagerte, gefallene Hauptstadt geplaudert.

Die Idee der Republik hat hiernach in Paris selbst wenig Aussicht auf Verwirklichung. Ich habe schon mehrmals darzulegen gesucht, daß Paris mit seinem unverwüstlichen Hang für Luxus und äußern Glanz kein Boden für die Republik ist. Jerome Paturot würde heute an der neuen Republik dieselben Erfahrungen machen, wie an der von 1848, und alle die Vögel, denen man gewaltsam den vergoldeten Käfig geöffnet, werden freudig in denselben zurückkehren wollen.

Die von den Ereignissen gebotene Eile bedingt natürlich für den Augenblick ein Arrangement auf republikanischer Grundlage, wie mir mein Gewährsmann aber versichert, wird sofort nach dem Friedensschluß die Frage: ob Monarchie, ob Republik, aufgestellt werden und die Entscheidung unzweifelhaft zu Gunsten der ersteren ausfallen.

Aber zu Gunsten wessen? Vermuthlich eines Orleans, und ein solcher würde allerdings unter allen möglichen Thron-Inhabern einerseits den schwierigsten Stand haben, andererseits am wenigsten Garantie für Erhaltung des Friedens haben, weil er zu schwach sein würde, dem Rachebedürfniß des Volkes entgegen zu treten.

In fünf Jahren, meint mein Gewährsmann, werden Sie den Krieg haben. Sie werden Elsaß und Lothringen nicht behalten; man wird Ihnen durch ein Bündniß mit Rußland diese Provinzen wieder entreißen! Frankreich wird es nimmer dulden, Ihnen diese Provinzen länger als fünf Jahre zu lassen, also gerade so lange Zeit, wie Frankreich bei unermüdlicher Arbeit und Rüstung gebrauchen wird, um wieder kriegsfähig zu sein. Was ihm an Material fehlt, werden England und Amerika liefern, und in fünf Jahren werden mit den heranwachsenden Mannschaften auch diejenigen Hunderttausende und die halbe Million Gefangener in Deutschland als Landwehr kämpfen, welche heute besiegt wurden. Man wird das allgemeine Wehrsystem mit der äußersten Strenge durchführen und also zu einem Vernichtungskriege zeitig gerüstet sein. So weit mein Gewährsmann. Der Franzose ist sanguinisch und augenblicklich überreizt; er wird in fünf Jahren Zeit haben, sich eines Bessern zu besinnen.

Die Verproviantirung von Paris, die uns als ein kaum zu begreifendes Kunststück erschien, soll der Art gewesen sein, daß man sich noch acht Wochen länger hätte halten können, wenn man nicht zu Anfang in der Ueberzeugung, daß die Sache nur sechs Wochen dauern könne, mit Verschwendung zu Werke gegangen wäre. Der Mangel an Mehl hat Paris zur Uebergabe genöthigt. Unsere Eisenbahn ist wenigstens jetzt für Paris und Bordeaux schon so in Anspruch genommen, daß nach der Aeußerung der Beamten nur noch „Candidaten und Lieferanten" befördert werden. Gestern ging ein großer Mehltransport

nach Paris hinein, während die Zufuhr von Norden her namentlich ununterbrochen fortgesetzt wird.

Die Absperrung der Hauptstadt gegen Fremde ist nur noch strenger geworden. Gestern waren zwei unserer Offiziere auf Schleichwegen wirklich in die Stadt hineingekommen. Trotz ihrer Verkleidung erkannte man sie als Preußen und schützte sie mit Noth gegen Mißhandlungen. Sie wurden an die preußischen Posten zurück escortirt und bei diesen der Wunsch ausgesprochen, dergleichen Besuche zu verhindern, da man für nichts einstehen könne. Man erzählt auch von einem englischen Correspondenten; derselbe hat die Bekanntschaft einer jungen pariser Dame gemacht, deren Mann in Deutschland gefangen. Die Dame war gern bereit, den jungen Herrn auf ihren Paß mit nach Paris hinein zu schmuggeln, und so machten sich Beide denn auf die Beine. Bei der Wache hieß es: „Vos papiers!“ Die Dame zeigte ihren Paß vor und erklärte, der Herr sei ihr Mari. Die Wache aber behauptete, es stehe nichts von einem „Mari“ im Paß und sandte den Herrn wieder nach Hause.

Den 6. Februar.

Soll ich die Wahrheit reden, so ist mir der Waffenstillstand und das sehr wahrscheinliche Ende des Krieges aus zwei Gründen sehr willkommen — erstens aus dem großen, unermeßlichen Grunde, weil wir nach so vielen Siegen endlich Ruhe haben, obgleich ich die Ueberzeugung trage, daß wir auf dem Kriegspfad immer weiter wür-

den siegen müssen, und zweitens aus dem Grunde, weil mir zu Muthe ist wie einem Stummen, der endlich die Sprache wiederfinden wird.

Wie viel schöne und interessante Dinge hätte ich auf unseren Märschen erzählen können — aber der Feind hätte sie lesen, er hätte daraus strategische Vermuthungen und Schlüsse ziehen können, obgleich er damit in einem solchen kriegerischen Steeple-chase sicher um drei Pferdelängen zu spät gekommen wäre. Und nicht nur der Feind durfte nichts davon wissen; unsere eigenen Landwehrleute hätten daraus Folgerungen hinsichtlich der Moralität unserer Truppen ziehen können, denn es giebt eine ganze Anzahl unter den ersteren, Leute, die immer besorgt sind, daß wir als Volk die Religionsstunde versäumen, die es als Demoralisation betrachten, wenn wir in den feindlichen Quartieren nicht sorgfältig die Kamin-Uhren aufziehen, die wegen Abwesenheit des Hausherrn stehen geblieben, wenn wir eine Flasche Wein nicht gewissenhaft bezahlen und die Pferde ins Pfarrhaus oder gar in die Sacristei stellen, obgleich dies doch selbst Mohammed seinen kriegführenden Gläubigen ausdrücklich gestattete.

Ich erinnere mich einer ältern Dame, die in Paris Monate hindurch kein Wort reden konnte, weil sie kein Französisch verstand, und als der Tag ihrer Rückreise nach Deutschland gekommen war, hoch aufathmend in die Worte ausbrach: „Gott sei Dank, jetzt komme ich auch einmal wieder zu Worte!“ — Ungefähr so ist's einem zu Muthe, wenn man in dem Bedürfniß, dem Leser etwas Interessantes aus den vordersten Linien der militärischen

Operationen zu erzählen, gewissermaßen die Spreu auslesen, die Körner aber liegen lassen muß, wenn man am Abend, Kopf und Herz voll von all dem, was man erlebt, ins Quartier kommt und sich sagen muß: Das Alles ist schön und groß, aber du darfst dem Feinde nicht die Karten auf den Tisch legen, so lange die Partie nicht gewonnen ist! Unsere Armee hängt freilich mit der Familie mehr und inniger zusammen als jede andere, und zu Hause wollen sie lesen, was den Ihrigen auf blutiger Bahn passirt; aber nothwendiger und wichtiger ist es, ein kluges Schweigen über das zu beobachten, bei dem eben ein indiscreter Beobachter uns allen schaden kann.

Welch eine Geschwätzigkeit haben die französischen Blagueurs gezeigt, nur in dem Bedürfniß, ihrem Publikum die geheimsten Pläne ihrer Commandeure mitzutheilen, als sei es dringend nothwendig, dem ersten besten Lichtzieher die Ideen ihrer Strategen zur Kritik zu unterbreiten. Wie eifrig überboten sie sich, uns zu erzählen, was demnächst geschehen werde, vielleicht in der Meinung, die deutschen Colonnen würden eiligst eine ganz andere Richtung einschlagen, damit sie den Franzosen nicht begegneten; und mit welchem Behagen unterrichteten uns die Ballonbriefe von dem Ausfall, der für diesen und jenen Tag vorbereitet werde, als wollten sie den Feind warnen, sich vor einer neuen Collision zurückzuziehen!

Jetzt ist's wahrscheinlich aus mit dem Kriege, obgleich Niemand bis heut noch wissen kann, ob uns Gambetta nicht doch noch einen neuen Proceß anhängt, denn einem Advocaten ist Alles zuzutrauen. Unsere Truppen

striegeln und putzen, unsere Offiziere sehen wieder wie neu aus; die Spielleute blasen mit doppelter Lust, wenn sie nicht, wie das täglich leider geschieht, mit dem „Jesus meine Zuversicht" über den Platz ziehen; der Himmel spendet uns Frühlingswärme, auf die man freilich ebenso wenig wie auf Gambetta sich verlassen kann, und die 15 Francs täglicher Zulage erlauben beim Diner eine Flasche Champagner, obgleich man sich auf diese wiederum auch nicht verlassen kann, da sie erst nach Leistung der pariser Contribution ausgezahlt werden sollen.

Wie viel habe ich gelesen über die bittern Entsagungen, denen die armen Pariser während der Belagerung sich unterziehen mußten; wie oft hätte ich, seit ich in Versailles bin, gern mein Beefsteak, wie zäh es auch war, und schon an der Loire meine Leberwurst, wie hart sie auch gefroren war, an einen hungernden Pariser abgetreten, und was muß mir gestern passiren! Ich speise mit einem Pariser Freund im Hotel des Reservoirs, wo es am vornehmsten ist. Mein Pariser bestellt ein Menu comme il faut, und ich denke in meinem Sinn: der arme Mann, er will sich einmal satt essen — störe ihm also die Freude nicht!

Ich, ein Spartaner der Erbswurst, ich sehe meinen Pariser sehr hoch kauen; nicht Cotelettes, nicht Filet aux Champignons, nicht Seezungen wollen ihm munder. Ich denke: er ist das nicht mehr gewohnt! Ich höre ihn mäkeln, und calculire: er weiß nicht mehr, was höhere Küche ist. Was aber sagt er mir: „In Paris haben

wir so schlecht nicht gegessen, wie hier bei Ihnen in Versailles!"

Wenn der Arme den Baumkuchen nicht würdigt und der Bauer nichts von Gurkensalat versteht, so ist das begreiflich; mein Freund aber ist Gourmand und erzählt mir also: „Wir haben allerdings viel Pferde, Hunde, Katzen und Ratten verspeist — eine Ratte z. B. kostete unter Brüdern ihre 30 Sous — aber sie waren vortrefflich zubereitet, und das ist die erste Bedingung eines Diners. Wir haben Alles vollauf gehabt, bis auf das Brot, das uns zu mangeln begann. Kein Restaurant, kein Kaffeehaus hat geschlossen; freilich fehlte uns das Gas und es war Abends recht düster und traurig in Paris, aber man gewöhnt sich daran. Wir befanden uns wohl, hatten Wein vollauf, noch sehr viel Pferde, die wir hätten verzehren können, aber, wie gesagt, das Brot begann zu mangeln, und als wir am 19., am Abend des letzten Ausfalls, alle die schlimmen Nachrichten über Chanzy, Faidherbe und Bourbaki erhielten, da bemächtigte sich Aller die Hoffnungslosigkeit; wir sahen uns bitter getäuscht in unsern patriotischen Erwartungen, und damit war die Capitulation bereits im Geiste geschlossen. Die ganze Vertheilung der Lebensmittel war, so lange man noch vollauf hatte, mal organisée (wie sich der Franzose gern ausdrückt), und als sie nichts mehr zu vertheilen hatten, war das Organisiren überflüssig geworden."

Seit ich nun die Gelegenheit habe, mit so manchen Parisern zu sprechen, die herauskommen, ist mein Urtheil über die Zustände der belagerten Hauptstadt ein wenig geklärt. Trochu ist ein Faiseur, wie ich schon früher sagte,

richtiger ein Farceur. Vertrauen setzte Niemand von denen in ihn, die ihn näher kannten. Favre ist alles, nur kein Diplomat, wie er dies in Ferrières bewies; Vinoy hatte gleich anfangs ein Relief gewonnen, als er die eine Division von Sedan nach Paris zurück rettete — alle aber, die während der Belagerung am Ruder gewesen, sind unmöglich geworden, denn alle haben den Parisern ihre Unfähigkeit gezeigt.

Die letztern meinen nämlich jetzt, wenn sie aus der Hauptstadt kommen und keine Barrikaden oder sonstige Hindernisse mehr auf dem großen Wege finden, es sei Alles anders gekommen, wenn sie sich nur noch vierzehn Tage hätten halten können, und deshalb wendet sich ihr Groll verdoppelt gegen diejenigen, welche Paris nicht zu retten vermochten.

Unbedingt tragen diese Männer die Schuld ihres Fiascos. In der Nacht vom 4. September nämlich soll Trochu selbst die Vertheidigung von Paris für eine Thorheit erklärt haben; der ganze weise Rath soll derselben Ansicht gewesen sein. Da man aber auf eine schnelle Entsetzung rechnete, so unternahm man, was nach eigener Ansicht unausführbar war. In nothwendiger Folge hat denn auch unter den Männern der That stets die größte Rathlosigkeit geherrscht; sie alle sollen insgeheim für die Capitulation, also für den Frieden gewesen sein, als die Sache ernst ward; öffentlich aber zeigten sie dem Volke, schon der Pose wegen, die kriegerischste Miene, und was sie thaten, das geschah ohne Ueberzeugung von Erfolg, nur um ihre Haltung zu rechtfertigen.

In diesen kurzen Worten liegt die Charakteristik der belagerten Hauptstadt. Daß die Männer, welche derselben täglich Muth ins Herz riefen, ihr die Rettung versprachen, sich dem Volke gegenüber verbraucht, und wenn sie augenblicklich auch noch wie die Fettaugen oben schwimmen, doch sehr bald vor dem öffentlichen Urtheil untertauchen müssen, ist erklärlich. Trochu selbst wird dies empfunden haben, als er für ein Vertrauen dankte, dessen wankenden Boden er unter sich fühlen mußte. Die größte Schuld dieser Männer liegt wohl darin, daß sie mit dem Bewußtsein, nicht retten zu können, in der Hoffnung auf Hülfe von außen diese Rettung übernahmen, diese Rettung tagtäglich verhießen und endlich die Hände in den Schooß legten.

Seit einigen Tagen nun hat sich die Wahl-Agitation aller Ecken bemächtigt, die mit großen Affichen bedeckt werden. Wer alle diese französischen Plakate, die zum Theil noch aus dem Beginn des Krieges datiren, durchliest, der hat alle die patriotischen Thorheiten dieses Volkes vor Augen, die ganze französische Kriegs- und Volksbewegung, die eben jetzt wieder in ein neues Stadium tritt. In Menge kommen die Wähler aus Paris heraus, um in ihre Bezirke zu gehen; viele von ihnen haben in Paris die Waffen getragen, junge, lebhafte und selbst jetzt noch unverzagte Leute, die ihre staatsbürgerlichen Pflichten zu üben ausziehen und uns gern erzählen, wie wenig sie sich aus unserm Bombardement gemacht.

Wenn ich alle diese jungen Männer aus Paris herauskommen sehe, steigt mir zuweilen ein schwarzer Verdacht

auf. Wie nun, wenn sie draußen blieben, wenn sie Mittel und Wege kennten, sich zu Gambetta durchzuschmuggeln, und plötzlich ein guter Theil der gefangenen pariser Armee draußen im Felde stände, um von neuem dem Rufe des Fanatikers zu folgen? Es ist das ohne Zweifel eben nur ein schwarzer Gedanke, aber er fällt mir immer wieder ein, wenn ich diese jungen Pariser so dahin ziehen sehe. Wir wissen ja, wie man in Frankreich über Capitulationen mit und ohne Ehrenwort zu denken gewohnt ist, und da darf man auf Alles gefaßt sein.

Auch die Zahl der deutschen Gefangenen, die wir aus Paris empfangen, ist jetzt bekannt. Es sind nicht mehr als 914, großentheils wohl Vorposten, die man abgefangen, was kein großes Kunststück ist, oder einzelne Züge, die bei den Ausfällen abgekniffen wurden. Für die Erlaubniß, die pariser Verbindungsbahn zur Evacuation unserer Kranken und Verwundeten in Orleans herzugeben, verlangen die Pariser die Auslieferung von 5000 Mann der Ihrigen. Ich glaube nicht, daß dies irgend welche Schwierigkeiten haben wird.

Gestern Abend kam auch der Zug mit unsern Verwundeten aus Paris. Es können ihrer nur wenig gewesen sein und jedenfalls Leichtverwundete.

Heute hört man von Verlängerung des Waffenstillstandes. Jules Favre hat dem Reichskanzler gegenüber durch briefliche Mittheilung wieder gut gemacht, was Gambetta durch die Wahleinschränkung verbrochen, und so geht denn Alles vorläufig seinen Friedensweg.

Versailles, 10. Februar.

Jules Favre verbat sich ausdrücklich jeden Besuch aus dem feindlichen Lager in Paris, weil es an Lebensmitteln fehle und die vorhandenen der ohnehin schwer geprüften Bevölkerung nicht geschmälert werden sollten.

Es war dies nur ein Vorwand. Man wollte Conflicte vermeiden, wollte den Parisern den Anblick des verhaßten Feindes ersparen. Seit gestern, seit ich selbst in Paris gewesen, kenne ich aber noch einen andern Grund, einen viel triftigern, der diese Abschließung dictirte. Paris, der Freudenstadt, der Sonne des Continents, ergeht es augenblicklich wie einem verschämten Armen, der ängstlich besorgt ist, Niemanden in seine dürftige Häuslichkeit hineinblicken zu lassen. Kein Fremder soll Paris in seiner Betrübniß, in seiner Trostlosigkeit sehen, Niemand mit eigenen Augen gewahren, wie der übermüthige Pariser an einer Brotrinde nagt, Niemand soll diese Sonne erblicken, so lange nicht der Goldschaum und der Firniß wieder darauf geklebt sind: wissen mag es die ganze Welt, denn diese Noth ist ein Martyrium, eine welthistorische Pose, von der die kommenden Jahrtausende erzählen werden, aber — sehen soll's, wie gesagt, kein fremdes Auge.

Ohne allen Zweifel wird Paris schon in den nächsten Tagen sich den Fremden wieder öffnen, sobald die Lebensmittel nur in nothdürftig genügendem Maße wieder in die Stadt geführt sind. Mir lag aber Alles daran, Paris, die „Niobe", die nun selbst das Schicksal ihrer Kinder Metz und Straßburg getroffen, gerade in diesem Zustande der Armuth, des Hungers, der patriotischen Verzweiflung zu sehen.

Alle Versuche, welche von Versailles aus gemacht wurden, unter irgend einem Vorwande nach Paris hinein zu kommen, waren bisher gescheitert. Von Versailles aus durften der Uebereinkunft zufolge keine Pässe für Paris ausgestellt werden, und am jenseitigen Ufer der Seine ward die strengste Controle geübt. In Versailles bezeichnete man einen Herrn als den Glücklichen, der wiederholt im Interesse der freiwilligen Krankenpflege in Paris gewesen, den Grafen Maltzan nämlich, der so unermüdet thätig in der Ueberwachung und Evacuation unserer deutschen Verwundeten und deshalb mit der Société de secours aux blessés in engstem Verkehr steht.

Graf Maltzan erklärte sich in liebenswürdigster Weise bereit, mich anstatt seines Secretärs nach Paris hinein zu nehmen, und da ich im Nothfalle diese Stelle ebenso gut ausfüllen konnte wie ein anderer, so fuhren wir gestern Morgen zur Sèvres-Brücke.

Schon bei der Abfahrt stellte sich heraus, daß mein verehrter Gönner zwar in seiner deutschen Legitimation einen Secretär verzeichnet hatte, der französische Paß aber nur auf seine eigene Person laute. Es mußte also versucht werden. Man konnte im schlimmsten Falle mich nur wieder nach Hause schicken.

An der Parlamentär-Brücke großer Verkehr. Auf dem pariser Ufer standen sie zu Hunderten. Die Brücke war wieder hergestellt, eine hölzerne Barrière sperrte den Weg. Bei dem wachthabenden Offizier genügte eine Vorstellung. Wir betraten die Brücke. Der gesprengte Bogen war überdeckt. Drüben dieselbe Absperrung; Mobil- und National-

der Toilette lagen in den Corridors umher, die Schüsseln und Teller, die Kasserollen und Bratpfannen, die ganze Wirthschaft lag pêle-mêle durch einander, Alles war zerbrochen, zerrissen, zerfetzt, mit der scheußlichsten Brutalität vernichtet.

Rechts und links lagen am Eingange des Städtchens die schönsten Landhäuser; in den Gärten die schönsten Blumenbeete, die herrlichsten Bosquets. Ich trat durch die eisernen Gitterthore und schlenderte durch die Parkwege, schritt die kleinen Freitreppen hinauf in die Villen, die sich der Reichthum des von den Geschäften zurückgezogenen Parisers mit allem Comfort und Luxus ausgestattet. In dem Salon gedeckte Tische, schmutzig bis zum Ekel, mit Champagner- und Rothweinflaschen, zerbrochenen Gläsern, zerschlagenen Assietten beladen, die durch einander geworfen, von den wildesten Gelagen zeugten. Die Reste der Braten, der Omeletten, der Desserts, zerquetschte Früchte, zertretene Pasteten, Scherben und Brocken lagen auf dem Boden umhergestreut; die Vorhänge waren von den Fenstern gerissen, die Spiegel über den Kaminen durch hinein geschleuderte Flaschen zertrümmert; widerliche Zoten mit Kohle auf die kostbarsten Tapeten gezeichnet, allerlei hinterlassener Unflath, zerbrochene Stutzuhren, zerrissene Oelgemälde und Kupferstiche, — das war der Anblick, der sich mir in zwei, drei dieser reizenden Landhäuser in den unteren Räumen bot. Ich rede nicht von dem scheußlichen Zustande der oberen Gemächer, der Schlafgemächer der Hausfrau, der Boudoirs. Kein Schrank, keine Schublade war verschont, alle Schlösser waren erbrochen, der Inhalt über den Boden hingeworfen, bis in die Mansarden hinauf dieselbe Zerstörung!

Wohl eine Stunde währte meine Promenade durch die todte Stadt, Niemand zu sehen. Endlich fand sich ein Mann, der mir mit einem Buche in der Hand entgegenkam und sich mir als den einzig zurückgebliebenen Bewohner des Städchens, als Verwalter der pariser Om-

nibus=Gesellschaft, präsentirte. „All' diese Verwüstung", klagte er mir, „haben wir unseren eigenen Leuten zu danken! So haben vor einigen Tagen gerade diejenigen bei uns gehaust, von denen wir unsere Rettung erwarten sollten! Sie haben die letzten Bewohner der Stadt, die noch den Muth hatten, ihre Wohnungen zu hüten, durch die schändlichsten Rohheiten vertrieben, die Frauen beleidigt, die Männer mit ihren Säbeln und Bayonnetten gemißhandelt und sind erst abgezogen, als nichts mehr übrig war, was ihre Habsucht hätte versuchen können!"

Ein Artikel des Siècle, des würdigen Organs aller Marchands de vin (das wenigstens das Eine Verdienst besitzt, gegen den Krieg gepredigt zu haben), ein Artikel dieses Journals hatte mir am Morgen erst erzählt, daß die Preußen in Frankreich die Zeiten Attila's wieder wach gerufen, daß die schrecklichsten Verwüstungen in Frankreich angerichtet. Ich bestreite nicht, daß die unverzeihliche Thorheit der französischen Bevölkerungen, ihre Dörfer und Städte zu verlassen, zu mancherlei Ungehörigkeiten Veranlassung gegeben; ich bestätige diese sogar, denn der vom Marsch ermüdete, von Hunger und Durst gequälte Soldat verlangt zu essen und zu trinken, und wo er eine verschlossene Thür findet, ist der Kolben der beste Schlüssel. Der Franzose würde auf solche Vorwürfe antworten: „à la guerre comme à la guerre". Wie aber rechtfertigt das geehrte Organ der Marchands de vin die Thatsache, die ich schon in zehn Ortschaften gefunden, daß die reguläre französische Armee die Städte ihres eigenen Vaterlandes geplündert und ein Schrecken für ihre eigenen Compatrioten geworden ist? Mit pariser Zeitungen, die selbst heute noch behaupten, daß sich das glorreiche französische Heer nur aus Gründen der Zweckmäßigkeit von Saarbrücken bis nach Paris zurück gesiegt hat, läßt sich über dergleichen nicht sprechen. Sagte ich ihnen z. B. von Beaumont und den dortigen Vandalismen der französischen Soldaten, so läge das außerhalb ihrer Sehweite; ich lade

aber das Siècle ein, sich nach dem Friedenschlusse in Claye zu erkundigen, so wird es erfahren, daß nicht nur die Corps francs, diese Räuber- und Mörderbande, die man zum Heile und zur Rettung Frankreichs bewaffnete, sondern reguläre französische Infanterie und Cavallerie mit den Chasseurs d'Afrique in diesem Orte Schandthaten verübt, vor denen sich der Gedanke sträubt, daß diese Helden die Häuser verwüstet, die Einwohner gemißhandelt und erst abgezogen sind, als sie Alles wie ein Heuschreckenschwarm kahl gefressen!

Und ähnlich ist es in allen verlassenen Ortschaften im Umkreise des Weichbildes von Paris. Noch ist kein deutscher Soldat in diese Ortschaften zwischen Meaux und Paris gedrungen; die sächsische Feldwache lag nur eine Meile vor Meaux, und der mir begegnende Lieutenant derselben warnte mich sogar, weiter zu gehen, da draußen keine Vorposten mehr stehen. Etwa eine halbe Meile hinter Claye aber fand ich schon eine Probe der formidablen Vertheidigungsmaßregeln von Paris, eine Barricade, welche den alten französischen Quaderndamm dieser Straße sperrte.

In Gesellschaft zweier Feldjäger des großen Hauptquartiers, mit denen ich diese Excursion unternommen, ging ich etwa eine Viertelmeile über diese Barricade hinaus. Kein Garde mobile, kein Franctireur! Seitwärts blickte aus dem Waldesdunkel ein hübsches Schlößchen uns entgegen. Wir schlugen die direct dahin führende Allee ein. Alles mäuschenstill. Kein Hinterhalt, kein Schuß aus dem Dickicht, kein Ueberfall. Die eiserne Pforte des Schloßhofes gab nach. Niemand zu finden. Auf dem Rasenplatze hinter dem Hause lag noch die Wäsche ausgebreitet. Alles verrieth, daß die Bewohner erst gestern oder vorgestern in hastiger Flucht davon gegangen. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, diese verlassenen Villen und Schlösser zu durchwandern. In jedem Zimmer erwartet man noch ein lebendes Wesen zu finden, aber nur die

Bilder der Ahnen, die ehrwürdigen Großväter und Großmütter, blicken auf uns herab; die Betten mit den schweren Vorhängen stehen unberührt; die heiteren Genrebilder an den Wänden bilden einen grellen Contrast zu der Trauer der Umgebung, die Götter und Göttinnen in den alten Kupferstichen treiben Geschichten, die durchaus nicht in die Situation passen. Auf dem Tische liegt ein aufgeschlagenes Buch — Historie, Gartenbau, Mathematik, Mechanik, oder, was sonst die Liebhaberei des davongegangenen Lesers ist. Netze und Angeln haben fast immer ihre eigene Stelle in diesen Schlössern, denn das Angeln ist eine besondere Passion des Franzosen; das Jagdzeug ist gewöhnlich gerettet oder schon gestohlen, nur werthloses Waidgeräth spricht noch davon, daß der Schloßbesitzer in friedlichen Zeiten ein Jäger vor dem Herrn, und der zurückgelassene Hühnerhund schnüffelt vergeblich in den Corridoren oder in den Steigen des Gartens, dessen Marmorgöttinnen in den Hallen und Bosquets trauernd in die ausgetrockneten Bassins der Fontainen hinabblicken.

Der Leser muß mir's schon zu Gute halten, wenn ich wiederholt von diesen todten Schlössern, Dörfern und Städten rede, denn seit acht Tagen bewege ich mich in einem verlassenen, verödeten Paradiese, in welchem eine von Zweig zu Zweig flatternde Elster, eine durch das Kraut raschelnde Eidechse, ein einsamer Hauskater schon eine willkommene Unterbrechung bilden. Ich will lieber zu den pariser Barricaden zurückkehren und von ihrer strategischen Bedeutung reden. Als wir zu dem Schlosse hinaus auf den von Granaten besetzten freien Platz traten, fuhr ein Wagen die Allee herauf und durch das eiserne Gitterthor. Nicht der Besitzer des Schlosses — der Kutscher, den wir hinter der Barricade weit zurückgelassen, hatte es rathsam gefunden, in dieser unsicheren Gegend zu uns zu stoßen, um nicht abgefangen zu werden, und hatte die ganze Barricade bei Seite geworfen.

Es ist mir gestattet, von den augenblicklichen Disposi-

rothe genfer Kreuz, denn die Gesellschaft für die Pflege der Verwundeten hatte hier ihre Bureaux aufgeschlagen.

Die tiefste Verstimmung lag auf den Gesichtern derer, welche von ihren Geschäften auf die Straße getrieben wurden, uniformirt aber war Alles vom siebzehnten bis, ich möchte sagen, zum siebzigsten Jahre, und wunderlich genug war diese militärische Maskerade, denn der Eine trug das Käppi, die Galons und möglicherweise den Frack dazu, der Andere den Cylinderhut und den Waffenrock; selbst Knaben schmückten sich mit dem Käppi, und so lief denn die ganze männliche Bevölkerung in einer Phantasie-Uniform herum, die einen komischen Eindruck gemacht haben würde, wäre die Veranlassung nicht eine so ernste gewesen. Sie thaten eben, was sie konnten, aber was sie wollten, oder vielmehr wie sie es wollten, das wußten sie niemals.

Eine Anwandlung wirklichen Mitleids bemächtigte sich meiner, als ich durch die Avenue de Montaigne, am Hotel Meyerbeer, weiter in die innere Stadt fuhr. So hatte ich mir Paris während der Belagerung vorgestellt, und dennoch fehlte dem Ganzen das Cachet, der entschiedene Charakter. Eine tiefe Verstimmung zeigte sich überall, eine träge Gleichgültigkeit. Selbst in der Chaussé d'Antin stagnirte Alles; ein Theil der Magazine war geschlossen, in den andern saßen die Frauen und Mädchen an den Nägeln kauend und gedankenlos in die nur von Soldaten belebte Straße blickend.

Auf den Boulevards des Capucines, des Italiens, Montmartre und Poissonière ist kaum ein Haus, kaum

ein Magazin, keine Passage und kein Café, das ich nicht fast ebenso genau kennte, wie der gewohnteste pariser Flaneur. Wenn ich sonst nach Paris zurückkehrte, war's mir, als sei ich endlich wieder zu Hause, denn keine Stadt der Welt wird uns so lieb, so heimisch und wohnlich wie diese, trotz all den Dummheiten und Albernheiten des National-Charakters, ja, vielleicht eben um ihretwillen. Und was war jetzt aus den Boulevards geworden? Die glänzenden Magazine hatten ihre Schaufenster nur nothdürftig ausgestattet, und wo sonst die „dringendsten Bedürfnisse" des überflüssigsten Luxus ausgestellt waren, hingen jetzt nur Waffen, Regenmäntel, Flanelle, Wachs-Taffete und Lager-Utensilien; die Kaffeehäuser waren leer, nur vereinzelt sah man die Offiziere oder Nationalgarden da sitzen. Die Zeitungs-Kiosks waren großentheils geschlossen; der Straßenverkauf hatte aufgehört, kein Mensch offerirte dem Vorübergehenden alle die kleinen Nothwendigkeiten, wie Zündhölzer und dergleichen, keiner steckte dem Andern die Empfehlungskarten der Magazine in die Hand; kein Omnibus rollte über den Macadam, kein Fiaker störte den sonst so gefährlichen Uebergang an den Ecken; auf den breiten Trottoirs, auf welchen sonst Tausende und Abertausende hin- und herströmten, war Raum in Menge; keine Gruppen vor den Café's, Todesstille in der Passage de l'Opéra, in der Passage Jouffroi. Vor dem Café Cardinal, vor dem Café Madrid und de Suède, den Stationen der Literatur und der Künste, vor dem Café Riche, dem Lieblingsplatze der Fremden, Alles öde und leer und — der Pariser in Uniform, die Frauen, die Mädchen in Trauer, mit blei-

quartier, dessen Quartiermacher erst kurz voraus gegangen waren, fuhr also die Chaussee auf Quincy=Segy (von wo aus ich ebenfalls neulich schon schrieb), auf Couilly. à Cheffy gegen Lagny. Ins Hauptquartier zurückgekehrt, um dem Ausgangspunkt der Operation auf Paris näher zu sein, sah ich in Couilly eine Equipage, in welcher mehrere Herren in Civil und weißen Cravatten saßen. „Jules Favre," hieß es, „der den Grafen Bismarck aufsucht!" Und von diesem Augenblick an war auch der Mann des Jahrhunderts verschwunden, der von Meaux ab die Colonne des Hauptquartiers zu Pferde begleitet. Man soll mir auch einmal eine kleine indiscrete Detailmalerei zu Gute halten, in welcher meine Collegen so groß sind. Schon vor Meaux sah ich den Bundeskanzler zu Pferde an der Seite der Hauptquartier=Colonne, eben so den Baron v. Keudell. Englische oder amerikanische Correspondenten würden auf dieser Promenade eine ganz besondere Gelegenheit zu diplomatischer Unterhaltung gehabt haben, von der tausend Zeitungen aller Welttheile geredet hätten. Mir passirte nichts dergleichen. Baron v. Keudell, dem ich die Ehre hatte, schon vor der Stadt einen guten Morgen zu wünschen, verrieth in seinem freundlichen, liebenswürdigen Gesicht auch nicht eine einzige Nuance, aus der ich eine neue historische Schattirung hätte herausfinden können: es war dasselbe offene Antlitz, dem ich in Berlin, in Paris, in Aegypten begegnet. Und als ich vor der Höhe von Quincy, den Wagen verlassend, mich dem Bundeskanzler in den Weg stellte, reichte er mir die Hand und sprach die denkwürdigen Worte: „Ich muß die Colonne hier in Ordnung bringen." Jeder gewandte Diplomat hätte hieraus schließen können, schließen müssen, daß etwas Wichtiges vorgehe. Denn wenn Graf Bismarck etwas in Ordnung bringt, so kann das nur eine Völker=Colonne sein, und wenn er nach etwas ausschaut, so muß das ein Ziel sein, das unserem blöden Auge nicht erreichbar ist. Richtig: Jules Favre wartet

in Quincy auf den eisernen Grafen, der von da ab seine „Colonne" verließ. Wir trabten nach Lagny und von da nach La Ferrières, uns den Kopf darüber zerbrechend, was Jules Favre gebracht haben könne.

Der Bundeskanzler hatte sich inzwischen mit den pariser Herren in das Schloß von Ferrières begeben. Nur Gerüchte erzählen uns, was zwischen ihnen verhandelt worden. Die Unterwerfung der Hauptstadt konnte er unmöglich bringen, und alles Uebrige ist meiner Ueberzeugung nach nur Nebensache. Wie es heißt, soll indeß auch für Favre in Ferrières Quartier gemacht worden sein, und wenn mich nicht Alles täuscht, wird der Ort hier wohl zum Rendezvous-Ort der bevorstehenden Unterhandlungen werden, zu deren Anknüpfung Jules Favre jedenfalls gekommen ist.

Erst nach Mitternacht kam der König mit seinem Generalstabe in Ferrières an, wie es heißt, nach langem Umherirren in den Feldern. Es ist unglaublich, welchen Strapazen sich der von seinen Truppen angebetete Kriegsherr unterwirft und mit welch jugendlicher Kraft er dieselben erträgt — immer vorn, immer im Vordergrunde der Schlachten.

In Meaux z. B. lag das königliche Hauptquartier buchstäblich, ohne eine militärische Bedeckung vor sich zu haben. Auf dem geraden Wege von Meaux nach Paris, in der Richtung von St. Denis, stand zwischen dem Feinde und dem Hauptquartier nichts als eine Schwadron sächsischer Reiter, von der ich neulich auf meinem Ausfluge über unsere Vorpostenlinie erzählte. Allerdings wußte man, daß sich die französischen bewaffneten Banden, welche die nächste Stadt vor Meaux, nämlich Claye, verwüstet, gegen Paris zurückgezogen hatten, bei einiger Courage aber wäre nichts leichter gewesen, als unsere vor der Stadt liegende kleine Feldwache und somit die Stadt Meaux zu beunruhigen.

20. September, Morgens.

Heute in aller Frühe machte ich eine Promenade in dem reizenden Schloßgarten, den ich früher schon einmal beschrieben, als ich vor etwa acht Jahren einen Tag hindurch als Gast im Schlosse war, denn das Schloß selbst zu beschreiben, lohnt nicht der Mühe, so schön, so glänzend es ist, es sei denn, man wolle von dem Reichthume eines Rothschild schreiben, den man ohne Geschmack besitzen kann.

Der Reif lag auf den schönen Blumenbeeten, dicke Thautropfen löste der Morgensonnenschein von den Blättern der Bäume. Alles lag noch in tiefster Ruhe, nur die Schildwachen bewegten sich vor dem Portale.

Wie anders jetzt als sonst, da die Elite der pariser Gesellschaft hier herauszog, wo die schattigen Parkgänge von dem Gelächter und dem Geplauder der Pariserinnen wiederhallten! Nagelschuhige Tritte hatten jetzt ihre schweren Spuren in den Sand der Steige gedrückt, die Reisewagen des Generalstabes standen in den Höfen der Nebengebäude, aus denen die Feldschmiede die Hammerschläge weithin dröhnen ließ. Feldgensdarmen und Ordonnanzen eilten in den Höfen hin und her; nur hier und da blickte das bärtige Gesicht eines unserer höheren Officiere zum Fenster hinaus. Die künstlerisch werthlosen Marmorstatuen sahen verwundert auf die preußischen Soldaten herab, die plump gemeißelten Löwen verwehrten Keinem den Eingang, die Venus Kallipygos und die Mediceerin in den Nischen des Schlosses coquettirten vergeblich mit den Stallknechten, und über den See, unterhalb der Terrasse, trieb ein leichter Morgenwind den Nebel in die Gebüsche hinein.

Eben war ich im Begriffe, den Vorplatz des Schlosses zu betreten, um die Façade in Augenschein zu nehmen, als die eine der Schildwachen mir winkte, zurück zu bleiben. Eine hohe Gestalt erschien auf der Terrasse. Es war König Wilhelm, der nur um die Frische des Morgens zu genießen heraustrat, heiterer Miene, wie immer, und mit seinem Adjutanten plaudernd. Alles war still in

dem weiten Park; wie Nebelschleier lag es noch auf dem Rasen, wie Diamanten funkelte es auf den Blumenbeeten — das frömmste Gemüth einer irdischen Majestät dankte unfehlbar in diesem Augenblicke der Gnade der göttlichen.

Ferrières, 20. September.

Es ist Ruhe über allen Wäldern. Die Bienen summen vor meinem Bauernhause im Weinlaube, die Wespen umschwirren die großen reifen Früchte des Gartens, selbst der Hofhund schläft im Sonnenschein. Nichts regt sich umher; mir ist, als wäre der Krieg seit einem Jahre schon zu Ende, als umspinne der Alteweiber-Sommer mein Fenster mit den zartesten Friedensgeweben. Ich komme eben von Lagny, von der Feldpost, deren Courier natürlich noch nicht angekommen. Auch dort war's still und einsam. An den Thüren der reizenden Landhäuschen, zu deren Füßen die Rosen, die Granaten und Heliothropen blühen, stehen mit Kreide die Namen der Generale, als hielten sie dort ihre Villeggiatur; an der Landstraße liegen die württembergischen Truppen in ihren Stroh- und Laubhütten und halten ihren Nachmittagsschlummer; im Park des Rothschild'schen Schlosses sitzen die Officiere im Schatten der Buchen und Kastanien, ihre Zeitungen lesend; es fehlte nur das lustige Rauschen der Fontainen, das Ballspiel der eleganten Pariserinnen, um uns vergessen zu lassen, daß wir noch vor dem Schluß des großen Drama stehen, in welchem uns allerdings einige sehr wichtige Personen im Verlaufe der Handlung abhanden gekommen sind. Und doch ist die Ruhe so trügerisch. Nur wenige Meilen von uns gährt es in dem großen Volkskessel, um den wir uns gruppiren. Der Ring ist geschlossen um ihn, unsere Truppen marschiren unaufhörlich, und erst heute morgen kam wieder ein neuer Vermittler in weißer Cravatte hier an, der wahrscheinlich weitere Instructionen für Jules Favre brachte, kein Mensch weiß, von wem, und mit diesem auch heute zurück nach Paris reiste, wo Favre sich

abermals neue Instructionen holen will. Sollte meine Erwartung sich nicht bestätigen, daß in Paris die gesunde Vernunft dennoch, wenn auch nur für einen wichtigen und entscheidenden Moment die Oberhand gewinnen werde? Siedende Oeltöpfe und andere schöne Sachen, von denen man in den früheren Kriegen so Erstaunliches gelesen, wollen sie uns bei unserem Einzuge auf den Kopf gießen; die Frauen selbst wollen sich bewaffnen, um uns zu vernichten (als wäre das nicht immer die tägliche Beschäftigung der Pariserinnen, die Männer zu ruiniren!). Ich will morgen Paris umzingeln helfen, will eine Rundreise um Paris bei unseren Vorposten machen, um der peinigenden Ruhe hier zu entgehen. In der Langenweile, zu der ich heute noch verurtheilt bin, will ich meinem verehrten Kampfgenossen, dem englischen Obersten H. die Hand drücken, der neulich ein so wahres Wort gesprochen. Ich nenne ihn immer den Carreau-König, weil er ein rothes Kreuz auf einem weißen Felde, so groß wie eine Spielkarte, an seinem weißen Cylinderhut und ein gleiches an der Brust trägt, so daß ihn Niemand verwechseln kann. Der Oberst ist ein Bischen überall, und wo etwas los ist, sehe ich meinen Carreau-König. Neulich also kommt er in die Feldpost. „Haben Sie letters for me?“ fragt er. „Ja wohl, Herr Oberst!“ ist die Antwort. „Oh, das ist sehr gut! Sagen Sie mir, uoo ist Hauptquartier von Kronprinz? — „In Montmirail!“ sagte man ihm. „So, in Montmirail!“ ruft der Oberst. „Haben uir da geschlachtet?“ Giebt es einen treffenderen Ausdruck für unsere Gefechte, als diesen: haben wir da geschlachtet? Nichts in unserer ganzen Sprache bezeichnet den Charakter dieses Krieges so genau, so wahr wie dieses Wort. Schon am Tage nach Beaumont schrieb ich: es giebt keine Gefechte mehr, nur Schlachten, weil nur noch geschlachtet wird, aber des Obersten Frage trifft den Nagel viel besser auf den Kopf. Wollte nur Gott, wir hätten zu Ende geschlachtet und es herrsche wirklich die Ruhe, in die ich

mich hier wohl hinein träume. Inzwischen hat der Kronprinz gestern wieder ein glänzendes Gefecht bei Versailles gehabt, dem regulären Militär, das sich über Versailles nach dem Süden durchschlagen wollte, eine arge Schlappe beigebracht, ihm sieben Geschütze und einige Tausend Gefangene abgenommen — ein Ereigniß, das den Parisern, da es in ihrer unmittelbaren Nähe geschehen, vielleicht glaubwürdig erscheint und ihren Todesmuth vollends vernüchtern wird.

Vor St. Maur, 21. September.

Heute den ganzen Vormittag starke Kanonade vor uns, die ich eben aufzusuchen im Begriff bin. Das Hauptquartier des Königs soll morgen vorwärts gehen. Jules Favre wird heute Mittag wieder in Ferrières erwartet. Wie mir die Landleute sagen, herrscht in Paris eine furchtbare Aufregung. Sie erzählen in ihrer Angst bereits, es sei wieder eine Guillotine aufgerichtet, Alles sei in Todesangst vor dem Terrorismus der Exaltirten und Rothen. Es wird das wohl sehr übertrieben sein, ist indeß immerhin bezeichnend für die Situation. Die Folgen des Wegschaffens aller Lebensmittel machen sich bereits fühlbar bei den Eingeborenen, die zurückgeblieben oder zurückgekehrt sind. Die Pfarrer, die ihren Platz behauptet, laufen mit ganzen Scharen von armen Arbeitern umher, um Brod zu suchen. Einzelne dieser Unglücklichen haben schon seit mehreren Tagen keine Nahrung gehabt, gehen bei unseren Vorposten betteln oder ernähren sich von rohen Gartenfrüchten. Das Elend ist entsetzlich um ganz Paris herum.

Chateau de Grand Val bei Suzy, 22. Sept.

Von den guten Absichten der Pariser, ihre Stadt zu vertheidigen, habe ich gestern einen Beweis bei Nogent erhalten. Man erzählte, Vincennes sei verlassen; ich weiß darüber nichts Genaues, glaube es aber kaum, da die Forts Nogent und Rosny, die beiden vorgeschobensten

mythisches Gesindel, blickten neugierig über den Bretter-zaun vor dem Hause. Die beiden Säulen, Nachahmungen jener bekannten römischen auf der Piazza del Popolo, waren vernachlässigt, die Bronze-Adler in Sackleinwand gehüllt. Kein Mensch kümmerte sich um das luxuriöse Gebäude; kein Fremder kam, es anzustaunen; selbst die Engländer und Amerikaner schienen in diesem ihrem Lieb-lingsquartier ganz ausgestorben zu sein, obgleich man jetzt plötzlich für die erstern eine schwärmerische Liebe gefaßt hat, seit England so warme Sympathien für Frankreichs Unglück an den Tag gelegt.

Die Soldaten und die Theerjacken standen gruppen-weise umher. Fast jedes öffentliche Gebäude trug die genfer Conventionsfahne. Lazareth überall. Ganz Paris erschien mir wie ein großes Hospital. Wachtposten oder Sicherheitswachen für Bureaux und Kassen in Menge. Das Hauptgebäude des Grand Hotel trug über dem Portal mit riesigen Lettern und unter der Kreuzfahne die Auf-schrift Société internationale etc. Kein Fremder in dem sonst so geräuschvollen Hofe. Der Portier schien auch die letzte Erinnerung an seine Pflichten schon vergessen zu haben und beantwortete mir meine Frage mit einer Gleich-gültigkeit und Kürze, als habe er es Gott sei Dank nicht nöthig, und so habe ich denn auch wirklich nichts von dem herausgebracht, was ich von ihm wissen wollte.

Es war 12 Uhr Mittags, und ich hatte in Versailles nicht gefrühstückt. Wohin jetzt gehen? Ich blickte in mehrere Restaurants hinein, sah aber nur leere Tische, kein Service auf denselben, kaum einen Kellner oder sonst

einen dienstbaren Geist. Meine Kleidung war, wie ich mich später erst überzeugte, von dem Koth der Landstraße in dem offenen Wagen stark bespritzt; ich sah sehr reisemäßig aus, und woher konnte man gereist kommen, da Niemand hineingelassen werden durfte — natürlich nur von den feindlichen Vorposten!

Mir war zu Muthe wie einem Spitzbuben, der eben gestohlen hat. Wenn dir nun hier einer der vielen Bekannten in den Weg läuft, die dich als Preußen kennen! dacht' ich mir. Wenn dir einer von ihnen plötzlich nachruft: „Tiens, le Prussien!" und sie schleppen dich in's Violon und lassen dich da sitzen, bis der Friede da ist, der ebenso gut in vierzehn Tagen wie in einem Jahre geschlossen werden kann! — Was würde ich darum gegeben haben, wenn ich mich einem Menschen hätte anvertrauen können, der mir meine Kleider reinigte! Aber, wenn ich den Mund aufthat, mußten sie mich als Fremden erkennen, trotz all dem Französisch, das ich mir angewöhnt! Jeder Fremde ist verdächtig und jeder Pariser ist auf der Hut vor jedem Fremden. Hätte ich eine Legitimation vorzeigen können, so hätten sie mich als Preußen jedenfalls eingesperrt, denn sie hätten mich als Spion behandelt, obgleich hier nichts zu spioniren war. Und hätte ich keine Legitimation gehabt, so hätten sie mich natürlich auch eingesperrt. Dabei wuchs mein Hunger Ich glaube, es war gerade der Gedanke, daß es hier nichts zu essen gebe, der mir diesen Appetit erregte. Ich wäre gern in eines der mir bekannten Hotels gegangen aber wer garantirte mir, daß nicht einer der Bedienung

mich als Preußen verrieth, vielleicht gar ein Kellner mit dem Waffenrock und dem Tschako auf dem Kopf, der also eo ipso Gewalt über mich gehabt hätte. Ich würde mir eine deutsche Familie aufgesucht haben, aber war sie nicht geflüchtet und war ich nicht dem Concierge des Hauses schon verdächtig, wenn ich nur nach diesen Deutschen fragte? Ich wäre ins Café Riche eingetreten, wo mir einige gedeckte Tische zum Fenster hinaus winkten, aus dem mir sogar ein Geruch wie Bratkartoffeln entgegen duftete, aber man mußte mich dort als alten Gast erkennen, und so schlich ich denn seufzend vorüber.

Auf dem Boulevard Poissonnière kaufte ich Cigarren, und was geschieht? Ich hatte das französische und das deutsche Geld vorsichtig in zwei verschiedene Taschen untergebracht. Der Teufel muß aber sein Spiel haben. In der Meinung, ein Fünffrankenstück zu fassen, lege ich einen preußischen Thaler auf den Tisch. Zum Glück bemerke ich den Irrthum und berichtige ihn noch rechtzeitig.

Jetzt fällt mir ein lichter Gedanke ein. Du gehst in die Brasserie viennoise in der Rue Rougemont, wenige Häuser vom Boulevard entfernt. Dort wirst du frühstücken. Ich trete ein, sehe nur leere, ungedecke Tische und der Kellner antwortete mir: „Il n'y a rien à déjeûner!“

Kaum wieder auf der Straße, tritt an der Ecke des Boulevard ein Mobiler an mich heran. „Pardon, Monsieur, pourriez-vous me dire, où est la Rue de — chose“, ich weiß nicht mehr, welche Straße der Mann meinte, indem er mich verschmitzt anblickte. — „Non, Monsieur, je ne saurais vous dire“, antwortete ich. — „Ah, vous n'êtes

pas du pays, Monsieur?" fragte er hämiſch. — „Non, Monsieur!" — „Alors, vous êtes étranger! Les étrangers ont leurs légitimations. Où est la vôtre, Monsieur?" — fragte der Moblot. — „Est-ce que ça vous regarde?" fragte ich ſchroff. — „Oui, Monsieur!" antwortet er ſchmunzelnd. — „Je n'en ai pas!" warf ich hin. — „Alors vous irez avec moi à la police, Monsieur!" fährt er mit impertinenter Höflichkeit fort. — „Non", antwortete ich, „au contraire, vous allez avec moi!" — „Avec vous? où donc, Monsieur, s'il vous plaît?" — „Au bureau de la société internationale au grand hôtel, où vous trouverez ma légitimation!"

Dem Moblot imponirte meine Haltung. Er ward gemüthlicher, erklärte mir, man ſei mißtrauiſch gegen jeden Fremden, denn „man liebe ſie jetzt nicht hier", im Uebrigen wünſchte er mir einen Bon jour und empfahl ſich, nachdem er noch einige Verſuche gemacht, mir weiter auf den Zahn zu fühlen. Ich glaube, jene Reſtauration iſt während der Belagerung als Sammelpunkt der Deutſchen ſtark ins Auge gefaßt worden, und ſo ward ich durch meinen Eintritt dort verdächtig, ohne eine Ahnung davon zu haben.

Kein Fiaker zu haben, wohin ich die Augen warf. Der Regen ward ſtärker, mein Magen zudringlicher. Die Promenade auf dem Boulevard konnte nicht ſo fortgehen, denn alle hundert Schritte ward ich genöthigt, eiligſt an ein Schaufenſter zu treten und mir die gleichgültigſten Dinge zu beſehen, um inzwiſchen ein mir bekanntes Geſicht vorüber zu laſſen. Der Strauß hat doch recht, wenn er den Kopf verſteckt, um nicht erkannt zu werden. Ich ver-

ließ die Boulevards, warf mich in die Rue Vivienne, marschirte über den Börsenplatz, zum Palais Royal, über den Pont neuf, um die Spuren unserer Granaten zu sehen, die man eiligst durch Maurer und Tüncher hat verschwinden lassen, und kehrte in die Rue Auber zurück, um den Wagen von der Ambulance zu erwarten.

Ich fragte die französischen Beamten, ob sie mir nicht in der Nähe einen Restaurant nachweisen könnten. „O, mein Herr," antwortete einer von ihnen, „wir wissen ja selber nicht, wo wir etwas zu essen hernehmen sollen!" — Drüben an der Ecke lag die „Brasserie" Fanta. Vielleicht wäre dort noch etwas zu haben. Sicherer aber ist, du warteſt auf den Wagen und fährst dann unter der Ambulance-Flagge.

Meine Secretariatsgeschäfte waren besorgt. Da der Wagen nicht kam, schritt ich den Boulevard wieder hinauf, um Zeitungen zu kaufen. Plötzlich höre ich Jemanden hinter mir traben und mich mit „Pardon, Monsieur!" anrufen. Himmel, denk' ich, da hat dich schon wieder Einer erwischt! denn in Paris wird man immer nur verhaftet mit der Bemerkung, man solle es nur ja nicht übel nehmen.

Mir fiel ein Centner vom Herzen, als ich den an seiner Mütze roth bekreuzten Diener der Ambulance erkannte, der mir erzählte, der Wagen warte schon seit einer Stunde in der Rue Laffitte auf mich. Richtig stand derselbe am Trottoir. „Où allons nous, Monsieur?" fragte der Diener. — „Parbleu, au restaurant!" Die Leute mußten ja wissen, wo noch zu essen verabreicht wurde.

Wir hielten vor dem Café de la Madeleine. Der Diener sprang vom Bock, öffnete mir die Thür des Restaurant, und in dem Bewußtsein, daß die Flagge die Waare decke, trat ich mit einer Frechheit zwischen die Moblots, die Nationalen und die See-Capitäne, die eines bessern Schauplatzes würdig gewesen wäre.

Ein paar kleine gedeckte Tische waren die einzigen Speisevorrichtungen in diesem sonst so besuchten Restaurant. Die Carte du jour, welche mir der Kellner vorlegte in der Form eines kleinen Handspiegels, etwa der Eiskarte bei Tortoni ähnlich, war so winzig, daß man sie sich als Monocle ins Auge hätte klemmen können, und in der That standen nur vier Schüsseln darauf verzeichnet: eine Suppe, ein Filet, Chour de Bruxelles und Confituren.

Rings um mich her beschäftigten sich die Offiziere mit der Frage, was ich sein könne. Alles tuschelte. Einer trat an die Dame du comptoir. Sie wies auf den Wagen draußen und schüttelte mit dem Kopfe. Dieselbe Stille wie hier hatte ich von außen in allen Caféhäusern beobachtet. Nirgendwo wurde laut gesprochen; die ganze Lebendigkeit der Franzosen war verschwunden. Einsilbig saßen sie alle bei ihrem „Bock“ und spuckten vor sich hin, wie das ihre sehr unangenehme Gewohnheit ist. Jeder schien jedes Geräusch vermeiden zu wollen, damit nur ja die Kanonen auf den Forts nicht geweckt würden. Jeder that, als sei er gar nicht derselbe, als sei es ein ganz Anderer, der hier sitze, denn jener war ein Held, unbesiegbar wie Turenne und die übrigen steinernen Heroen von Versailles, dieser aber ein betrübter Lohgerber, dem alle seine Felle weg-

v. Voigts-Rhetz das Regiment und zeichnete dasselbe in einer ganz außerordentlichen Weise aus, indem er vor ihm die Mütze zog mit den Worten: „Dies ist der einzige Dank, den ich dem Regimente zollen kann!“ Der Enthusiasmus war endlos. Nachdem der Commandeur des Regiments Oberst v. Flotow einige Worte des Dankes gesprochen, entzog sich der General den Ovationen seiner Leute durch einen Galop, da jeder sich drängte, ihm die Hand zu küssen. Ein Moment wie dieser wird sicher dem tapfern Regiment eine unvergeßliche Erinnerung bleiben.

Versailles, 24. September.

Das hat Mühe gekostet, um von Ferrières nach Versailles zu kommen! Nicht, daß es so weit gewesen wäre, oder daß alle die schönen Barricaden, Schützengräben und Verhaue, mit welchen die Franzosen die ganze große Straße nach Versailles garnirt hatten, schwer zu überwinden gewesen wären, — es ging eben in dem Halbkreise, welchen ich beschreiben mußte, hin und zurück; es war beim besten Willen nicht vorwärts zu kommen, da ich täglich mindestens einmal bei den Vorposten zu einem Bombardement eingeladen war. Suchte ich darauf zur Nacht ein Obdach in einem der verlassenen Schlösser, so brach am frühen Morgen das Bombardement wiederum hinter mir aus; ich mußte ganze Stunden zurück machen, um dabei zu sein, und wer weiß, wann ich in Versailles angekommen wäre, wenn ich nicht endlich beschlossen hätte, die Kanonen hinter mir ruhig brummen zu lassen und weiter zu gehen.

In Ferrières herrschte tiefe Stille, als ich des reichen Mannes Grund und Boden verließ. Erst auf meinem Wege vorwärts sah ich ein, daß ich mich wenig über die Ungastlichkeit dieses Ortes beklagen durfte, in welchem ich wohl von den Wurzeln und Baumfrüchten eines Bauergartens hätte leben müssen, wenn ich nicht der Gast meiner verehrten Freunde, der Ingenieur-Geographen im

großen Generalstabe Lehrmann und Rheinemann gewesen wäre, denen ich wohl zuweilen folgte wie der Schakal dem Löwen, weil ich bei ihnen einen besonderen Instinct im Auffinden guter und wirthlicher Quartiere entdeckt hatte.

Wie mir die Stabsofficiere des 6. Armeecorps gestern nämlich klagten, war es auch ihnen, als sie die Ersten nach Ferrières kamen, recht schlecht beim reichen Manne ergangen. Als sie das Schloß bezogen, präsentirte sich ihnen ein Beamter Rothschild's, der sich den Regisseur desselben nannte und von seinem Herrn mit dem Empfange der ungebetenen Gäste beauftragt sein wollte. Dieser Mann machte nun die Honneurs in einer Weise, deren sich der letzte Bourgeois geschämt haben würde. Die Tafel war miserabel und bestand aus zähem Rindfleisch; für 24 Officiere wurden vier Flaschen des sauersten Rothweins servirt. Demüthig versprach er, zum nächsten Tage den Tisch mit Wild, Fasanen ꝛc. versorgen zu wollen; indeß konnte Niemand hiervon Gebrauch machen, weil der Marsch am nächsten Morgen weiter ging. Die Officiere nahmen den unangenehmsten Eindruck mit und sind auf den reichen Mann natürlich nicht gut zu sprechen. Mir persönlich kann das ganze Schloß mit seiner orientalisch-geschmacklosen Ueberladung gestohlen werden; ich war froh, als ich Ferrières den Rücken wandte, denn selbst der Pfarrer lief schon mit einem Rudel von Arbeitern hinter sich im Dorfe umher und jammerte nach Brod.

Niemand hätte mir im Hauptquartiere sagen können, wie weit der Belagerungskreis sich gegen die Außenforts erstrecke, welche Wege also frei seien. In Gesellschaft des Secretärs der americanischen Gesandtschaft ging ich nun direct über Croissy auf Villiers und Champigny, beide Angesichts des Lagers von St. Maur und des Forts von Nogent gelegen. Der ganze Weg war öde und still; selten stießen wir auf ein Detachement der würtembergischen Truppen; alle Dörfer verlassen, die Fenster und Thü-

ren zerschlagen, da die Leute überall die Dummheit begangen, ihre Häuser zu verschließen.

Bei Villiers führt die Eisenbahn (von Mühlhausen nach Paris) vorüber und geht unterhalb Nogent über die Marne. Schon aus der Ferne blickten uns die Forts von Nogent und Rosny entgegen, weithin das Marnethal beherrschend. Wir schritten den Weg zwischen den Weinbergen hinab gegen den Fluß und fanden dort zwei würtembergische Officiere. Vor uns stand der äußerste Posten, zwei würtembergische Wachen, unterhalb des römischen Aquäducts, die sich mit den französischen anzuknallen beschäftigten. Kaum erschienen wir auf der Chaussee, als auch die Chassepotkugeln über unsere Köpfe hinwegzischten. Die französischen Posten blieben auch hier ihrer Gewohnheit treu, ihre Munition zu verschwenden; eine Stunde lang währte das Geknalle.

Es hieß, man wolle die Artillerie, die uns vor Champigny begegnet war, gegen Abend vorziehen; es solle eine Recognoscirung geschehen. Diese erwartend, legten wir uns an dem Abhange des Weinberges zwischen die Rebstöcke, wo wir kaum bemerkt werden konnten, und beobachteten die Franzosen unter dem Aquäduct. General v. Treskow, der Flügel-Adjutant des Königs, kam dahergeritten und fand uns an der Chaussee sitzend. Da nach der Aeußerung des Generals von einer Recognoscirung keine Rede war, brach ich mit meinem Americaner auf und folgte dem reizenden Marnethale von Champigny nach Ormesson.

Todesstille auf dem ganzen reich bewaldeten und mit den schönsten Villen besetzten Wege. Die Dämmerung überraschte uns. Es galt, ein Nachtquartier zu finden. Nacht war es bereits, als wir eine der reizendsten und splendidesten Besitzungen, das inmitten eines paradiesischen Parkes gelegene Schloß du Grand Val, erreichten. Einer der würtembergischen Soldaten, der uns führte, versicherte, es seien noch Leute im Schlosse; es sei Wein in Fülle dort,

aber nichts zu essen. Seine Aussage war nur allzu wahr. Ein Diener, der Verwalter, empfing uns mit syrupsüßer Artigkeit, führte uns durch die glänzendsten Säle und Gemächer, klagte über die Verwüstung, welche die gestern hier durchgezogenen Truppen angerichtet, nannte mich bald „mon capitain“, bald „mon colonel“, schwor aber, daß im ganzen Schlosse und Park nicht ein Stück Brod, viel weniger ein Stück Fleisch zu haben sei.

Trotzdem wurde servirt. Der Americaner packte seinen Schinken aus, einer der würtembergischen Soldaten sprengte vor das Schloß und brachte uns eine Büchse mit Kaffee, da mein eiserner Bestand schon in Claye zu Ende gegangen war, und so ging's uns denn, wie es hier im Umkreise von Paris jetzt alle Tage geht: man sitzt auf den kostbarsten Damast-Fauteuils, schläft unter seidenen Vorhängen, gleitet umher auf den glänzendsten Parquets, promenirt durch die vornehmsten Salons, Bibliotheken, Billardzimmer und Boudoirs, athmet den berauschendsten Blumenduft in den Parks, aber wer sich nichts mitbringt, kann verhungern in aller sardanapalischen Pracht, und oft, wenn wir bewundernd vor den Gemälden, den Stuckarbeiten, den Bronzen und Vergoldungen, den Oelgemälden und Fresken stehen, knurrt uns der Magen und wir verkauften gern das ganze Schloß mit all seiner Herrlichkeit für ein Stück trockenen Brodes.

Noch am Abend eine Promenade durch alle Etagen des Schlosses, denn wir hatten Lichter gefunden, die auch stets ein rarer Artikel sind. Zerstörung überall. Die Schränke, die Commoden, die Tapetenthüren zerbrochen, die theuersten Boule-Möbel vernichtet, der Inhalt auf dem Parquet hingestreut. Selbst die versteckteste Thür war gefunden, das geheimste Kellerloch erbrochen, ja selbst die armen Musicalien und Bücher lagen zerrissen, überall hingestreut, auf dem Boden.

Es ist ein trostloser Anblick, diese Vernichtungswuth, die sich selbst an Gegenständen ausläßt, welche von gar

keinem Nutzen sind. Was die Leute finden, muß vernichtet werden. Hunderttausende wird es kosten, um ein einziges Schloß wieder herzustellen.

Und selbst diese glänzenden Ruinen bieten ihre komische Seite. Da treten wir z. B. in die Gemächer der Hausfrau, in die der erwachsenen Töchter. Alles athmet nach Parfum; die geschlossenen Fenster haben die Atmosphäre erhalten, wie die Flüchtigen das Zimmer vor vierundzwanzig Stunden vielleicht erst verließen. Aber Himmel, welch eine Verwirrung! Alle Schränke stehen geöffnet. Die Crinolinen, die Jupons, die Corsets, die Chignons, die Hemden und Kragen, die Manchetten und Strumpfbänder, die Haarwickeln, die Schnürchen und Schleifen, die — laßt mich nichts ausplaudern von all den geheimsten Geheimnissen weiblicher Toilette, welche, von schonungsloser Soldatenhand aus den Schubladen der Schränke und Commoden herausgerissen, im Zimmer umher liegen!

Da stehen noch die zierlichen Schuhe und Stiefelchen vor dem Bette der Tochter; sie hat sie in der eiligsten Flucht gewechselt, als sich ein paar Husaren oder Ulanen auf dem Wege gezeigt. Noch stehen sie auf der „Descente", dem eleganten Bett-Teppich; ein Strumpf hängt melancholisch von dem Bette herab, aus dem die Aermste durch die Schreckensnachricht emporgeschnellt; vielleicht ist sie nur mit dem anderen Strumpf bekleidet davon geeilt. In den Schränkchen, in den Schubladen des Toilettentisches liegen photographische Portraits junger Elegants oder der Freundinnen; Briefe liegen dazwischen, in welchen die schönsten Dinge erzählt werden, Abenteuer, ganz intime Erlebnisse, von denen gewiß kein Mensch, am wenigsten Papa oder Mama, ein Sterbenswort erfahren durfte — Geschichtchen, sage ich, die, wenn ich indiscret wäre, sich höchst ergötzlich lesen würden. Aber ich sage nichts wieder; ich bin verschwiegen, will kein Unheil über die armen Herzen bringen, nicht von den Pavillons sprechen, in welchen die süßesten Rendezvous Statt gefunden haben müssen, nicht von den

nächtlichen Promenaden, deren die Briefschreiberin mit Entzücken gedenkt. Ich will nur hoffen, daß Alles gut abgegangen ist; von mir soll's Niemand erfahren, aber in der Ordnung kann ich dergleichen Sachen doch nicht finden. Sie haben mich schon manche schlaflose Stunde der Nacht gekostet, solche Briefe, wie ich sie in den erbrochenen Cassetten und Schränken der Boudoirs fand, und oft genug habe ich erstaunen müssen über die Erlebnisse eines jungen weiblichen Herzens, ehe es den Gatten gefunden, dem sie natürlich ein Geheimniß bleiben müssen.

Am Morgen überraschten uns unsere Bursche mit einer lebenden Ente, auf welche sie mit einigen Soldaten in dem Teich des Parkes Jagd gemacht. Wie vorauszusehen, war es die älteste und erfahrenste aller ihrer Geschwister, die von den Truppen bereits weggefangen worden. Sie reichte wenigstens für den Tag zur Nahrung aus.

Gegen Mittag kamen wir nach Bonneuil sur Marne, wo ich die Dreiundzwanziger wiederfand. Oberst von Briesen saß mit seinen Officieren unter den Orangenbäumen des Schlosses. Jules Favre sollte eben auf der großen Straße von Paris nach Ferrières hier durchkommen. Einer seiner Begleiter erwartete ihn mit Schmerzen im Schloß. Als Jules Favre von Ferrières zurück nach Paris reiste, erbat er sich von dem Commandirenden eine militärische Begleitung oder wenigstens einen Parlamentär bis zu den französischen Vorposten, fand aber wenig Bereitwilligkeit. Man sagte ihm, die Erfahrung habe gelehrt, daß die französischen Truppen auf unsere Parlamentäre Feuer geben, es werde also wohl am besten sein, wenn er gehe, wie er gekommen sei, da er ja in die Arme der Seinigen zurückkehre. Jules Favre schien aber von der Zuverlässigkeit der letzteren keine allzu hohe Idee zu haben und drang auf einen Parlamentär. Ich glaube, man hat ihm wenigstens eine Serviette als Parlamentär-Flagge gegeben und ihn mit der Versicherung getröstet,

daß ja der französische Posten doch nicht auf Civilisten und Servietten feuern würde.

Meine Absicht, von Bonneuil direct nach Choisy le Roi zu gehen, war nicht auszuführen, da ich dem Feinde in der ersten Viertelstunde in die Arme oder in die Mündungen seiner Chassepots gelaufen wäre. Ich mußte zurück auf Valenton, von da nach Villeneuve, um dort über die Schiffsbrücke der Seine zu gehen, also einen großen Umweg machen.

Beide Städte todt und verlassen. Das Seinebett fast ausgetrocknet. Unsere Leute machten ihre Witze über das Bißchen Fluß, von welchem sie sich so große Vorstellungen gemacht hatten. Der Humor ist übrigens bei unseren Leuten durch die Anstrengungen des Marsches noch nicht versiegt. Hat man ihnen auch alle Lebensmittel versteckt oder weggeschleppt, sie wissen sie immer zu finden. Und genial sind die Principien, welche sie im Aufsuchen der versteckten Vorräthe leiten. Früh Morgens, wenn noch der Thau auf dem Grün der Gärten und Parke liegt, gehen sie auf die Suche. Finden sie eine Stelle, wo Schnittlauch gesäet ist, so wird augenblicklich nachgegraben; finden sie eine Rasenstelle, auf deren Gras kein Thau liegt, so werden die Schaufeln angesetzt: und regelmäßig finden sie an diesen Orten die vergrabenen Lebensmittel. Jedes Regiment hat seine Pfadfinder; sie orientiren sich nach Thau und Schnittlauch wie der Beduine nach dem Kraut der Wüste und den Sternen.

Anstatt in Sceaux zu übernachten, wie dies meine Absicht gewesen, machte ich in dem schönen Dorfe Chatenay dicht vor Sceaux Quartier. Da Alles von den Baiern besetzt war, blieb nichts übrig, als eine der schönsten, von einem ungeheuren Park umgebenen Villen auszuwählen. Die Wahl war leicht, der Eingang aber schwer, denn das verzauberte Schloß war von einem riesigen eisernen Festungsthor versperrt.

Nacht war's bereits. Quartier mußte sein. Auf

einer herbeigeholten Leiter erstiegen unsere Bursche die Mauer. Mit großen eisernen Keilen ward das Thor gesprengt. Das Schloß war leer. Nicht ein Bett, nicht ein Tisch darin zu finden. Große Entrüstung über den Geizhals, der nicht einmal eine Matratze für uns zurückgelassen, in dessen Schloß nicht einmal eine Casserole zu finden war!

Indeß Alles wurde aus dem gegenüberliegenden, noch schöneren Schlosse herbeigeschleppt. Mit Matratzen und Kissen bedeckt, zogen wir zurück und logirten uns so gut es anging. Die Bursche machten natürlich noch in der Nacht ihre Razzien, um Lebensmittel und Futter für die Pferde zu finden, jedoch ohne großen Erfolg. In dem einen Schloß hatten die Besitzer, in dem anderen die Soldaten Alles hinweggeschleppt.

Im Morgengrauen weckte uns schon neuer Kanonendonner von den vor uns liegenden Forts Ivry, Bicêtre und Montrouge. Die Kanonen des schwersten Calibers dröhnten, die Mitrailleusen machten einen Höllenscandal, das Gewehrfeuer entwickelte sich mit großer Heftigkeit. Der Donner des Geschützes war so nahe, daß wir jeden Augenblick in Haus und Hof wieder einige Granaten einschlagen zu sehen fürchteten, mit denen namentlich der letztere schon gepflastert war.

Es hieß, die Franzosen hätten eine ihrer Minen gesprengt. Wir eilten wieder nach La Belle Epine zurück, kamen aber erst kurz vor dem Ende des Gefechtes dort an, in welchem wir (mit dem gestrigen Tage) etwa 60 Mann verloren.

Ein Stündchen verbrachte ich, als die Truppen aus dem Gefecht zurückgekommen, in der liebenswürdigen Gesellschaft des Divisions-Generals von Gordon, des Generalmajors v. Malachowski und ihrer Officiere, und erreichte danach gegen 2 Uhr Mittags Versailles.

Der ganze Weg von Chatenay bis hier war mit Verhauen und Barricaden belegt gewesen; die Bauern

Am Nachmittag um 3 Uhr rückte die viel geprüfte und viel erprobte 22. Division herein und hielt ihren Vorbeimarsch am Präfecturgebäude, der Residenz des Kaisers. Die ganze Stadt lief in der Avenue zusammen. Alle Soldaten, die nicht im Dienst, bildeten Spalier, um die tapfern Kameraden zu begrüßen, die mit so viel Heldenmuth und Ausdauer an der Loire gekämpft. War es doch die Aufgabe dieser Division und des 1. bairischen Corps, damals nach der ersten unglücklichen Orleans-Affaire, als eben erst die Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg sich in Marsch gegen Süden setzte, der ganzen Armee des Generals Paladine einige Tage lang Schach zu bieten, der bis Artenay vorgedrungen und jeden Augenblick weiter gegen Versailles vorstoßen konnte, um unsern südlichen Belagerungsring zu durchbrechen, ehe die 17. Division noch heran sein konnte, um sich ihm entgegen zu werfen!

War es doch die 22. Division gewesen, die darauf von Orleans bis nach Dreux und Houdan gegen Westen immer auf dem Marsch, immer im Gefecht sein mußte; die mit den Baiern, den Mecklenburgern und den Hanseaten trotz Schnee und Kälte, mit zerrissenem Schuhzeug Tag und Nacht ihre Schachzüge machen, fast täglich blutige Gefechte liefern mußte, ohne Aussicht auf Ablösung, ohne Rast, oft ohne Pflege in den unwirthbar gewordenen, von Schnee bedeckten Gegenden der Perche und der Beauce und wieder zurück gegen Orleans!

Die Baiern, die 22. Division und die 17. Division hatten es schlimm, sehr schlimm, sie haben die Lorbern,

die Anerkennung verdient, die ihnen das Vaterland widmet. Ich erinnere mich noch, wie General v. d. Tann in Logron vor Châteaudun mich unruhig fragte: „Haben Sie denn gar keine Colonne mit Schuhzeug gesehen? Meine Leute laufen barfuß im Schnee!“ — Ich erinnere mich noch, wie die Offiziere der 17. Division, als dieselbe bei Angerville eintraf, noch ganz neu, ganz intact und thatendurstig, verzweifelt ausriefen: „Ach, wir Armen werden zu gar nichts kommen!“ Und wie kamen sie wenige Tage darauf ins Feuer; wie hat so mancher von ihnen daran glauben müssen!

Also die 22. Division marschirte vor dem Kaiser vorbei, der sie vom Fenster aus begrüßte. Die Hymne und das Preußenlied erschallten eine Stunde hindurch. Vor der Präfectur hielten die Offiziere des Generalstabs. Der Vorbeimarsch wollte kein Ende nehmen. Hätte ich's aber nicht ganz sicher gewußt, daß dies die 22. Division sei, der an der Loire das Hemd zum Ellenbogen und die Zehe zum Stiefel heraus sah, ich hätte es nicht geglaubt. Sie hatten alle jetzt Toilette gemacht; sie mußten alle erst beim Schneider und Schuster gewesen sein, so blank und flott defilirte die ganze Division.

Aber freilich, es war ja nicht mehr ganz dieselbe; es steckte schon so viel Ersatzmannschaft in den Rotten. Viele von den Alten waren blutend oder sterbend auf den Eis- und Schneefeldern bei der Loire liegen geblieben. Viele von ihnen lagen im Lazareth oder in kalter, fremder Erde und sahen nichts von dem Stolz, mit welchem der Kaiser auf sie herabblickte, hörten nichts mehr von

dem Jubel, mit dem die Division hier empfangen wurde. Sie, die diese Lorbeern mit ihrem Leben bezahlt hatten, konnten sich nicht die Hände drücken mit den Freunden, die am Wege standen und bald hier und bald dort her=zusprangen, um dem vom Felde einziehenden Kameraden ein Willkommen zuzurufen und sich im Vorbeimarsch tau=send herzliche Dinge zu sagen.

Ich sah „den Zug wol auf und ab," aber es fehlten so manche, die nimmer wieder kommen. An der Spitze der Compagnie, vor der ich sonst ein wettergebräuntes Antlitz gesehen, ritt ein blutjunger Secondelieutenant; an der Stelle des Majors ritt ein Hauptmann und in den Zügen sah ich neue Gesichter, die an die Stelle eines für immer zurückgebliebenen Kameraden getreten waren. Kriegerloos! Auf den weißen Schnee, auf das Vergiß=meinnicht der grünen Wiese oder zwischen die Halme der kornblumigen Felder gebettet, es ist dasselbe Kriegerloos! Die Kugel findet den Einen und findet nicht den Mann daneben, so viel sie ihn auch sucht.

Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad. —

Die vielerprobte Division hatte ihren Vorbeimarsch beendet und zog auf der Place d'Armes auf, um großen=theils in die benachbarten Ortschaften gelegt zu werden. Die guten Versailler, die schon so an die Preußen gewöhnt sind, daß ihnen nach dem Abzuge des 5. Corps die Stille unheimlich geworden, sahen sich beruhigt wieder mitten hinein in das Kriegsgewühl geschleudert. Alle Kaffeehäuser,

alle Restaurants waren am Abend von Soldaten überfüllt. Manche der Wirthe und namentlich die Wirthinnen aber, die gewohnt waren, nur Offiziere bei sich zu sehen, gingen händeringend umher, als die Truppe von ihren widerwilligen Gesichtern keine Notiz nahm, vielmehr nach ihrer Marschgewohnheit bedient zu sein verlangte, wo sie bezahlte. Das 5. Corps hatte, allerdings auch bei schweren Kämpfen, seit Anfang der Belagerung unter den Augen der Hauptquartiere hier gelegen und sich sanfter Gewohnheiten befleißigt, wie hart auch der Vorpostendienst stets gewesen. Diese Division aber hatte unter Noth und Strapazen den offenen Feldkrieg gelernt und trat so kategorisch auf, wie sie auf dem Marsch mit unfreundlichen Wirthen verfahren. Den Versaillern konnte es nicht schaden, wenn sie auch einmal die richtige Seite des Kriegs kennen lernten.

Der andere Einzug, von dem ich zu reden habe, war weniger lustig und geräuschvoll, ein Leichenzug, ein marche funèbre financielle. Denn es war gestern der zwölfte Februar, an welchem Paris unter großen Schmerzen die zweihundert Millionen in Bismarck's Tasche zu begraben hatte.

Rechtzeitig, um nur ja den Deutschen keinen Anlaß zu dem trotzdem wol nicht zu vermeidenden Einzuge zu geben, waren die pariser Delegirten mit den preußischen Commissarien über den Zahlungsmodus übereingekommen, und so bewegte sich denn gestern Morgen um 11 Uhr von der Eisenbahn ein Leichenwagen mit einigen zwanzig schwarz gekleideten Leidträgern hinter sich zur Avenue in

Schlosses sehe ich eitel Prahlerei, die Garnitur von Krönungswagen gab mir nur den Einen Gedanken: so viel Wagen und so wenig Krone! Selbst die Gemächer der Marie Antoinette, aus denen man die interessantesten Gegenstände entfernt, hatten jede Bedeutung für mich verloren, und der arme Neptun, wie er am Rande des Bassins der großen Wasserkünste sitzt, flößt mir Mitleid ein. Das Ganze machte mir den Eindruck einer Bühne nach Beendigung der Vorstellung, wenn der Regisseur nach Hause gegangen und die Lampen ausgedreht werden. Alles verlangt ja hienieden seine Sonne oder wenigstens sein Licht.

Heute ist zu diesem Zwecke hier schon die Wahl neuer Municipalräthe, nach deren Beendigung man zu der Wahl für die constituirende Versammlung schreiten wird, „damit der König von Preußen sehe, daß er es nicht mehr mit einigen Leuten zu thun habe, die der Zufall in's Hotel de Ville geschickt, sondern mit einem gouvernement sérieux, reconnu et adopté par la nation“. Die von dem „liberalen und demokratischen Comité“ vorgeschlagenen Candidaten werden unfehlbar gewählt werden.

Bei unseren von St. Cloud vorgeschobenen Posten soll es inzwischen recht mobil zugehen. Ich breche eben dahin auf, um auch auf dieser Seite die Vorpostenlinie zu sehen. Die Knallerei an der Seine soll eine fast ununterbrochene sein; wo sich eine Helmspitze sehen läßt, sausen die Chassepots, und die Forts, namentlich Mont Valérien, spendiren auch hier für jeden Reiter eine Kanonenkugel. Ich schreibe heute Abend oder morgen von dort. Soeben brummen schwere Geschütze durch die Luft; ich will sehen, was es draußen giebt. Man ist schon so gewöhnt, durch Kanonendonner geweckt zu werden, daß man sich wundert, wenn einmal des Morgens nicht Teppiche ausgeklopft werden. Sie schießen übrigens von den Forts, die ganz vortrefflich armirt sind, mit den schwersten Ka-

libern, und wo sich eine unserer Patrouillen zeigt, wird sie mit einem Hagel von Kugeln überschüttet.

Wie ich höre, ist der Befehl gegeben, nichts zu unternehmen, so lange unsere Belagerungsgeschütze nicht angelangt sind, die seit der Uebergabe von Toul sehr schnell hierher geschafft werden können. Trotzdem werden darüber wohl noch vierzehn Tage vergehen können. Wenn ich mir denke, daß die Belagerung Angesichts der Forts nach allen Regeln der Kriegskunst eingeleitet werden und dieselbe von Dauer sein sollte, fällt mir die Anfrage eines französischen Redacteurs ein, der bei Beginn des Concils von Rom an sein Journal schrieb: „Das vorige Concil hat über achtzig Jahre lang gedauert. Sollte das gegenwärtige eben so lange währen, so bitte ich um Verhaltungsmaßregeln. Ich könnte mich in diesem Falle hier häuslich einrichten, mich z. B. verheirathen ꝛc.“

Gestern und heute früh sah man wieder in der Richtung von Montrouge einen Luftballon aufsteigen, mit welchem bereits mehrmals von Seiten der Franzosen recognoscirt worden ist. Bei der Entfernung von unserer Vorpostenkette, in welcher diese aeronautischen Recognoscirungen unternommen werden, laufen dieselben keine Gefahr und werden während der Belagerung wohl oft wiederholt werden.

Es ist das ein sehr wirksames und gutes Mittel. Denn wer aus Erfahrung die großen Entfernungen kennt, die man aus dem Ballon überblickt, der weiß dieses Manöver zu würdigen und zu fürchten. Das ganze Feld liegt, vom Ballon gesehen, wie eine große topographische Karte vor uns, selbst das coupirteste ist zu überschauen, jede Feldwache, jede Colonne, jedes Bivouac zu sehen und zu taxiren. Das Wetter ist augenblicklich sehr günstig und die Herbstluft durchsichtig.

Schon bei Solferino sah ich zum ersten Male eine Ballon-Recognoscirung. Sie geschah von Seiten der Franzosen am Tage vor der Schlacht. Der Feind sah die ganz

unvollendete Aufstellung der Oesterreicher, erfuhr, daß das Gros noch hinter dem Mincio stand, und machte deshalb seinen Angriff schon vor Tagesanbruch. Damals war es Godard's Ballon, diesmal scheinen eigens einige Luftschiffe zu diesem Zwecke angefertigt zu sein. Schon in der Schlacht von Fleurus machten die Franzosen bekanntlich die erste Recognoscirung mit einer Montgolfière; in neuerer Zeit scheinen sie darauf zurückgekommen zu sein, und bekanntlich that die Aeronautik auch im americanischen Kriege ihre guten Dienste.

---

25. September Abends.

Eben um zehn Uhr Abends kehre ich von den Vorposten in Sèvres unmittelbar am Ufer der Seine zurück, wo ich Zeuge der allerneuesten politischen Verwendung der Luftballons war. Während nämlich schon Vormittags, wie ich erwähnte, ein Ballon unseren Posten Unterhaltung gegeben hatte, erhoben sich plötzlich gegen 2 Uhr Nachmittags wiederum zwei andere, an Stricken aufsteigend, wie alle die, welche man während der vorigen Tage beobachtet hatte, an Stricken nämlich, die sehr wahrscheinlich durch einen elektrischen Draht die Verbindung mit der Erde unterhalten. Beide Ballons lösten sich jedoch zu unserem Erstaunen von den Stricken und flogen landeinwärts. Der Zweck ihrer Reise ward uns erst klar, als plötzlich in der Richtung nach Bougival ganze Pakete von weißen Blättern auf die Erde herab flatterten, die nichts Anderes enthielten, als Herrn Jules Favre's Bericht seiner Verhandlung mit dem Grafen Bismarck.

Ich selbst habe leider kein Exemplar dieser interessanten Flugschrift vor Augen bekommen; man überbrachte eines derselben sofort dem Kronprinzen. Jules Favre wählt diesen ungewöhnlichen, aber durch die Verhältnisse gerechtfertigten Weg, um dem französischen Volke klar zu machen, daß er die Unterhandlungen mit dem Könige von Preußen habe abbrechen müssen.

Derselbe sei allerdings, erzählt er, gar nicht geneigt gewesen, auf einen vierzehntägigen Waffenstillstand einzugehen, habe aber das Fort Valérien, das stärkste von allen, als Pfand verlangt, ferner die Provinzen Elsaß und Lothringen begehrt, und diese Forderungen habe er ablehnen müssen. Wo keine Posten und Eisenbahnen mehr die Communication unterhalten, mußte also der Luftballon gewählt werden. Selbstverständlich wird der elektrische Funke des Patriotismus diese Kunde Jules Favre's mit telegraphischer Schnelligkeit durch das ganze Land tragen.

Es fehlt mir die Zeit, ermüdet wie ich bin, noch in der Nacht meine heutigen Erlebnisse bei den Vorposten, die ganze Kanonade von den Forts und den schwimmenden Batterien auf der Seine, so wie den Chassepot-Hagel vom jenseitigen Ufer zu schildern, da die Feldpost sich schon Morgens früh um 6 Uhr auf den Weg macht. Ich muß mir dies für morgen aufbewahren. Nur eins sei heute noch erwähnt. Während die Pariser mit den Departements durch die Luft verkehrten, fingen ihnen unsere Pioniere ihre Verbindung im Wasser ab. Bei Bougival fischten sie nämlich das Kabel in der Seine unter großem Jubel auf, durchschnitten dasselbe und fingen auf diese Weise die Depeschen des Gouvernements nach Rouen auf.

In Paris war man höchst verwundert, als auf die Depeschen gar keine Antwort zurückkam. „Wir verlangen eine Antwort!" telegraphirte man einmal über das andere. „Eure Batterien sind zu schwach, verstärkt sie doch!" Leider war es nicht möglich, einen Telegraphen-Beamten gleich herbei zu holen, um durch Hilfe desselben das pariser Gouvernement zu nasführen und ihm weitere Mittheilungen zu entlocken, die gewiß ganz interessant gewesen wären. Man wird heute Abend in Paris sicher gemerkt haben, was passirt ist.

Mit der Auffischung des Seine-Kabels war auch die Sprengung der Brücke verknüpft, die unter großem Qualm zusammensank.

Ich fürchte, wir werden uns doch wohl auf eine längere Belagerung gefaßt machen können. Indeß auch die Eisenbahn-Verbindung um Metz herum ist, wie ich höre, jetzt vollendet, und so ist denn die Communication mit dem Vaterlande wesentlich erleichtert.

Gestern gab die „eiserne Brigade" dem Kronprinzen ein Diner, bei welchem es sehr heiter zugegangen. Morgen früh ist große Parade und Decorations-Vertheilung. Daß morgen wie alle Tage große Kanonade von den Forts sein wird, bedarf kaum der Erwähnung.

Versailles, den 26. September.

Gestern also war ich beim Lucull auf Vorposten, der mich unter der Flugbahn der französischen Granaten, Angesichts des Fort Issy, glänzend bewirthete, mir „entre le fromage et la poire" einige eben eingeschlagene Sprengstücke aus den Kanonenböten geschossener Kugeln servirte und mich zur Verdauung unter die französischen Schanzen führte, die eben in ihrer besten Laune waren.

Die Kanonade schwerer feindlicher Stücke hatte gestern, wie ich schrieb, bereits am Morgen begonnen. Unser Zwei begaben wir uns also auf den Weg nach St. Cloud, um den Tag bei den Vorposten zu verbringen.

Die große Straße nach St. Cloud führt durch einen einzigen Garten, coupirt durch einige Barricaden und andere kriegerische Wegebauten, die bereits beseitigt waren, vorüber an den seltsamen Gehöften Les mortes maisons und La femme sans tête nach Ville d'Avray, dem Landsitz einzelner meiner pariser Freunde, die natürlich nicht zu Hause waren; vorüber an der Villa unserer alten Bekannten, des Fräuleins Artôt, und den Sommerhäusern anderer Celebritäten.

Alles wie ausgestorben, Alles Herculanum und Pompeji! Der Aschenregen konnte nicht schlimmer sein als der Kugelregen, vor dem die armen Leute hier geflohen. Ville d'Avray war von einem Bataillon des 58. Regi-

ments als Soutien der Vorposten besetzt. Die Officiere riethen mir, nicht den Weg nach St. Cloud einzuschlagen, sondern rechts ab nach Sèvres zu gehen, von wo ich nicht nur einen herrlichen Blick über Paris haben, sondern auch der schönsten französischen Kanonade beiwohnen könne. In der That dröhnten eben einige Bombenschüsse in allernächster Nähe. Ich nahm also die krumme, rechts ab durch das Dorf gehende Gartenstraße und fand am Ende derselben, dicht vor dem Viaduct, den Repli der Vorposten.

Der commandirende Lieutenant bewirthete mich, erklärte mir aber, es sei für mich unmöglich, weiter vorzugehen, da ich draußen direct unter die Kanonen laufen werde. Der eben mit seinem Stabe eintreffende Oberst rieth mir indeß, vorwärts zu gehen und entweder unsere in dem Garten einer reizenden Villa befindliche Schanze (die von den Franzosen aufgeworfen und von uns besetzt war), oder das Observatorium des Lieutenants Krohne zu ersteigen, jedenfalls aber den Major Ehrhardt in Sèvres aufzusuchen.

Sèvres erschien mir weniger todt als die übrigen Orte, obgleich es unmittelbar unter den Kanonen lag. In den Straßen fand ich Leute mit verstörten Gesichtern, nur die Kinder spielten ahnungslos und freuten sich über das Gebrumme der Kanonen. Selbst der Maire des Ortes schritt, mit seiner Schärpe geschmückt, in Gesellschaft einiger Municipalitätsbeamten, die Straße entlang.

In einer bergan führenden Gasse fand ich eine Compagnie im Alarmzustande. Vor einem Hause saß der Major Ehrhardt mit seinen Officieren. Er empfing mich mit derselben Liebenswürdigkeit, für die ich allen Officieren unserer Armee danke, denen ich auf Vorposten und in den Cantonnements meine Besuche gemacht, fand es aber nothwendig, mich, da es Mittag, erst zu seinem Diner und danach zu den Schanzen zu führen.

Ich war eben, wie ich sagte, bei Lucull auf Vor-

posten. Jener classische Mann, der seine Muränen mit dem Fleische seiner Sclaven fütterte, hatte gut kochen und speisen; es ist aber eine und dieselbe Tapferkeit, die sich mit dem Feinde schlägt und Auge in Auge mit ihm sich mit Seelenruhe zu Tische setzt. Ich ziehe zweimal den Hut vor dem Soldaten, der durch keine Gefahr sich den Appetit verderben läßt.

Auch der Oberst beehrte die Tafel flüchtig mit seiner Gegenwart. Dann ging's hinaus gegen die berühmte Porcellan=Fabrik, aus welcher man natürlich die kostbarsten Gegenstände entfernt hat. Und man that wohl daran, denn das Gebäude steht gerade in der Schußlinie der französischen Kanonen, und Alles, was sich bei seinem Anblick an Raubluft in mir regte, es schwieg, als ich gleich vor der Porcellan=Fabrik in der durch Gartenmauern auf beiden Seiten begränzten Straße durch dichten Pulver=qualm empfangen wurde.

So eben waren erst vier Granaten hinter einander in diese Straße und gegen diese Mauern geschlagen; das Gemäuer zeigte große Breschen, der Boden war mit noch heißen Sprengstücken gepflastert. Drüben standen einige Officiere, die unter einer Mauerecke Deckung gesucht. Eine über unsere Köpfe zischende Granate gemahnte uns an Eile; die uns begleitenden Officiere beschleunigten selbst ihre Schritte, um jene Mauerecke zu erreichen, denn über uns lag gerade das Ziel=Object der französischen Kanonen.

Major Ehrhardt hatte Recht, als er mir sagte, es sei rathsam, nicht die Schanze selbst, sondern das Observatorium zu ersteigen, von welchem sich mir ein eben so vortheilhafter Blick über Paris bieten werde. Unter den Mauern der Gärten entlang, durch diese gedeckt, erreichten wir zunächst die wenige Hundert Schritt vom Seine=Ufer sich über terrassenförmig ansteigende Garten=Anlagen erhebende Villa Bellevue, in deren Hof ein Zug Infanterie lagerte. Zu Füßen der Villa nach der Seine zu erhebt sich eine Sandstein=Terrasse, auf deren Brüstung ein Unterofficier sein Fern=

rohr ausgelegt hatte. Neben der Brüstung hatten die Soldaten sich den Scherz gemacht, eine lebensgroße Puppe mit einem preußischen Helm aufzustellen, um den am anderen Seine-Ufer postirten Franzosen einen Zielpunkt zu geben. Auf diese Puppe schossen sie von drüben her, bis man sich überzeugt, daß sie unverwundbar sei. Dagegen brauchte nur eine Helmspitze über die Brüstung hinaus zu ragen, so wurde sie von fünfzig Schüssen begrüßt. Die rothen Hosen bewegten sich vor uns auf dem anderen Ufer in der größten Sorglosigkeit; einige Officiere saßen auf dem Ufer, mit den Beinen baumelnd, da sie wußten, daß niemand ihre Schüsse erwiederte. Es mußte den französischen Soldaten eine unbegreifliche Genugthuung sein, auf jeden Lappen, den man ihnen hinaushängte, eine ganze Salve zu geben.

Zwei Treppen hoch, in einem Hause des Dorfes, das ich hier natürlich nicht bezeichnen darf, in einer Art von Mirador, einem gegen die Seine und das Fort gelegenen Zimmer hatte Lieutenant Krohne sein Observatorium aufgeschlagen und beobachtete von hier aus die feindliche Schanze. Sein Unterofficier saß fortwährend am Fernrohre und signalisirte „Schuß!“ Eine dumpfe Detonation. Dann; eins, zwei, drei, vier, fünf — die Kugel heulte am Fenster vorüber und schlug fast regelmäßig in unsere Schanze.

Die letztere war nur von wenigen unserer Leute besetzt; sie hatte für uns augenblicklich wenig Bedeutung; der Befehl war da, die Feindseligkeiten einstweilen nicht zu erwiedern; es galt also nur, die einmal eroberte Stellung durch die Infanterie zu behaupten, um sie nicht später nochmals erobern zu müssen. Die mit großer Präcision in die Schanze einschlagenden Schüsse, deren während einer Stunde wohl 20 an unserem Fenster vorüber sausten, zwangen den Commandeur, seine Leute gegen Abend ganz aus der Schanze herauszuziehen. Mit all ihren Schüssen hatten die Franzosen uns zwar nur zwei

Leute leicht verwundet, indeß auch das kleinste Opfer an Menschenleben war ja hier ein nutzloses.

Die Pariser müssen ungeheuer viel Munition besitzen, denn sie verschießen dieselbe in einer wahnwitzigen Eile. Es ist zwar kaum glaublich, daß nach Aufstellung unserer großen Geschütze Paris sich länger als höchstens vier Wochen halten werde, aber man muß doch auf alle Fälle bedacht sein und eine leere Schanze bombardirt man doch nicht Tage lang mit einer solchen Zähigkeit.

Vor uns, wenige Hundert Schritte entfernt, lagen zwei französische Kanonenboote am Seine-Ufer. Sie hatten, wie es schien, bereits Feierabend gemacht und die Bedienung ihrer Vorderlader, der großen Schiffs-Drehbrassen, erfordert auch mehr Anstrengung als die der übrigen. Die beiden anderen Kanonenboote (denn es sind ihrer gewöhnlich vier an dieser Stelle) mochten wohl Sonntag machen, denn am nächsten Tage, am Montage, sah ich von Meudon aus wieder vier und eine kleine roth angestrichene eiserne Jolle, die wohl der Galopin der schwimmenden Batterieen sein muß. Ich denke mir das Manövriren der letzteren in dem vielfach seichten Seineflusse als sehr schwierig und habe also auch von der Wirksamkeit der Kanonenboote keine hohe Idee.

Die Dunkelheit war bereits herabgesunken, als wir durch das Dorf zum Alarmplatze zurückkehrten, auf welchem ein lustiges Feuer brannte. Um 8 Uhr kehrte ich, mit der Parole versehen, durch unsere Schildwachenkette nach Versailles zurück, wo ich die hohen Badegäste des Hauptquartiers im Restaurant „des Reservoirs“ beim Champagner versammelt fand.

Dieses arme Reservoir! Sonst, in den schönen Zeiten süßen Friedens, ist es der Sammelplatz der lustigen Pariser. Namentlich an den Tagen, an welchen die Wasser springen, sieht es alle die Centifolien von Breda, die Lilien des poudre de riz vom Montmartre, in seinen Sälen, in den so heimlich belaubten Galerieen seines Gartens.

Und wenn es spät wird, wenn die wenigen vernünftigen, „convenablen“ Leute mit dem letzten Zuge nach Paris zurückgekehrt sind, dann verirren sich im Champagnerrausch die leicht chaussirten Füßchen auf die Tische, mit einem „pas de känguruh“ springt die lustigste der Ninetten zwischen die Teller und Gläser und mit Löffeln und Schüsseln spielt die Gesellschaft die Melodieen einer Offenbach'schen oder Heve'schen Quadrille.

Wo sind die schönen Zeiten des Reservoir! die Herren klirren durch den Salon, die an den Commandoton gewohnte Stimme hallt durch die Gemächer, rauhe, sonnenverbrannte und wettergebräunte Gesichter sitzen um die Tische, Preußen, Baiern und Würtemberger, die laut Nachrichten der pariser Zeitungen schon das ganze Land ausgeplündert, denen man nach derselben Quelle kaum einen silbernen Löffel anvertrauen kann! Sie mißbrauchen ihre Gewalt, die ihnen der Sieg gegeben, indem sie den Preis des Champagners von 10 Fr. auf fünf herabgesetzt haben, bei welchem doch unmöglich ein Reservoir bestehen kann, sie zahlen obenein mit preußischem Papiergelde und heimlich zerdrückt wohl die Dame du Comtoir hinter ihrem Rechnungsbuche eine Thräne im Auge, wenn sie zurück denkt, wie das früher doch so schön war.

Versailles, 27. September.

Am 19., Nachmittags 3 Uhr, erhielt die französische Besatzung von Schloß Meudon, 2000 Mann stark, den Befehl, Abends 7 Uhr Meudon zu verlassen und nach Paris zurückzukehren. Nach der Erzählung des zurückgebliebenen Castellans entstand bei diesem Befehl ein ungeheurer Tumult unter der Besatzung, und ging dieselbe truppweise, unter Zurücklassung ihrer Tornister, Menagen und Zelte, zum Theil auch der Gewehre und Munition, um 6½ Uhr, also eine halbe Stunde früher, in größter Unordnung ab. Das Schloß (verwahrt auf beiden Seiten gegen jeden Angriff durch kolossale Erdwerke, Schützen-

gräben, bombensichere Räume, Schanzkörbe, Faschinen u. s. w.) blieb ohne Besatzung bis zum 22. früh, zu welcher Zeit durch die 1. Compagnie der 5. Jäger entdeckt wurde, daß es ohne alle Besatzung sei. Das Schloß wurde also durch dieselben occupirt. In Folge dessen erhielt auch das 1. Bataillon des 59. Regiments den Befehl, auf Meudon zu gehen und Vorposten zwischen dem baierischen linken Flügel und Sèvres auszustellen.

Die Feldwachen des Bataillons stehen sonach jetzt auf der Terrasse und in den Parkanlagen des Schlosses, der Repli derselben innerhalb der von den Franzosen angelegten Verschanzungen hinter dem Schlosse selbst, und haben sich dieselben nach ihrem Einrücken die von den Franzosen angelegten Befestigungen so eingerichtet, daß letztere gegen Paris förmlich sturmfrei als ausreichende Verschanzungen dienen.

Die Position ist strategisch interessant, da nicht nur die auf dieser Seite von Paris liegenden Forts gänzlich und genau eingesehen werden können, sondern auch sämmtliche Truppenbewegungen und Dispositionen des Feindes innerhalb der Forts von uns zu beobachten sind. Der Dienst unserer Feldwachen muß mit der größten Vorsicht geschehen, da die Kanonen der Schanzen und Forts bei Erscheinen jeglichen lebenden Wesens zu spielen beginnen und auch die Einwohner des Dorfes Meudon es sich angelegen sein lassen, in der Nacht durch Schüsse aus den gegenüber liegenden Häusern und Dächern die Truppen zu beunruhigen. Licht darf z. B. in der Nacht nach der pariser Seite nicht gesehen werden. Die Besatzung der Forts beschießt sogar eine einsame Laterne, die von den revidirenden Officieren am Eingang der Terrassen aufgestellt wird.

Gestern Abend bin ich von Meudon, dem Schlosse des Prinzen Plon-Plon, zurückgekehrt. Der Prinz hat es bekanntlich vorgezogen, sich mit diesem höchst denkwürdigen Kriege nicht zu befassen. Er ist kein Held und

fühlte nur einmal das Bedürfniß, seinen Muth auf die Probe zu stellen, nämlich im Krimkriege. Die Kolik durchkreuzte seine Kriegerbahn sehr schnell, er ging nach Paris zurück und die böse Welt sagte von ihm: le prince impériale préfère les tranchées à Paris aux tranchées devant Sébastopol. Seitdem hat er sich auf die Touristerei verlegt und ist bald am Nordpol, bald in Italien, während die arme Clotilde die Zurückgezogenheit in Meudon liebte.

Ich weiß nicht, ob unsere Jäger in Meudon bei ihrem Einzuge auch so interessante erotische Bilder vorgefunden, wie man sie in Châlons fand, wo alle Wände, selbst in den Gemächern der Kaiserin, mit Nuditäten und adamitischen Gruppirungen bedeckt waren; ich sah in dem Schlosse alle Zimmer ausgeräumt, nur auf dem Corridor hingen zwei große alte und werthlose Oelgemälde, und die Marmorstatuen in der Halle mochten wohl zu schwer gewesen sein, um sie fortzubringen.

Nichts ist übrigens erklärlicher, als die Leere des Schlosses. Die Nationalgarde hat auch hier in einer furchtbaren Weise gehaust und ihre ganze Rachsucht an dem Eigenthume Plon-Plon's ausgelassen. Wie ich schon gestern schrieb, hatte man die schönsten strategischen Absichten mit dem Schloß; man hat gearbeitet, daß es eine Lust ist, alle die schönen Befestigungen zu sehen; aber man ist eben davon gegangen, hat Alles stehen und liegen gelassen, als die Preußen Versailles besetzten und hat sich über die Seine gegen Billancourt zurückgezogen, um von dort aus jedem, der nur den Arm über die Terrasse des Schlosses streckt, sogleich ganze Salven von Kugeln zu senden.

Unsere 59er treiben auch schon ihren Scherz mit den französischen Vorposten. Wie in Sèvres haben sie sich eine Puppe an einer Stange ausgeputzt. Kommt ein Gast zu den Vorposten, um die Stellung zu sehen und die Franzosen zu beobachten, so wird die Puppe auf der Terrasse aufgerichtet und sofort fliegen die Kugeln daher.

Indeß hindern dieselben nicht, daß man stundenlang in dem Eckfenster der zweiten Schloß=Etage steht, um das herrlichste Panorama der ganzen Stadt zu überblicken. Da liegt das Fort Valérien, gerade zu unseren Füßen das Bois de Boulogne, Auteuil, Passy, das Marsfeld, darüber Batignolles, Clichy und der Montmartre. Dort rechts das Pantheon und die Notredame, dort drüben links die Madelaine, der Triumphbogen, dazwischen das ganze ungeheure Häusermeer, von der Seine getheilt, deren Brücken wie weiße Linien den Fluß durchschneiden. Die schönste Abendsonne vergoldet die Spitzen der Thürme, glitzert auf der goldenen Kuppel des Invalidendoms und lagert über den bleichen Mauern der Häuser, über den mathematischen Contouren der Forts und Schanzen. Und wenn der Abend herabsinkt, erglänzen Millionen von Flammen wie Irrlichter über und zwischen dem steinernen Chaos, millionenstimmig dringt der Lärm der aufgeregten Bevölkerung zur Schloßterrasse herauf; die Stille rings umher läßt uns jedes Geräusch unterscheiden; wir hören Signale, Militärmusik, das Rasseln der Wagen, das Schreien der einzelnen Stimmen, wir hören Tanz=Melodien sogar, die Marseillaise und die Clodoche=Quadrille, hören das Aufschreien der Tanzenden auf der improvisirten Tenne in den Gärten, in den Lagern der Franctireurs und Nationalgarden, das Kreischen von Weiberstimmen, mit einem Wort, den ganzen babylonischen Lärm einer Bevölkerung, die sich wie Nebukadnezar unter den Trümmern ihrer Hauptstadt begraben will und durch Bacchanalien sich selbst zu betäuben sucht.

Und sie haben wohl Recht, die wenigen Tage zu benutzen, denn man wird ihnen schwerlich lange Zeit lassen, bis der große Todtentanz beginnt, der uns lehren wird, wie weit ihr Heroismus reicht.

Selbstverständlich ist es mir versagt, von dem zu schreiben, was bei uns vorgeht. Ich denke von morgen ab wieder ganz bei den Vorposten draußen zu bleiben,

und mir die interessantesten Puncte zu wählen, die ich wohl abwechselnd auf der Linie zwischen St. Germain und Meudon zu suchen haben werde, weil von den Höhen hier die ganze Stadt zu überblicken ist. Es wird das wieder eine so ganz eigenthümliche Villeggiatur werden, die schönsten Schlösser und Landsitze, die reizendsten Villen, Gärten und Parks stehen überall zu Gebote; sie sind alle, wie ich sie schon geschildert, öde oder todt, ausgeräumt bis auf die letzte Matratze, aber es bleibt eben nichts übrig, als sie für eine Nacht zu occupiren und die Burschen auf Jagd nach Lebensmitteln auszusenden. Mehrere sehr glänzende Schlösser habe ich mir bereits ausersehen.

Auf jeden Fall werde ich meinen Herbstaufenthalt in den schönsten Landsitzen wählen, zunächst wohl in St. Cloud, wo vorgestern der Herzog Max von Würtemberg seine Neugier mit einigen Kugeln büßte, von denen eine ihm den Kopf verletzte. Der Herzog hatte die Absicht, mit einigen Cavallerie-Officieren nach dem Diner eine Privat-Recognoscirung gegen das Seine-Ufer zu machen; wie das bei den Vorposten aber Jedem ergehen kann, der den Kopf über einen Zaun streckt, umsausten ihn sofort die Chassepots.

Seit gestern erscheinen zahlreiche Eiserne Kreuze auf der Brust der hier umher liegenden Soldaten und Officiere aller Regimenter. Der Kronprinz selbst überreichte sie ihnen bei der Parade am Fuße der Reiterstatue Ludwig's XIV. im Beisein aller der steinernen französischen Helden, welche den Schloßhof umringen, und erschien am Nachmittage im Schlosse von Meudon, um die dortige Stellung zu inspiciren, jubelnd empfangen von den Soldaten, die für den Thronerben eine Verehrung, eine Begeisterung zeigen, wie sie wohl kaum schon einem Prinzen gezollt worden.

Wir waren eben im Schlosse beschäftigt, dem abwesenden Plon-Plon einige Flaschen Wein auszutrinken, als der Kronprinz erschien und sich mit jedem von uns in

seiner heiteren herzgewinnenden Weise unterhielt. „Die Instrumente sind da, der Tanz kann bald beginnen“, sagte der Kronprinz kürzlich, wie ich schon erwähnt; ich darf hinzusetzen, daß die Baiern auch einige eigene Mitrailleusen herbei gebracht haben, die zum Kampf benutzt werden sollen. Ich kenne ihre Construction noch nicht, hoffe sie aber bald zu sehen. Es wird ein furchtbar großartiges Schauspiel werden, wenn das Bombardement und der Sturm los geht; aber mag es lieber heute als morgen geschehen, denn Alle wünschen das Ende herbei.

St. Cloud, 30. September.

Ein Tag verfließt uns hier jetzt so ziemlich wie der andere. Auf unserer Seite die vollkommenste Stille, wie sie befohlen worden, auf Seiten der Franzosen die größte Heiterkeit. Sie schaufeln, hauen und scharren, daß ihnen das Blut aus den Fingern spritzt, und Abends tanzen sie vor unseren Augen ihren Cancan, singen ihre Marseillaise, „c'est dans le nez qu'ça m'chatouille“ und andere schöne Lieder, springen, jubeln, daß es zu uns heraufdringt, die halbe Nacht hindurch, und sind so kreuzfidel, als sei es ihnen niemals besser gegangen als jetzt.

Ich glaube, die corps francs und was sich sonst an Volontairen dem Belagerungsringe gegenüber zeigt, hat schon die halben Faubourgs ausgeplündert, alles, was von den gestohlenen Gegenständen verkaufbar ist, zu den Trödlern getragen, und so hat denn der Voyou die herrlichsten Tage. Die Canaille amusirt sich und die Heldenjugend, die gandins und petits crevés der Boulevards überlassen sich einem Galgenhumor, den die todesmuthige Haltung aber nur so lange bedingt, bis Alles drunter und drüber geht.

Vorgestern und gestern beobachteten wir eine starke, über Paris lagernde Rauchwolke, aus der zuweilen einige Flammensäulen aufstiegen. Man behauptet, es brenne das Bois de Boulogne, doch war der Brand in ganz nord-

östlicher Richtung und muß wohl, seiner Dauer nach zu urtheilen, sehr verheerend gewesen sein.

Gestern Nachmittag, als unsere Vorposten nach achttägigem Dienst abgelöst wurden, geriethen die Chassepots nach ihrer Gewohnheit wieder in Paroxismus. Man feuerte wild zu uns herüber, die Kanonen der Forts tobten den ganzen Nachmittag hindurch und kaum brauchte Einer am Saum des Parkes den Kopf hervorzustrecken, so umpfiffen ihn einige Dutzend Kugeln.

Sie üben sich auf diese Weise im Schießen; im Treffen freilich weniger. Vielleicht feierten sie gestern die Uebergabe Straßburgs, die ihnen doch gestern wohl notificirt sein wird. Die Umschließung der Hauptstadt ist übrigens selbst für die Diplomatie so hermetisch, daß ein russischer und ein americanischer Courier bereits vergeblich nach Paris hinein zu kommen gesucht haben. Beiden ist der Eintritt von unserer Seite versagt und beide müssen sich also in Versailles so gut amüsiren, wie es nun eben geht.

Unsere Position in St. Cloud ist wohl die delicateste im ganzen Belagerungsringe. Nicht weil im Schlosse noch die Charpie liegt, welche die Kaiserin und ihre Damen mit zarter Hand gezupft, nicht weil Alles in demselben an den jähen und schmählichen Sturz einer Dynastie erinnert, die ihr Volk so muthwillig ins Verderben geführt; es ist vielmehr zu vermuthen, daß von St. Cloud aus noch unterirdische telegraphische Verbindungen mit Paris existiren und noch durch Personen unterhalten wird, die herausgefunden werden müssen.

Daß in ganz Frankreich, wo wir verlassene Dörfer und Städte betraten, sämmtliche Uhren auf den Kaminen still standen und es für die Zeit also keine Messung mehr gab, habe ich Ihnen geschrieben. In St. Cloud hatte dieser Stillstand seinen besonders interessanten Moment. Ich habe Uhren auf den Consolen der kaiserlichen Schlösser gefunden, welche zugleich den Tag markirten. Diese zeigen

beherbergte zweitausend und einige Hundert Verwundete. Der Zustand, in welchem sich heute sämmtliche Säle und Galerien befinden, zeigt hinreichend von der Sorgfalt, mit welcher man Alles zu conserviren bemüht war.

Ich habe schließlich noch einen Nachtrag zu den Aeußerungen des Hasses gegen die Deutschen. Die Akademie der Wissenschaften wird, wie man mir sagte, nächstens eine feierliche Sitzung halten, um zu beschließen, sämmtliche ihren Mitgliedern angehörenden Diplome deutscher gelehrter Körperschaften zurückzusenden und den letztern zu erklären, daß man hinfort keinerlei Beziehungen mit dem feindlichen Nachbarlande unterhalten werde. — Wie sagt der Berliner: „Was ich mir davor ꝛc.“

Den 20. Februar.

Es ist Frühling geworden. Die Sonne freut sich, daß wieder Ruhe und Friede auf Erden, die Veilchen, die Lieblinge des ersten Kaiserreichs, blühen im Garten von Trianon, der Buchfink singt seine kurzen, abgebrochenen Melodien in den Zweigen; der Friede lacht aus Augen und Herzen und Alles wischt sich den wüsten, blutigen Traum von der Stirn, der uns so lange umfangen gehalten.

Die Place d'Armes, der Schauplatz ununterbrochenen Alarms, gleicht jetzt einem Parade- und Exercierplatz. Die Pariser kommen, am Arm ihre Frauen und Liebsten, heraus, um die Prussiens sich bei Lichte zu besehen, um auf beiden Ufern der Seine zu spazieren und unsere Verschönerungen in den Parks, den Landhäusern und Gärten zu

pots und Mitrailleusen den Faden des Gespräches so oft zerschnitte.

Heute Morgen um 7 Uhr nun wird diese Stille unterbrochen. Schon vor einigen Tagen schrieb ich aus Meudon von den zahlreichen feindlichen Truppen-Ansammlungen, welche wir gegenüber beobachten. Gleich rechts von Meudon gegen Sceaux stehen die Baiern mit unseren Posten in engstem Anschluß. Bei den ersteren wird's heute Morgen etwas geben. Ich schließe meinen Brief, um nach Sceaux aufzubrechen.

Versailles, 1. October.

Gestern Morgen schrieb ich von dem Donner schwerer Geschütze, der uns schon vor Tagesanbruch weckte. Infanterie und Artillerie waren, wie übrigens fast täglich, sofort alarmirt. Man brachte schon um 8 Uhr einige Hundert Gefangene aller Sorten, Turcos, Zouaven, Francstireurs, Mobilgarde, Civilisten von Sèvres herein. Die Franzosen hatten nämlich einen Ausfall auf unsere Sèvres-Schanze gemacht, von der ich schon vor einigen Tagen schrieb. Sie waren etwa in der Stärke eines kleinen Bataillons und haben den Spaß theuer bezahlt, da keiner wieder über die Seine zurückkam, es sei denn, er wäre ein guter Schwimmer gewesen. Trotz dem wüthenden groben Geschützfeuer aus dem Fort und den Kanonenbooten, wurden sie alle abgefangen, ein kleiner Theil von ihnen in die Seine geworfen. Auch von den Nachbarforts ward eine starke Kanonade unterhalten. Es hat den Anschein, als schwelle ihnen der Kamm drüben durch unser Schweigen und unsere Unthätigkeit, die ihre guten und bekannten Gründe hat. Sie jubeln und cancaniren drüben und sind in bestem Galgenhumor. Luftballons steigen tagtäglich; es ist das nicht nur ihr Communicationsmittel für die Provinzen, sie binden dadurch auch mit uns an und sandten uns erst vorgestern wieder ganze Packete alberner Proclamationen „An die Deutschen". Sie stecken uns Pflaumen

geschlossen, kein leisester Zweifel mehr. Das 11. Corps, die Sachsen und die Garden sollen in Paris einrücken; der Kaiser wird eine festliche Revue abhalten und dann nach Versailles zurückkehren, ohne in Paris auch nur flüchtig Residenz zu nehmen, und danach, so berechnet man, etwa am 5. März auf der Rückreise nach Deutschland sein.

Die pariser Journale, namentlich Gaulois, sind freilich anderer Meinung, und soll ich aufrichtig sein, so glaube ich äußern zu dürfen, daß über den Einzug heute noch gar nichts feststeht. Gaulois läßt sich erzählen, man fürchte deutscherseits, daß bei dem Triumphzuge des deutschen Kaisers die Kugel irgend eines Fanatikers entsetzliche Folgen haben könne, und deshalb sei der Einzug abbestellt, deshalb sei auch die Einladung der deutschen Fürsten wieder zurückgenommen. Gaulois dürfte im Irrthum sein. Der Einzug hängt, wie ich höre, von dem Befinden des Kaisers ab. Auch der Großherzog von Mecklenburg ist gestern eingetroffen.

Seit gestern entwickelt sich ein internationaler Verkehr zwischen den Parisern und den deutschen Truppen, der viel originelle Scenen herbeiführt. Da sind z. B. die beiden Brücken von Sèvres und Neuilly. Auf der erstern passiren nur Fußgänger. Spanische Reiter verengen auf der einen preußischen Seite die Brücke, während auf der andern Seite der wachthabende Lieutenant die Passirscheine prüft. Am Eingang der Brücke von der deutschen Seite aus steht der große braune Bär, von dem ich schon erzählt, und blickt zähnefletschend über die Ballustrade. Man

wollte den Soldaten den Bären zu Anfang des Waffenstillstandes wegnehmen; Petz aber mußte als Vorposten dableiben. Man stellte ihn an die Brücke und legte ein Buch vor ihn auf die Brüstung, in dem er eifrig zu lesen schien. Später, als ihm die Lektüre langweilig ward, gab man ihm eine große Sense in den Arm. So steht er noch heute da und die Pariser, die an ihm vorüber müssen, blicken ihn lachend an; sie sehen in ihm ein Sinnbild der Deutschen und flüstern sich zu: „L'ours allemand!"

Viel lebhafter geht's an der Brücke von Courbevoie und Neuilly zu. Tausende hatten sich während der letzten Wochen hier gesammelt, die, auf ihren Habseligkeiten sitzend, vergeblich nach Paris hinein zu kommen suchten. So saßen sie tagelang da, einem Auswandererhaufen gleich, auf die Erlaubniß wartend, endlich in die Stadt zu dürfen. Wenn die Nacht kam, schlugen sie sich in die verlassenen Häuser von Courbevoie, Puteaux und Suresnes. Zu 30 und 40 lagen sie in den Zimmern, auf den Hausfluren und veranstalteten namentlich in Courbevoie einen Lärm, sodaß der Lieutenant die Häuser räumen lassen und sie auf die Straße jagen mußte. Ganze Familien lagen den Tag hindurch auf beiden Seiten der Brückenmauer; Marketender verkaufen ihnen Lebensmittel. Sehnsüchtig die Blicke nach Neuilly richtend, lagen sie da und folgten neidisch mit dem Auge den Glücklichen, die mit Passirscheinen sich durch die Ulanen hindurch drängten, welche mit der flachen Klinge Ordnung in den Strom zu bringen bemüht waren.

Endlich vorgestern kam die Ordre, es dürfe Jeder

ohne Passirschein nach Paris hinein, Niemand aber ohne einen solchen heraus. Infolge dessen ward's auf der deutschen Seite leerer; der ganze Strom, Wagen, Pferde, Männer, Weiber und Kinder, wälzte sich über die Brücke. Drüben aber auf der pariser Seite sammelte sich jetzt ein eben so großer Knäuel.

Ulanen und Landwehr-Infanterie halten die deutsche Seite besetzt und sorgen für die Ordnung. Eine Menge von Neugierigen, Offiziere und Civilisten, sammeln sich zu jeder Tageszeit, um diesem interessanten Verkehr zuzuschauen. Das ganze Pflaster ist mit Papierschnitzeln bedeckt. Wagen nach Wagen ziehen nach Paris hinüber.

Auch einige Proben der Mobilgarde zeichnen sich unter unserer Brückenwache ab. Ein preußischer Jäger-Lieutenant ist der Offizier du jour. Die Ulanen-Fähnchen wehen auf der Brücke hin und her, daneben blitzt die Säbelklinge, die sich zuweilen auf den Rücken eines allzu stürmischen Bourgeois senkt und ihn an preußische Ordnung mahnt. Alles schreit und zankt trotzdem durcheinander. Der arme Lieutenant, der 12 Stunden Dienst hat, ist bereits heiser und giebt sich alle Mühe, die Laune nicht zu verlieren, denn alle paar Minuten kommt eine vornehme Equipage gefahren, in der vornehme Damen sitzen, und vornehme Damen müssen mit Galanterie behandelt werden, soweit es die Ordre zuläßt; denn was würden sonst die Pariser von unserm Officiercorps denken!

In der Mitte der langen Brücke spaziert ein Garde-Gendarm zu Fuß, mit seinem bekannten langschößigen

Frack, die Flinte auf der Schulter, hin und her; einige Mobile wachen auch hier über die Ordnung der Passage. Drüben auf dem pariser Ufer halten zwei französische Cavalleristen, umgeben von Mobilgarde. Eine dichte Gruppe unserer Offiziere, der Herren vom Reservoir und die Offiziere, die als Vergnügungs-Touristen von allen Richtungen des Belagerungsringes nach Versailles kommen, — Alles steht plaudernd am Ausgang der Brücke, die nicht von uns überschritten werden darf. Hinter ihnen, vor und auf beiden Seiten des Brücken-Ausganges haben sich Hunderte gesammelt; die Einen suchen eine günstige Gelegenheit zu erwischen, um ohne Passirschein hinüber zu kommen, und warten also stundenlang in stiller Geduld. Die Andern sind nur aus Neugier da und entwickeln eine gleiche Ausdauer. Von hinten drängt's sie immer zur Brücke. Die Cavalleristen reiten immer von Neuem zwischen die Gruppen; die Mobilen schreien um Ordnung, die Kutscher und Fuhrleute zanken und fluchen, — es ist ein tolles, aber ein amusantes Chaos, das sich nach Paris zu in den dicht an der Brücke gelegenen Häusern und Aubergen verliert.

Jetzt kommt der wachthabende preußische Lieutenant über die Brücke geschritten. Er hat drüben befohlen, die Brücke für fünf Minuten zu schließen, um Ordnung auf derselben zu schaffen und bittet die Mobilen, dasselbe auf der pariser Seite zu thun. Die Brücke ist also für den Augenblick gesperrt; der Knäuel, der Wirrwar kommt zum Stehen. Hinter demselben bei den Häusern von Neuilly ist der Lärm desto größer. Einige Gamins machen sich

die patriotische Freude, den preußischen Uniformen einige Sottisen herüber zu rufen. Ich schlug dem Wachthabenden eine kleine Promenade nach Neuilly hinein vor.

„Ich darf nicht," antwortete er. „Als ich neulich drüben war, drängte sich der Haufe um mich, bearbeitete mich mit Schultern und Ellenbogen und Einer rief sogar aus dem Haufen: „A la lanterne le Prussien!"

Versailles, den 20. Februar.

In der Perspective über Neuilly lag der Triumphbogen. Die ganze Straße war mit sehr aufgeregtem Sonntags-Publikum gefüllt. Am Ausgange der Brücke selbst wuchs die Menge, Hunderte von Frauen und Mädchen blickten hülfesuchend auf die preußischen Uniformen und namentlich auf den Wachthabenden, der sie ja hinüber lassen konnte, wenn er nur wollte.

„Es kommen die drolligsten Scenen alle Tage hier vor", erzählte mir dieser. „Die Mädchen wenden alle nur denkbaren Mittel an, um sich die Passage zu öffnen. Sie werfen uns die schmachtendsten Blicke zu, bitten uns in den süßesten Tönen um die Erlaubniß, die Brücke zu passiren, aber der Befehl ist einmal da!" „Und das Herz des Kriegers wäre so versteinert, daß es gegen die Schönheit unempfindlich geworden?" „Nun, das gerade nicht, aber — —"

Da stand ein hübsches junges Ding im Vordergrunde der Menge und schmachtete den Wachthabenden so bittend, so flehend an, daß es einen Stein erweichen konnte. Sie

hatte schon einmal gebeten, nur auf eine Stunde hinüber zu dürfen; die Ordre war unerbittlich. Aber bei der Masse von Passanten konnt' es doch unmöglich auf eine kleine unbedeutende Person ankommen! So dachte nämlich sie die Bittende. Und als Alles nicht verfangen wollte, was that die kleine Schlange? Sie hob, wie um den Saum ihres Kleides zu schützen, denselben bis über das Fußgelenk und zeigte dem Lieutenant einen reizenden Fuß. Dann, als auch das nicht helfen wollte, gerieth der Saum des Kleides wieder in Gefahr und sie zeigte dem Wachthabenden was die Wäscherin so weiß gewaschen und was die Natur so schön geschaffen. — Eva, Eva! So hat sie's schon im Paradiese mit dem armen Adam gemacht und ich glaube, viel schlimmer noch.

Ich müßte mich sehr irren, wenn die kleine Kokette nicht ihren Willen erreicht hätte.

So geht's jeden Tag, jede Stunde. Neulich kommt eine sehr elegant gekleidete Dame, mit sehr degagirtem Wesen zu dem Wachthabenden auf die Brücke geschritten! „Monsieur", sagte sie mit großem Eifer, „Sie sind Offizier, sie sind Ehrenmann! Ich wende mich an diesen. Ich habe keinen Passischein, aber ich muß dennoch hinüber — ich muß, verstehen Sie, denn ich habe mein Wort gegeben und muß pünktlich drüben zu einem Rendezvous erscheinen! Sie werden mich hinüber lassen; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich bin eine Dame comme il faut und Sie werden nicht compromittirt werden!

Auch diese müßte kein Weib gewesen sein, wenn sie ihren Willen nicht durchgesetzt hätte. Als sie später am

Arm eines eleganten Herrn zurückkehrte, stattete sie dem Wachthabenden in graziösester Weise ihren Dank ab, warf sich wieder in ihre Equipage und fuhr nach Paris hinein.

Gleich zu Anfang des Waffenstillstandes, als die Passage eben erst geöffnet ward, stand an der Brücke ein sehr gut gekleideter Knabe, bat inständigst hinüber zu kommen und begann bitterlich zu weinen, als der Posten ihn nicht passiren lassen wollte.

Einer der Herren vom Hauptquartier rief ihm zu: „Was fehlt Dir und warum weinst Du?“ — „Ach, sie wollen mich ja nicht über die Brücke lassen!“ jammerte der Knabe. — „Aber was willst Du denn hier drüben?“ — „Ich will ja nur Brot kaufen! Mich hungert und meine Aeltern haben auch nichts zu essen!“ klagte der Knabe.

Der Herr bat den Posten, den Knaben herüber führen zu dürfen mit dem Versprechen, ihn wieder zurück zu bringen. Er führte den Kleinen zu einem Marketender. Hier zog der Knabe einige Goldstücke aus der Tasche, um zu bezahlen. Der Herr band ihm zwei Brote zusammen, legte sie ihm über die Schulter und führte ihn wieder über die Brücke zurück. Am jenseitigen Ufer ward er von seinen Aeltern, sehr fein gekleideten Personen, mit großer Freude empfangen und der Knabe sammt den Broten ward triumphirend davon geführt.

Ich könnte noch eine ganze Galerie von ähnlichen Fällen aufführen, aber sie alle beweisen nur, daß Jugend uud Schönheit durch die unzugänglichsten Pässe führen und daß kein Polizeimeister, kein Commandant eine Kette

zu ziehen im Stande ist, die nicht ein Auge, ein Blick zu sprengen vermöchte!

Versailles, den 21. Februar.

Was war's im Grunde, das uns die Elsässer und Deutsch-Lothringer entfremdet hat! Alle die Maßregeln gegen die deutsche Sprache waren nicht im Stande, diese zu vertilgen; die Zunge redete sie weiter von Kind auf Kindeskind und das Wesen blieb dasselbe, mochten die Grenzsteine und Schlagbäume es anstreichen wie sie wollten. Sie haben trotz allem Schulzwang die deutsche Sprache nicht verlernt und die französische nicht gelernt. Nur Eins machte sie uns fremd im Laufe der Zeiten: der Gedanke, einer großen Nation anzugehören, während das Mutterland in elendem Zwiespalt verkümmerte. Nur Eins machte sie stolz in dem Gedanken, keine Deutschen zu sein: das Bewußtsein der nationalen Ueberlegenheit, mit welchem sie in echtem Bauernstolz auf die Brüder hinabblickten, von denen sie losgerissen worden.

Heute sind sie, was der Gedanke, die Gewohnheit einer sich über alle Völker erhebenden Nation aus ihnen gemacht hat. Ihre Väter, ihre Söhne haben in der französischen Armee gedient und die Lorbeeren derselben getheilt; ihre Söhne und Brüder dienen jetzt eben noch in der französischen Armee und theilten das traurige Loos derselben; ihre Söhne und Brüder bluteten in den mörderischen Schlachten für das gedemüthigte Frankreich, und was also diesem geschah, das geschah auch ihnen. So,

legirten und Stationirten der Johanniter standen lauernd auf den Perrons und redeten wohl diesen oder jenen ankommenden Herrn mit der Frage an, ob er etwa „Liebesgaben" bringe.

Ich will Niemanden verletzen, aber es kommt mir zuweilen vor, als herrsche eine Art von Concurrenz unter diesen Männern. Jeder will sein Magazin so hoch vollstopfen wie möglich, und so werden denn die Magazine allerdings gefüllt, aber für die Mittel zur Weiterschaffung wird wenig gesorgt; die Vorräthe verfaulen und versauern, und die Liebe hat also umsonst gegeben. Der wäre ein schwer reicher Mann, der nur besäße, was hier elend von den patriotischen Gaben verkommt und als unbrauchbar bei Seite geworfen wird.

Von den Schlachtenbummlern mag wohl die Mehrzahl schon nach Hause zurückgekehrt sein. Es ist kein Vergnügen, in Regen und Kälte sich umher zu treiben, und besser ist's, jetzt daheim im Wirthshause zu sitzen und von den großen Dingen zu erzählen, die man geleistet hat. Diese Species hat übrigens noch einzelne seltene Exemplare zurückgelassen. So saß z. B. in Weißenburg im Gasthause eine englische Wittwe von einigen dreißig Jahren, die für ihren Thatendrang keinerlei Gegenstand zu finden vermocht hatte. Sie war von England zum Kriegsschauplatze gereist, um Verwundete zu pflegen; jetzt aber hatte sie bereits 48 Pfund ausgegeben und noch nicht einen einzigen Verwundeten in die Hände bekommen. Die Sanitätsbeamten konnten ihr auch in Weißenburg keinen liefern, trösteten sie aber mit der Versicherung, man habe nach Homburg an die Königin telegraphirt, ob nicht dort für sie Verwendung sei.

Die weibliche Natur zeigt auch in diesem Kriege wieder Beispiele von Muth und Unerschrockenheit, die nicht genug zu bewundern sind. In so manchen Städten und Dörfern haben sich die Männer feige verkrochen und ihren Heerd verlassen, wenn der Feind einzog, die Frauen blieben und

vertheidigten ihre Häuslichkeit. Als ich bei Villeneuve kürzlich ein vor der Thür stehendes Ehepaar anrief, um mir den Weg zeigen zu lassen, glotzte mich der Mann erst mit weit aufgesperrtem Maule an, und als ich mein Verlangen wiederholte, nahm er seine Beine unter den Arm und lief ins Haus. Die Frau schämte sich seiner offenbar, als die in der Nähe stehenden Soldaten ihn auslachten, und trat zu mir heran. „Merci, Madame, de votre bonté," sagte ich ihr, „les femmes ont plus de coeur que les hommes." — „Vous avez raison, Monsieur," antwortete sie mit einer Miene, als verstehe sich das von selbst.

Wo man in Frankreich ein Quartier beziehen mag, dessen Wirthsleute nicht abgezogen sind, führt die Frau das Regiment und natürlich auch das Wort. Der Mann ballt entweder ohnmächtig die Fäuste in der Tasche, oder begegnet dem ungebetenen Gast mit plumper, süßsaurer Höflichkeit; die Frau hingegen läßt uns mit angeborenem Tact durchblicken, daß sie uns viel lieber im Lande des Pfeffers als bei sich sehe, aber sie erfüllt die Pflichten der Wirthin mit der äußersten Vorsicht und spendirt dem Gaste allenfalls auch ein Lächeln, wenn er sich besonders liebenswürdig und bescheiden zeigt.

Die Leute haben hier übrigens den Unterschied zwischen der deutschen und französischen Armee längst herausgefühlt. Erst gestern sagte mir die Wirthin einer ganz ordinären Dorf-Auberge, als sie sich seufzend zu mir wandte und mich bat, ihr zu dolmetschen, was eigentlich die Soldaten drüben im Zimmer verlangten: „man darf ihnen nicht böse sein, die Soldaten machen es alle so und unsre sind noch schlimmer als die Ihrigen, denn bei Ihnen muß Jedermann Soldat sein, auch der gebildetste, während unseren Soldaten nichts heilig ist!"

Vorgestern erzählte mir der Inspector des Bahnhofes von Nancy, dem ich manchen Dank für seine Freundlichkeit schuldig bin, von einem erhebenden Moment, welchen das Zusammentreffen deutscher und französischer Truppen

in diesem Bahnhofe herbeigeführt. Es war nämlich ein großer Transport der bei Sedan gefangenen Franzosen im Bahnhofe eingetroffen, darunter etwa 300 Officiere, die auf ihre Weiterbeförderung warteten. Die Gefangenen erlaubten sich Spottreden und gingen in Tumult über. Zum Glücke befand sich eine Abtheilung würtembergischer Soldaten im Bahnhofe, durch die eine wirkliche Meuterei verhindert werden konnte. Die französischen Officiere hatten keine Gewalt mehr über ihre Mannschaften, wurden von diesen verlacht und benahmen sich auch nicht besser als die Soldaten. Plötzlich kam ein Zug mit Preußen an, der sich ebenfalls auf dem Perron aufstellte. Die Franzosen, als sie die deutschen Truppen sahen, begannen die Marseillaise zu singen. Da brauste plötzlich die Melodie der Wacht am Rhein durch die weite Bahnhofshalle aus tausend Kehlen der deutschen Soldaten. Preußen und Würtemberger umarmten sich Angesichts der Franzosen. Die Marseillaise war verstummt und die französischen Officiere versteckten sich in den Waggons.

Metz also hat capitulirt. Welch eine Wendung der Dinge, seit wir eine Armee wie die vor der Festung gelagerte über ganz Frankreich ausdehnen können! Die kleinen Festungs-Commoden wie Schlettstadt, Breisach, Mezières können uns sehr gleichgültig sein, denn auf die paar Bataillone Landwehr, welche ihre Bewachung verlangt, kommt es nicht an, und so bald sie die Nachricht von dem Fall der großen Veste haben, werden auch sie sich ergeben. Unsere Etappen werden fortab viel stärker sein und den Francstireurs wird man leichter das Handwerk legen, gerade jetzt wo sie übermüthiger als je geworden und man hier schon gezwungen ist, nach einigen Anfällen selbst die Kranken-Transporte escortiren zu lassen. Namentlich die Tunnels bei Lützelburg und die bei Château-Thierry verlangten in letzter Zeit besondere Ueberwachung; man hat Baracken an beiden Ausgängen errichten müssen, um die Wachen zu beherbergen, und auf ein-

zelnen Eisenbahnstrecken sind die Posten verdoppelt worden, da man selbst in der Mitführung von Geißeln nicht mehr genügende Garantie sah.

Diese armen Geißeln machen immer ein jämmerliches Gesicht, wenn sie so auf der Maschine dastehen, und sie sind zu bedauern, diese Bauern-Maires und sonstigen Würde-Personen, die man sich zu diesem Zwecke aufgreift. Oft, ja täglich liegt ein Eisenbahnzug acht und zwölf Stunden unbeweglich an einer Station, ohne vorwärts zu können und der gute Bauer muß aushalten ohne eine Miene zu verziehen mit der Besorgniß, daß die Herren Franctireurs auf die Rettung des Vaterlandes viel mehr Gewicht legen, als auf die armselige Person eines blaukitteligen Maire's, für den man schon einen Anderen findet, wenn die Gloire verlangt, daß er gerädert werde.

Ich schließe, um in einer halben Stunde nach Metz zu gehen, um wo möglich noch beim Einzuge zugegen, dann aber auch noch zum 1. November, dem Tage, an welchem das Bombardement beginnen soll, wieder vor Paris zu sein. Wie ich das machen werde, weiß ich noch nicht, aber was gemacht werden kann, wird eben gemacht.

Der erwähnte Luftballon ist gestern richtig von den Unsrigen abgefaßt worden. Er trug eine Rolle vom pariser Kriegs-Ministerium, die eben von der hiesigen Etappen-Commandantur ins Hauptquartier gesandt wird.

Ars sur Moselle, 30. October.

Wieder ein großer und bedeutsamer Act in dem blutigen Drama zu Ende! Als bei Sedan die Nachricht durch die Reihen der Unsrigen lief, nicht nur die Festung mit fast hunderttausend Mann, sondern auch der Kaiser selbst habe sich ergeben, sah Jeder hierin einen kriegshistorischen Act, wie ihn die Weltgeschichte kaum noch einmal aufzuweisen hatte, und doch stand uns noch ein anderer Moment bevor, der jenen überbot: die Besatzung von Metz mit 173,000 Mann übergab sich ohne einen letzten ver-

Boulevards spazieren ginge; wenn die Damen des Hofes solide werden und aus der Aristokratie keine Skandale mehr in den Kaffeehäusern zu erzählen sind! Womit soll sich die pariser Presse ernähren, wenn sie nicht täglich ihrem Publikum die pikantesten Abenteuer jener Damen erzählen kann, die ihr Tabouret im kleinen Abendcirkel der Kaiserin hatten? Von den Theaterdamen und den Göttinnen des Berges Breda fortwährend zu erzählen, hat keinen Reiz, denn jeder, der einige Bankbillets in der Tasche hat, kann dergleichen Abenteuer selbst erleben, und zudem riechen sie nach Eau de Carmes und nicht jeder liebt die Fettschminke. Das Publikum ist gewohnt, die Skandale aus der hohen Sphäre zu hören, aus welcher Feydeau seine Comtesse Chalis schöpfte; die pariser Chroniqueure werden also aus Verzweiflung sich dem Absynth ergeben und das pariser Volk wird schließlich der heiligen Cocotte, der Märtyrerin der Politik, eine Bildsäule errichten.

Einstweilen hat diese Journalistik allerdings noch Stoff genug in den Hetzereien gegen die Deutschen, in der Aufzählung aller Schandthaten dieser barbarischen Horden, und mit allem Recht ist man im Hauptquartier von Versailles empört über die brutalen Dummheiten, mit welchen die pariser Journale das Volk immer wieder in den nutzlosesten Krieg hinein zu treiben suchen. Einer der literarischen Flachköpfe der „Vérité“ gefiel sich neulich sogar darin, uns Deutsche seinem Publikum als vorsündfluthweltliche Riesen-Affen zu porträtiren, deren Misgestalt und Gefräßigkeit in der ganzen Naturgeschichte nicht ihres Gleichen finden. Und der Pariser, der bis zum Beginn

der Belagerung in seiner Stadt gegen 200,000 Deutsche täglich vor Augen hatte, war danach überzeugt, wir seien ungeheuerliche Geschöpfe, die auf die Bäume klettern, lebendige Hühner verspeisen und eigentlich nur in den Zoogischen Gärten aufgewahrt werden sollten. Ich glaube, wenn Graf Bismarck in Paris einzieht, er wird sich doch wol einige dieser Herren greifen und ihnen ein paar Tage Unterricht in der Sittengeschichte der Völker ertheilen lassen, um ihre Schulkenntnisse zu vervollkommnen.

Heute Abend beginnen nun die Friedensunterhandlungen mit Herrn Thiers als Sprecher der Commission, denn auch Jules Favre, der Pilote des Friedens, wird dem weit erfahrenern Collegen das Ruder überlassen haben. Man hält eine neue Verlängerung des Waffenstillstandes für wahrscheinlich, doch wird in dieser nothwendig schon die Garantie des endlichen Friedens liegen.

Versailles, 22. Februar.

Gestern war Fastnacht und so ist heute denn in Gottes Namen Aschermittwoch, weil es einmal so im Kalender steht. Die Enthaltsamkeit predigt ihnen heute Keiner in Paris, weder Hyacinthe, noch der Leib-Bauer der Kaiserin; sie haben gefastet wie niemals; sie haben auch nicht an den Carneval gedacht, nur die Straßenjugend machte es wie die Weiden, die im ersten Frühling ausschlagen, wie die Vögel, die mit dem ersten warmen Sonnenstrahl in den Zweigen der Bäume zu quinquilliren anfangen, und was sonst die großen Waldhörner im Carneval bliesen, das summten und pfiffen sie in den Gassen:

Avez-vous connu Madeleine,
La jeune fille aux yeux bleus —
Tous les chasseurs en étaient amoureux.

Die Melodie lag der lieben Jugend in den Kehlen, und während sie die bunten deutschen Uniformen sich auf dem Schloßplatze tummeln sahen, summten sie die lustigen Waldhornsklänge, weil es eben im Kalender stand.

Wie lustig und übermüthig ging's sonst in der letzten Carnevalsnacht in Paris zu, und wie dumpf und still ist's diesmal gewesen! Und dennoch konnte der pariser Hanswurst sich nicht verläugnen; er mußte seinen Boeuf gras haben, den er sonst als Sinnbild seiner Knechtschaft jubelnd in die Tuilerieen vor den Kaiser führte, und das heute vor der ganzen Welt so tief gedehmüthigte Paris gefiel sich darin, dem Zuge des Boeuf gras die preußische Pickelhaube aufzusetzen und eine der geschmacklosesten Caricaturen herzustellen, für die nur ein Volk in seiner elendesten Verkommenheit noch Sinn haben könnte, nicht einsehend, daß es sich selbst damit an den Pranger stellte.

Aber es ist unmöglich, mit dieser Nation zu rechten. So übermüthig wie sie im Glück gewesen, so ungereimt ist sie im Unglück. Paris ist nur verkauft, verrathen worden, wie alles, was das unbesiegbare Frankreich erlitten, nur durch die Schurkerei Derer geschehen konnte, welche es für die Besten hielt — was müssen die Anderen alle erst für Lumpen sein! Was ich früher schrieb, hat sich vollkommen bestätigt; wer sich opferte in der Zeit der Gefahr, der wird jetzt an den Galgen gehängt, und wenn das so fortgeht, wird es bald in ganz Frankreich keinen

Patrioten mehr geben, der das Wohl des Vaterlandes über seinen ehrlichen Namen stellte.

Mit einer Einmüthigkeit, die eine Nation charakterisirt, welche sich ins Meer geworfen, ohne schwimmen zu können, verließ sich denn auch Alles auf Thiers, den Mann, der mit allen politischen Seifen gewaschen, der als Steuermann mit allen Staatsschiffen auf den Sand gelaufen und in seiner Stehauf-Natur mit seiner Dickhäutigkeit allein noch helfen konnte. Thiers konnte nicht mehr Verräther werden, denn er war es schon lange in den Augen aller französischen Parteien. Die Rothen verfluchten ihn als den Erbauer der Forts, von welchen jetzt die preußischen Kanonen ihre Hälse über Paris strecken; die Epiciers und die Bauern, also die Majorität, sahen in ihm den einen einzigen einflußreichen Mann der Republik, dem Bismarck noch einen Stuhl anbieten werde, und so ward denn Thiers, der Mann, der sich in allen Sündfluten Frankreichs als wasserdicht gezeigt, mit dem ganzen Vertrauen einer Nation und mit einer Mission geehrt, die man Angesichts der Unbeugsamkeit Bismarck's und seiner Forderungen eben so gut dem ersten besten Notar hätte übertragen können.

Die Commission ist also seit vorgestern hier in Versailles. Ihrer fünfzehn sind gewählt. Thiers fährt hin und her zwischen Paris und dem Bundeskanzler-Amt, feilscht um den Frieden und drückt sich um die Milliarden, während man doch vor wenigen Wochen noch in Paris 20 Thlr. für eine Gans gezahlt hat; er erreichte auch eine nochmalige Verlängerung des Waffenstillstandes, aber eben

nur eine Spanne Zeit, lang genug, um sich die Frage zweimal beschlafen zu können, ob es besser, das Land nur halb oder ganz verwüsten zu lassen.

Inzwischen ist man unsererseits auf Alles gefaßt. 48 Stunden mehr sind für die Reorganisation der über=all geschlagenen französischen Armee von keinerlei Einfluß.

Deutschland hat gegen 800,000 Mann auf fran=zösischem Boden, Truppen, die nach vierwöchentlicher Rast so frisch und flott, wie sie ausgezogen; ohne jede Ueber=anstrengung ist es uns möglich, in wenigen Wochen die Million voll zu machen, mit den nachrückenden jungen Mannschaften die Etappen zu besetzen und die krieggeübten Truppen zur schnellsten und energischsten Operation zu verwenden. Welch' ein Schimmer von Hoffnung bleibt also Frankreich, selbst wenn es im Stande wäre, eine gleiche Anzahl ungeübter, schlecht bewaffneter Leute in's Feld zu schicken. Und welch ein Schicksal stände Paris bevor, wenn es zu einer wirklichen längeren Occupation käme, die selbst jetzt kaum vermeidlich sein wird während der Zeit, die von den Präliminarien bis zum wirklichen Abschluß des Friedens verstreichen muß!

Niemand glaubt hier an den Wiederbeginn des Krieges, und dennoch bestreitet auch Niemand die Mögli=keit. Alle Maßregeln bis in die kleinsten hinein sind, wie gesagt, auf diese Möglichkeit hin getroffen, selbst die Mit=glieder der freiwilligen Krankenpflege, welche ihre Thätig=keit beendet zu sehen glaubten, sind ersucht worden, wenig=stens bis zum 26. noch auszuharren, und so könnt' es denn den todesmuthigen Söhnen der „noble France“

Dieselbe Ueberhebung trieb auch dazu, Metz nur zum Depot für die Kriegsmaterialien beim Einzuge in Deutschland zu bestimmen; Niemandem fiel der Gedanke ein, daß Metz für die Defensive eingerichtet werden müsse, denn Niemand hielt es für denkbar, daß die Deutschen den Fuß auf französischen Boden setzen könnten.

Diesem Leichtsinne verdankt Metz seinen Fall, und nur eine Armee, die stärker und ausdauernder in der Defensive als die französische, würde Metz mit der Kraft und dem Muthe, welchen die Verzweiflung einflößt, länger gehalten haben. Die französische Armee ist nicht groß im Dulden und Entsagen; hundertfach ist es in diesem Feldzuge bestätigt worden, daß die Soldaten auf dem Marsche, wenn es ihnen schlecht erging, ihre Gewehre von sich geworfen, ihre Hände in die Hosentaschen gesteckt und ihren Officieren ins Gesicht gelacht haben. Eben so factisch ist es, daß sie in der Festung Metz, wie schon in Sedan, ihren Vorgesetzten den Gehorsam verweigert haben, in offene Meuterei ausgebrochen sind. Die Einwohner von Metz, selbst die patriotischsten, erzählen, daß die Soldaten während der letzten vier Wochen in ihre Magazine, in ihre Häuser, sogar in ihre Keller eingedrungen sind, weggenommen haben, was sie fanden, und den Bürgern allenfalls das Geld dafür vor die Füße geworfen haben. Endlich bestätigen sich auch die Zwistigkeiten des Commandanten mit Bazaine, und wenn hier also von Verrath gesprochen werden kann, so trifft die Schuld nur denselben Leichtsinn, der die Nation überhaupt ins Verderben geführt hat.

Aber Verrath schrieen sie ja schon zu Anfang des Krieges! Sie waren immer verkauft und verrathen, wenn sie geschlagen waren. Alle ihre Generale mit Ausnahme kaum eines einzigen haben sie schon als Verräther erklärt, und wenn sie die wahre Quelle ihres Elendes auch nach diesem für sie so verhängnißvollen Kriege nicht einsehen lernen, so wird der nächste Feldzug gegen Deutsch-

land, den sie jetzt schon im Geiste beginnen, für sie noch viel entsetzlicher werden.

Man muß die gestern in Metz erschienenen drei Zeitungen lesen, um ob der Kindereien die Hände über dem Kopfe zusammen zu schlagen, welche die Presse selbst am dritten Tage nach Unterzeichnung der Capitulation der Bevölkerung vorschwatzt. Die Preußen sind bereits in die Festung eingezogen, die ganze Armee Bazaine's lagert entwaffnet auf der Wiese unterhalb Frescaty, und das Journal de Metz beginnt seine Nummer vom 29. mit der Marseillaise mit „le jour de gloire est arrivé“ und einem langen Artikel des Anfanges: „Non, nous ne voulons pas capituler!“ — während die anderen beiden Journale, von denen das eine in Trauerrand erschien, sich mit dem Gedanken trösten, Metz werde nicht deutsch werden, es könne nicht deutsch werden, die ganze Sache werde mit Geld abzumachen sein. Uebrigens, heißt es, sei Garibaldi an der Spitze von 200,000 Mann im Anzuge, die Belagerung von Verdun aufgehoben und die preußische Armee vor Paris sterbe vor Hunger!

Mitleid ergreift mich, wenn ich diese Leute sich selbst so belügen höre! Als ich heute Morgen von Ars sur Moselle den Weg nach Metz machte, sah ich schon aus der Ferne den dichten Qualm der französischen Lagerfeuer, aus welchen die grelle rothe Farbe der Reitermäntel mir entgegen leuchtete. Hier auf dieser Wiese, am Wege von Jouy nach Frescaty, hatte die gefangene Armee die Nacht hindurch bereits gelagert. Kräftige, schöne Gestalten, namentlich der Garde, standen truppweise um die Feuerstätten; bis hinab zum Ufer der Mosel, so weit das Auge reichte, ein einziges buntscheckiges Campement, umstellt von unseren Posten. Und drüben von Frescaty herab näherte sich noch ein anderer Zug; ganze Bataillone, die eben aus der Stadt herausgeführt wurden; Infanterie und Cavallerie, alle Regimenter durcheinander, alle mit frischen Gesichtern, an deren Färbung allerdings vielleicht die Winter-

kälte ihren Antheil haben mochte. Vielleicht übertreibt die Vorstellung ein wenig, die man sich unwillkürlich von einer durch Hunger zur Capitulation gezwungenen Armee macht, aber ich halte an der Ueberzeugung fest, daß diese Armee sich übergeben hat, ehe sie noch alle die Martern der Entbehrung erfahren.

Kein schönerer Entwurf für einen Maler, als dieses Lager, das übrigens lebhaft an das Inselager bei Sedan erinnert. Auch die Straße zur Stadt, vorüber an den Schützengräben unserer Vorposten, war angefüllt mit französischen Soldaten aller Waffen, die sich in kleinen Trupps zum Lager begaben. Die in die Mauern der Häuser gebrochenen Schießscharten, die Einschnitte und Barricaden bezeichneten unsere Postenlinie zur Rechten, während zur Linken das Fort Mont St. Quentin das ganze Moselthal beherrschend wie ein gebrochener Trotz herabblickte.

Die Häuser an der Straße waren zum Theil von den Granaten des Forts stark mitgenommen. Eine durch Schanzkörbe gebildete Barricade zeigte mir die französische Linie. Hinter derselben lag auch schon das Aas auf der Wiese bis zu der quer über den Weg laufenden Eisenbahn. Arg sah es hinter den vor dem Viaduct aufgeworfenen französischen Verschanzungen aus. Hier lagen getrocknete Gerippe und noch frische Pferdeleichen, aus denen ganze Stücke herausgeschnitten waren. Fetzen von Pferdefleisch hingen an den Wänden der Schanzen und lagen auf dem vom Regen durchweichten Boden umher. Hatte man doch in Metz dreizehntausend Pferde verzehrt, wahrscheinlich mit Einschluß der crepirten Thiere, über welche die Armen der Stadt noch begierig hergefallen waren.

Man wird mir einwenden, es sei das doch ein Beweis, daß die Noth dennoch bis zum höchsten Punct gestiegen. Aber man täuscht sich; der Ekel gegen das Fleisch des Pferdes ist nur ein Vorurtheil und uns selber wird es häufiger vorgesetzt, als wir es ahnen. Während der Belagerung von Kalafat schnitten sich die türkischen Sol-

daten und Officiere mit großem Behagen ihre Beefsteaks aus den erschossenen Pferden heraus, und als ich heute im Hotel in Metz mein Diner einnahm, war ich der festen Ueberzeugung, daß das in einer pikanten Sauce mir servirte Fleisch einem Schimmel oder Rappen gehört hatte, der dem Kriege als Opfer gefallen.

Ein betäubender Gestank herrschte um diese Schanzen herum. Der Viaduct war durch starke Barricaden gesperrt gewesen; in demselben stand bereits ein preußischer Posten. Hinter dem Viaduct sah es am schlimmsten aus, denn hier hatten die Truppen campirt. Fetzen und allerlei schmutzige Reste lagen in den Lachen des Feldes umher; einige Baracken waren im elendesten Zustande. Vor mir lag die Vorstadt mit dem Fort Montigny, alles schmutzig und verwahrlost. Preußische Soldaten lagen bereits in den Häusern, aus den Fenstern blickten die Bewohner mit stupiden Gesichtern, denen man es ansah, daß sie nicht wußten, ob sie sich freuen oder grämen sollten, denn die Aufhebung der Belagerung war ihnen willkommen.

Französische Officiere standen überall vor den Thüren, den unerläßlichen Spazierstock in der Hand, ohne Waffen, obdachlos und trotzdem die ihnen zur Abreise in die Gefangenschaft gewährte Frist nicht benutzend. Starke Detachements preußischer Soldaten zogen daher, Reiter sprengten durch die Straßen, die Fuhrleute schrieen durch einander, Commandorufe überstimmten den Lärm und der Himmel überdeckte das Ganze mit einem verdrießlichen Regenflor.

Hinter der Vorstadt die Bivouacplätze der abgezogenen Armee. Hier und da standen noch die Zelte, durchnäßt vom Regen, innen voll Unrath; die Stümpfe der abgehauenen Bäume waren schon vom Wetter geschwärzt. Ein flüchtiger Sonnenblick fiel über das schöne Moselthal zur Linken und wich dann wieder dem Nebelgrau. Von den hohen Außenwerken schauten noch die Kanonen herab. Der ganze Weg bis zur Brücke war mit abgemagerten Pferden angefüllt, denen über und über mit Schmutz be-

deckte, zum Theil betrunkene Cavalleristen schreiend ihre Beine in die Seite drückten. Ausgehungerte, jämmerliche Thiere grasten umher und rupften heißhungrig die spärlichen Grashalme aus, die sich hier und dort aus dem Boden hervorwagten. Zu Hunderten lungerten die französischen Soldaten, mit schmutzigen Uniformen, auf denen der Koth die rothe Farbe der Pantalons kaum noch durchschimmern ließ. Betrunkene Zuaven und Chasseurs, die sich schon im Schmutz gewälzt, taumelten mit geschundenen und blutrünstigen Gesichtern umher, vor sich hinglotzend und mit den Armen in der Luft umher fechtend. Umgeworfene Karren, Pferdeleichen, herrenlose Maulthiere, Marketenderwagen, um die sich eine hungrige Gruppe gesammelt, versperrten die Passage. In langen Zügen kamen die Wagen der Auswanderer, der unglücklichen Familien, die sich vom Lande in die Festung geflüchtet hatten. Kisten und Kasten, Betten, Matratzen, Sophas und Küchengeräth wälzten sich daher; die armen Leute führten auch ihre nöthigsten Habseligkeiten in ihre verödeten, vielleicht verwüsteten Häuser zurück, um ihren Heerd wieder aufzurichten und wohl vergeblich nach dem stillen Glück zu suchen, aus dem sie der Krieg emporgeschreckt. Von Thränen geröthete Augen der Frauen und Töchter, ingrimmige Gesichter der Männer, Ammen mit den Säuglingen in den Armen, Greise und Matronen, denen noch wenige Spannen vom Grabe das Schicksal eine so schwere Prüfung auferlegt — es war eine traurige Prozession, die gewiß noch viel mehr Elend in sich schloß, als ihre Physiognomie verrieth. Aus geschlossenen Equipagen, die bis oben mit Koth bespritzt und von Privatdienern geführt waren, blickten verwitterte, graubärtige Gesichter heraus. Französische Generale waren es, die ihrer Bestimmung nach Deutschland folgten und bei Zeiten die Festung verließen, um nicht von ihren eigenen Soldaten verhöhnt, vom Volke insultirt zu werden. Einige betrunkene Gardisten wollten in einem der Wagen sogar Bazaine erkannt haben und brachen in die ärgsten

noch ein Mann finden, der kein Verräther wäre, der sie nicht verkaufte, flackert immer wieder in ihnen auf.

Francisque Sarcey ist, wie schon neulich angedeutet, der Einzige, der es wagt, den Parisern den Spiegel vors Gesicht zu halten. Sarcey beginnt sein Tagebuch mit dem 19. Juli, mit der Kriegserklärung. Man saß in Paris bei einem Diner und sprach von dem Einzuge in Berlin. Einer der Theilnehmenden wagte zu behaupten, er kenne die preußische Armee und fürchte, daß dieselbe in zwei Monaten vor Paris stehe. Große Entrüstung. Paris, „die heilige Stadt, die Stadt der Civilisation"; kein Volk der Welt konnte den Frevel begehen, diese Stadt zu erobern. Mit Berlin freilich wär's etwas Anderes gewesen! Nach drei oder vier Schlachten konnte man in Berlin einziehen, und Emile Girardin schrieb ja eben einen Artikel, in welchem er detaillirte, wie man die Vandalen mit Kolbenschlägen auf den Rücken nach Berlin heimjagen werde. Sarcey sagt, der Krieg sei zwar gleich zu Anfang nicht ganz populär gewesen, aber da man ihn für unvermeidlich hielt, so hatte man ihn lieber heute als morgen.

Als Gegenstück zu diesem Diner erwähne ich eines Soupers, dem ich am Abend des Eintreffens der Kriegserklärung in Berlin beiwohnte. Keiner der Gäste dachte an einen Einzug in Paris; jeder betete nur innerlich den Wunsch, den Feind an den Grenzen des Vaterlandes zurückgeworfen zu sehen. Weiter hinaus schweifte keiner der Gedanken. Es war das eben der Unterschied zwischen der französischen Selbstüberhebung und der deutschen Bescheidenheit.

In Paris schrie man: à Berlin! In Deutschland ging Alles in stillem, feierlichem Ernst an das schwere, blutige Werk, und Gott und die deutsche Kraft haben es gekrönt. Sie hätten aus Berlin mit der größten Berechtigung des Siegers die Hauptstadt des Markgrafenthums Brandenburg gemacht, und diese Nation, welche das unbestreitbare Verdienst hat, die besten Pasteten zu backen, die schönsten Perrücken, Cylinderhüte, Wattons und Corsets zu fabriciren, die sich die Hauptstadt der Civilisation nennt, weil sie glaubt, es drehe sich die Sonne um die Hemisphären der Cora Pearl, oder es scheine der Mond, nur um die Closeries der Lilas und den Garten von Mabille zu beleuchten, — diese Nation glaubt allen Ernstes, die ganze Welt gehe aus den Fugen, wenn man ihr das Indigenat der Straßburger Gänseleber-Pasteten abschneidet!

Ich komme auf das Buch zurück. Sarcey meint, als der Handschuh einmal gefallen, habe sich das ganze Volk ohne weitere Reflexion dem kriegerischen Humor hingegeben, der den Grundton im Charakter jedes guten Franzosen bildet. Unsere unbesiegbare Armee, unsere braven Soldaten, unsere alten afrikanischen Generale! rief man siegestrunken. Jeder Bürger roch schon Pulver und Alles kaufte bereits Fahnen und Lampen. In den Theatern sang man die Marseillaise und so ging die Geschichte weiter.

In den ersten Tagen des August kaufte Alles die Karten von Deutschland und bezeichnete sich mit Nadeln und Fähnchen die Stellung der französischen Corps. Aber

sollte aus Roggen- und Weizenkleie bestehen; ich sah jedoch ganz deutlich den Hafer daran.

Seit vier Wochen schon hatte man kein anderes Brod in Metz gehabt, von morgen ab sollte aber wirklich der Noth ein Ende gemacht werden, denn von Ars war bereits eine Million Rationen an einem Tage nach der Festung hineingesandt und in gleicher Weise sollte die Versorgung weiter gehen.

Uebrigens zeigten sich bereits Spuren wiederkehrenden Wohllebens. Ich sah Hühner, Kapaunen, Gänse durch die Straßen tragen; an den Fenstern standen straßburger Gänseleber und andere Delicatessen. Wie schon gesagt, vor Hunger ist Niemand gestorben; man hat der Noth ein Ende gemacht, als sie unerträglich wurde, und ich bin überzeugt, diejenigen, welche jetzt am lautesten über Verrath schreien, würden in der heure suprème dem Feinde am ersten die Thore geöffnet haben.

Am meisten bedenklich ist allerdings wohl die Zahl der Kranken in der Festung gewesen, die sich mit Einschluß von 4000 Officieren auf 34,000 belief. Die unter den Wällen lagernden Truppen Bazaine's müssen in der anhaltend nassen Witterung bedeutend gelitten haben; die Lagerplätze zeugen noch jetzt von dem Zustande, in welchem sie verlassen wurden.

Sehr praktisch war der Wagenpark auf dem Place Royale eingerichtet. Man hatte hier das ganze Material der Eisenbahn zusammengefahren und in langen Reihen aufgestellt; eine Holztreppe führte in jeden Waggon; Lazareth und Baracke waren hier beisammen, und über das Ganze ragte die Statue des Marschalls Ney hervor, dem man anstatt eines Trauerflors eine französische Fahne in den Arm gesteckt hatte. Die großen Casernen, die Magazine, die Reitschule am Platze waren alle geleert; im Hofe der Cavallerie-Caserne lagen die abgelieferten französischen Waffen in ungeheuren Haufen; auf dem Hofe der Genie-Caserne trieben ein paar Betrunkene ihr Unwesen; sie

schimpften auf Napoleon, auf Bazaine, auf Coffinières und suchten immer von Neuem ihren Trost in der Feldflasche.

Wie Sedan, war auch Metz wieder ein großer Roßmarkt. Die Officiere mußten ihre Pferde verkaufen, schienen aber einstweilen noch auf hohe Preise zu halten. In den Vorstädten namentlich liefen die abgemagerten Mähren wie die Hunde umher, herrenlos, ohne Nahrung, in ganzen Rudeln jedem Leiterwagen nachrennend, auf welchem sie ein Bund Stroh liegen sahen. Die armen Thiere waren in einem bejammernswerthen Zustande; selbst der Metzger hätte kein Pfund Fleisch aus ihnen herausgeschnitten. Eben so elend waren die Maulthiere, die zu Hunderten auf der Chaussee, an der Brücke, auf den Feldern umherliefen und aus dem Koth sich noch einige Nahrung herausuchten. Der Hunger der Pferde und Maulthiere war so arg, daß sie sich von den Koppeln losrissen, wenn sie einen Grasfleck bemerkten, während andere schon dem Hungertode so nahe waren, daß sie hin und her wankend da standen und vor unseren Augen zusammenbrachen.

In der Stadt ging Alles in Ruhe und Ordnung vor sich. Die französischen Officiere drängten sich vor dem Hotel de l'Europe, die Mannschaften sammelten sich allmälig, um zu den ihnen angewiesenen Lagerplätzen zu marschiren. Nur in den Vorstädten sah's toll und wüst aus. Hier lagen noch am Abend die Betrunkenen zu Dutzenden in dem fußhohen Lehmschlamm; mitten im Wege sah man die Rothhosen dastehen, wackelnd, um sich schlagend, taumelnd und endlich in den Koth sinkend. Heerdenweise wurden die Pferde davon geschleppt, wohin, ich weiß es nicht.

Heute Morgen erwartet man nun das Marschtableau für sämmtliche Corps, über deren Bewegung nach Paris und dem Süden Frankreichs ich gestern bereits gemeldet. Einzelne Regimenter sind schon seit gestern auf dem Marsche. Möchten doch die Regenmassen sich endlich erschöpfen, mit denen uns der Himmel heute von Neuem überschüttet!

verlierend vor dem Feinde, der hundert Stunden vorwärts drang — da erhob sich nur ein Schrei gegen den unglücklichen Feuilletonisten. Man nannte ihn einen „Prussien", denn es galt als ein Verbrechen, Europa diese Wahrheit zu verrathen. Uebrigens hatte er sich geirrt, „denn wie war es nur denkbar, daß die Heroen von der Alma, von Magenta und Solferino vor Panduren geflohen seien!"

„Panduren!" ruft Sarcey. „Wir nannten sie Panduren, Hunnen und Vandalen, überhäuften sie mit Schmähungen, und allen Ernstes, denn wie Viele waren leider unter uns fähig, die Fortschritte zu beurtheilen, die das kleine, unbedeutende Preußen, das sich uns plötzlich so formidabel zeigte, nicht nur in den Waffen, sondern auch in den Wissenschaften und Künsten gemacht, die doch der Schmuck des Friedens sind!"

Als der erste Schrecken überwunden, faßte Paris mit seiner natürlichen Elasticität wieder neue Hoffnung. Ollivier ward abgesetzt, Palikao, dieser alte Fuchs, kam an's Ruder. Er hatte gesehen, daß die Fanfaronnaden der gefallenen Regierung nichts mehr galten, er befolgte also das entgegengesetzte System und unterdrückte alle Nachrichten über die militärischen Operationen. Täglich, am Schluß einer Sitzung, nahm er einen Minister bei Seite und raunte ihm zu: „Wenn Paris wüßte, was ich weiß, man würde heute Abend illuminiren!" Dabei legte er den Finger auf den Mund. Der Intime erzählte dasselbe seinen Intimen: „Ich darf nichts sagen, aber Alles steht gut!" — So erzählte Einer dem Anderen, und nahm man einen General

in's Gebet, so antwortete er: „Ich kann nicht mehr und nicht lauter sprechen, denn ich habe seit zwanzig Jahren eine Kugel in der Brust, die mir das lange Sprechen versagt!“ — Und das Publicum rief mit Ekstase: „Welch ein Mann! Er hat seit dreißig Jahren eine Kugel in der Brust!“

Die Journale waren natürlich geschwätziger. Sie erhielten mit tausenderlei phantastischen Schilderungen die Pariser in Athem und ließen an einem einzigen Tage 20,000 Preußen in einen Steinbruch fallen und elend darin umkommen. Die Pariser zählten alle die Preußen, die schon getödtet sein mußten, und das Heer des Xerxes selbst konnte kein so entsetzliches Blutbad erlitten haben wie sie. Paris lebte von den abenteuerlichsten Erzählungen, und doch gab es einzelne Stimmen, die böse Nachrichten dazwischen warfen.

Es hatte sich die Mittheilung verbreitet, daß Bazaine in Metz eingeschlossen sei. Unglaublich nach all' den glänzenden Berichten! Man sandte Regimenter über Regimenter an Mac Mahon, der in Chalons lag und eben eine neue Armee bildete. Aber diese erregte kein Vertrauen, weil sie größtentheils aus Mobilen bestand, die singend oder betrunken in Fiakern, auf Karren oder in Unordnung zu Fuß aus Paris hinaus gezogen waren und deren Marsch mehr einer Descente de la Courtille, einem Maskenscherz, als einer Truppenbewegung geglichen. Auch von Chalons kamen die tollsten Berichte über ihr Benehmen; sie hatten das Lager angezündet und ihrem General, der ihnen von Ehre und Vaterland sprach, unter die Nase

gelacht. Und inzwischen drang der Feind immer weiter in's Land. Eine Stadt nach der anderen ergab sich einem halben Dutzend durch das Thor hereinsprengender Ulanen; die Festungen wurden maskirt; die Deutschen waren schon in der Champagne. In vierzehn Tagen konnten sie vor Paris sein!

Zum zweiten Male dachte Paris an seine Vertheidigung, aber ohne Eile. Auf was wartete man, auf was verließ man sich? Auf irgend etwas Unvorhergesehenes, auf irgend ein Wunder, auf irgend etwas!

Und dieses Etwas kam. Mac Mahon sollte nach Norden vorgerückt sein und Bazaine die Hand gereicht haben, um ihn zu entsetzen. Man erzählte, Thiers habe sich vor Palikao auf die Kniee geworfen und ihn gebeten, diese Ordre zurück zu nehmen. Die Bevölkerung indeß war glücklich, denn die Gefahr entfernte sich dadurch von Paris. Man zählte mit Stolz die Regimenter unter Mac Mahon's Befehl, mindestens 180,000 Mann, die Blüthe der Armee! „Was mußte man von diesen beiden Generalen erwarten, von denen der eine durch seine Niederlagen noch größer geworden war, während der andere durch seine Energie und seine militairischen Talente glänzte!"

Da, eines Samstags, als man sich in Paris schon zwei Tage lang nach Neuigkeiten fragte, kam die Nachricht von einem großen Ereigniß. Man sprach Anfangs von einer großen Schlacht bei Sedan, in der das Glück sich bald nach der einen, bald nach der anderen Seite geneigt. Was aber war der Ausgang? Man wußte es nicht und wartete mit Fieberangst. Auf den Boulevards

stürmte man die Zeitungs-Kiosks; Alles schrie durch einander, Alles war in halbem Wahnsinn.

Sarcey erzählt, wie er in das Bureau des Gaulois ging und die Thür desselben sorgfältig verschlossen fand, die größte Bestürzung auf allen Gesichtern. Man zeigte ihm ein Journal, das einer der eben von Brüssel gekommenen Reporter in seiner Tasche mitgebracht — die Capitulation von Sedan, schon 36 Stunden alt. Und Niemand wußte davon ein Sterbenswort in Paris! Der Chef-Redacteur ging mit diesem Journal in der Hand zum Polizei-Präfecten. Der letztere ließ den Kopf hangen. Die Nachricht war nur allzu wahr. Niemand wagte es, sie der Bevölkerung mitzutheilen, und doch war am nächsten Morgen, am 4. September, die Republik proclamirt.

Seltsam genug und dennoch so erklärlich durch den Character des Parisers! Mit diesem Schritt war alle Furcht beseitigt. Unter dem Schutze der Republik glaubte man sich geborgen. Wer könnte einer souverainen Republik etwas anhaben! Alle Gesichter klärten sich, alle Herzen jubelten. „Lacht nicht!“ ruft Sarcey. „Es war das eine Stunde der tollsten Freude für Paris, denn man war überzeugt, die Preußen würden vor dem bloßen Worte Republik zurückschrecken!“ Sarcey gesteht, daß er selbst von dieser Illusion hingerissen wurde und nie eine so reine Lebensfreude gefühlt habe wie damals.

Am nächsten Morgen erfuhr Paris die Composition des neuen Gouvernements, das die schwere Mission usurpirt hatte, Frankreich zu retten. Nur zwei oder drei Namen

besetzten Dörfer vom Feind auch nicht mehr geschont, vielmehr täglich mit Massen von Geschossen schwersten Kalibers bis hinab zum leichten Feldgeschoß beworfen und die Truppen von ihnen belästigt.

Der gegen die Marne zu gelegene Bogen (Schloß Boulangis einschließend) und die auf dem linken Marne-Ufer gelegenen Häuser von Joinville befinden sich in Händen des Feindes und werden täglich in diesem Terrain kleine Vorposten-Gefechte, namentlich zum Zweck Kartoffelsuchens, geliefert, in welchem die Kanonen der drei flankirenden Forts die Schutzrolle übernehmen. Der größte Ausfall letzterer Zeit war der gegen Champigny und Le Plant gerichtete vom 21. October, in welchem drei Bataillone der Franzosen von Joinville die deutschen Vorposten zurückzudrängen suchten. Am 31. October fand ebenfalls noch ein kleines Vorpostengefecht von zwei französischen Compagnieen gegen die von Champigny vorgeschobene Feldwache statt. Die Position der Unsrigen ist an diesem Puncte in so fern eine sehr heiklige, daß unsere Infanterie, sobald sie den Feind zurückwirft, stets in das Kreuzfeuer der oben genannten Forts und Redouten geräth, die mit Kanonen, Mitrailleusen und Chassepots zu arbeiten beginnen, während unsere Artillerie die Ordre hat, keinen Schuß abzugeben. Die Folge dieses unseres unverbrüchlichen Artillerieschweigens ist, daß die Pariserinnen den Krieg wie ein Amusement betrachten, jeden Nachmittag in die Forts hinauskommen, sich mit fliegenden Jupons auf die Wälle stellen und jeden gelungenen Schuß mit ihren zarten Händen beklatschen; man sieht die Damen sogar sich selbst an die Mitrailleusen stellen und das Geschoß abdrehen; wenn es also einmal nicht recht klappen, d. h. ganz losgehen will, so wissen unsere Soldaten immer, daß ein Frauenzimmer die Artilleristin spielt. Man macht es also zu Ende, wie man es zu Anfang machte, als Lulu an der historisch gewordenen Mitrailleuse bei Saarbrücken saß.

Von der Seine, 7. November.

Also kein Friede! Die Pariser haben, um uns ihre Freude darüber zu zeigen, heute schon seit dem Morgen wieder kanonirt und rings umher mucken sie auch schon wieder auf, seit sie erfuhren, daß die Friedensunterhandlungen nicht zu Stande gekommen sind. Es müssen noch immer gute und sichere Communicationen zwischen Paris und dem Landvolk bestehen, denn sie sind immer genau und schnell von den Beschlüssen der Regierung unterrichtet. Seit gestern also machen die Priester in den nicht verlassenen Dörfern die Runde in allen Häusern und rufen zum energischsten Widerstand auf, da der Sieg der guten Sache unfehlbar sei. Die Geistlichen erzählen von bevorstehenden großartigen Ausfällen, durch welche man die Deutschen niederwerfen werde, und vertheilen gedruckte abenteuerliche Berichte über die letzte Affaire vor Paris, in welcher die preußische Garde vollständig massacrirt worden sei. Paris werde Frankreich retten, versichern die Priester, wenn die Städte und Dörfer der umliegenden Departements stets zu Hülfe kämen, wennsie die Deutschen in ihren Cantonnements überfielen und nieder machten. In der That scheinen die Herren Franctireurs neuen Muth gefaßt zu haben, denn Metz ist nach ihrer Ueberzeugung gar nicht übergeben worden; die Preußen haben das Gerücht nur verbreitet, um Paris zu dupiren. Ein Pariser ist aber so dumm nicht, in diese Falle zu gehen! Trotzdem hat der erste Friedenshauch eine ganze Anzahl von flüchtigen Familien wieder aus ihren Verstecken hervorgeholt. Gott weiß, wo sie sich verborgen gehalten. Man sieht sie in ganzen Zügen auf den Landstraßen der Seine und Marne, mit hoch bepackten Wagen, auf denen sie ihre häuslichen Habseligkeiten wieder in ihre Dörfer zurück schleppen. Die armen Leute müssen größtentheils in den Wäldern gesteckt und viel gelitten haben. Sie erscheinen jetzt wieder am Tageslicht mit Kesseln und Casserollen, Tischen, Stühlen, Schränken und Betten. Eine Ziege,

das Befestigen der Wälle und Forts, die man in Paris immer nur als Spielzeug betrachtete. Jeder Pariser wußte mit Einem Male, was eine Bastion, eine Courtine, eine Lunette sei; jeder sprach wie ein alter Artillerist von der Enceinte mit ihren 94 Bastionen. Die Befestigungen waren vor etwa 30 Jahren angelegt, als man von den heutigen weittragenden Geschützen noch nichts kannte, es waren also bei ihrer Anlage einige Puncte vergessen, die heute dem Feinde sehr nützlich sein mußten, z. B. die Höhen von Châtillon, welche im Süden die Forts Vanvres, Issy und Montrouge beherrschen; im Nordwesten war die in einem langen Bogen auf sich selbst zurückkehrende Seine den Genie-Officieren früher als natürlicher Schutz erschienen und zwischen dem Mont Valérien und St. Quentin hatten sie eine große Lücke ohne Vertheidigung gelassen. Jetzt verlangten die Ingenieure achtzehn Monate, um ein Fort auf Châtillon zu erbauen, und man hatte doch kaum vierzehn Tage Zeit! Und die hinausgesandten Arbeiter schienen auch keine Lust und keine Eile zu haben; die Proclamation der Republik nahm ihnen jeden Sinn für die Arbeit, und so ging diese ihren Schlendrian.

Was aber trieben inzwischen die Preußen? Die Geschichte, schreibt Sarcey, wird das Geheimniß ihrer langen Unthätigkeit aufklären. Jeder erwartete, sie in 5 bis 6 Tagen nach Sedan über Paris herfallen, die Thore erzwingen zu sehen, während man erst am 19. die Spitzen ihrer Pickelhauben bei St. Denis erblickte. Die Einen dachten jetzt daran, sich mit dem Könige Wilhelm zu arrangiren, die Anderen schworen, sich bis zum letzten

Blutstropfen zu vertheidigen. Aber wie kam der König dazu, noch gegen eine Nation den Krieg fortzusetzen, die ihm doch nichts zu Leide gethan? Die Demokraten richteten große Anreden an die feindlichen Soldaten, die sie ihre „deutschen Brüder“ nannten, und hefteten diese Placate an die Mauern von Paris, ohne Zweifel, damit sie die Officiere Bismarck's lesen könnten. Man rechnete auch auf die Intervention Europa's, denn die Einnahme von Paris erschien Allen wie ein Frevel gegen die göttlichen und menschlichen Gesetze. Der Himmel selbst konnte ein solches Verbrechen nicht zulassen; die Erde mußte sich öffnen, um die Frevler zu verschlingen, welche die Hand an die heilige Stadt zu legen wagten! Ich bin überzeugt, die Mehrzahl ist bei diesem Glauben verblieben, bis der erste Schuß vom Mont Valérien fiel.

Das Gouvernement forderte alle bouches inutiles auf, Paris zu verlassen. Demnach zogen viele Wohlhabende mit Weib und Kindern ab; die Anderen sagten: wir müssen bleiben, wir müssen hier sein. „Ich werde zwar den Preußen nicht viel schaden können,“ hieß es, „denn ich habe nie ein Gewehr in der Hand gehabt; aber ich muß hier sein!“ Emile Girardin schnürte sein Bündel und drückte seinem Freunde die Hand, der ihn zum Bahnhofe begleitete. „Muth, mein Freund!“ rief der edle Emile mit Thränen in den Augen; „es gehört viel Muth dazu, Paris in einem solchen Augenblicke zu verlassen!“ Die Clubs begannen ihr Unwesen. Aber mit Reden läßt sich kein Feind zurückschlagen, und Soldaten hatte man nicht. Mac Mahon war vernichtet, Bazaine blokirt, diese

melheerde betrachtet, die eben nur zum Mästen da ist! Mit welch' einer Bewunderung, ja, Verehrung staunt die Bevölkerung deßhalb jetzt einen verwundeten Mobilgarden an, wie ich ihn kürzlich in Lagny auf der Straße gehen sah. Dieser Mann war ein Märtyrer, ein Held, desgleichen die ganze Geschichte nicht aufzuweisen hatte. Wer ihm begegnete, reichte ihm die Hand, die Frauen umringten ihn, ließen sich von ihm seine Großthaten erzählen. Ich glaube, der Mann hatte ein ganzes preußisches Bataillon vernichtet! Auch heute Morgen wieder Kanonaden von den Forts. Die unsrige hat noch nicht begonnen.

Hauptquartier Le Piple Château, den 8. November.

Ein Irrenhaus hat wenigstens den Vorzug, daß seine Direktoren gescheite Leute sind, in Paris aber sind die gegenwärtigen Führer fast blödsinniger als die blöde Masse. Kommt da Herr Thiers, nachdem alle Friedensversuche gescheitert, mit einer ganz neuen Idee, von der er sich Erfolg versprechen mußte, zum Grafen Bismarck und setzt ihm des Langen und Breiten seinen Plan auseinander. Man solle den Parisern einen 25tägigen Waffenstillstand gewähren, die deutsche Armee selbst solle während dieser Frist die Mühe der Verproviantirung übernehmen und die Gnade haben, sich inzwischen selbst zu verpflegen.

Graf Bismarck hört den berühmten Staatsmann ruhig an und fragt endlich: „Und was bieten Sie uns dafür?" — „Mais, la Constituante!" antwortet Thiers in der Ueberzeugung, damit eine ganz unmäßige Concession gemacht zu haben. Graf Bismarck dankt ihm ironisch für so viel Nachgiebigkeit und telegraphirt sofort nach Deutschland, die Friedensverhandlungen seien abgebrochen. Das also war der ganze Inhalt der Seifenblase, die das friedensbedürftige Europa vor sich aufsteigen sah! Sie werden dieser Tage in Paris schon am Hungertuche nagen und muthen uns zu, ihren Fourier zu spielen. Sie sind in ihrem tiefsten Unglück noch dieselben, die sie auf der

Höhe ihres Uebermuthes waren, und so konnte es geschehen, daß ein Geschichtsschreiber wie Thiers Vorschläge machte, die er in seinen Büchern gewiß mit den schärfsten Glossen begleitet haben würde. So ferner konnte die Dame Hamilton in alter Freundschaft für den gefallenen Kaiser den König Wilhelm ersuchen, doch die gefangene französische Garde ebenfalls nach Kassel zu schicken, um dort das zweite Kaiserreich im Auszuge zu retabliren!

Die wenigen Tage der Friedensaussichten haben natürlich nichts in der Situation geändert. Der Transport der Geschütze und der Munition geht jetzt wieder ununterbrochen wie früher vor sich, während die pariser Kanoniere durch die Abweisung der Waffenstillstands-Vorschläge wieder in ihren alten Paroxysmus zurück verfallen sind. Wie ich schon gestern schrieb, ist der Besuch der Forts bereits zu einer beliebten Unterhaltung der Damen geworden. Sie besuchen jetzt die Schanzen, wie sie früher das Bois de Boulogne besuchten; ja selbst die größte Noth stört ihre Laune nicht, und ich vermuthe, daß die Officiere noch die zarten Hände der Damen in den Schanzen zu küssen riskiren, da sie vermuthlich noch nicht die Blausäure unter den Nägeln tragen, mit denen sie den Preußen die Augen auszukratzen geschworen.

Heute ist auf der östlichen Seite von Paris Alles still; nur in langen Zwischenräumen brummen einzelne Kanonenschüsse. Es hängt das unzweifelhaft von der Laune oder auch von den Besuchen ab, welche die Forts empfangen. Das Wetter ist trübe; die herrliche Aussicht von dem Schloß Le Piple, dem Hauptquartier Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, ist mit einem dichten Schleier bedeckt und der Nebel hängt in den Bäumen der Parks, vor den Fenstern der Zimmer der Pompadour, auf deren für Frankreich so bedeutsame Spuren ich hier überall stoße. Der Besitzer des Schlosses, Herr Hottinger, Schwiegersohn des Frankfurters Beth-

mann, hat natürlich seit lange sein Eigenthum verlassen und ist in die pariser Mobilgarde getreten, während seine Gattin, eine Deutsche, vor ihren Landsleuten nach Tours geflohen ist. Klüger als er, hat es ein Amerikaner in der Nachbarschaft gemacht. Er hat auf seinem Schlosse seine Fahne aufgerichtet, befindet sich sehr wohl inmitten der Kriegsunruhen und empfängt die preußischen Officiere mit großer Gastfreiheit.

Merkwürdiger Weise liegt das Hauptquartier des 13. Armeecorps schon ganze acht Tage in diesem Schloß. Nichts natürlicher, als daß es morgen schon wieder aufbricht, um durch einen Marsch gen Süden eine der interessantesten Aufgaben zu übernehmen. Bisher ein fliegendes Corps, das seit seinem Einmarsch in Frankreich von den schleswig'schen Küsten die Aufgabe hatte, nicht an den Festungen vorbei, sondern über dieselben hinweg zu gehen, sie zu bombardiren und ihre Besetzung der Landwehr zu überlassen, wird das 13. Corps jetzt eine fliegende Armee, und da neben der 17. und 22. Infanterie-, der 4. und 6. Cavallerie-Division auch das 1. baierische Corps jetzt unter den Befehl des Großherzogs gestellt ist, vermuthlich in schnellen Märschen auf Tours operiren und wahrscheinlich vorerst in Chartres weitere Befehle erwarten.

Die Armee des Großherzogs tritt morgen früh ihren Marsch an und wird auf demselben wohl auch in dem gastlichen Ablis Quartier genommen werden, das von den Unsrigen zur Strafe für den Ueberfall unserer Husaren niedergebrannt wurde. Ich werde Gelegenheit haben, hierüber weiter zu berichten.

In den Tagen der Ruhe und der Erwartung sind die Ausflüge in die Umgegend interessante Parenthesen. Heute besuchte ich die in kurzer Entfernung von Le Piple Château gelegenen Schlösser Gros-Bois und Cercay; das erstere, als Besitzthum des Fürsten von Wagram, dem Stolz der Familie und der Gloire de France gewidmet, das andere, als Eigenthum des Ex-Ministers Rouher, ein

leichtfertig zurückgelassenes Archiv von ministeriellen Actenstücken der letzten Jahre.

Gros-Bois ist eine der glänzendsten Besitzungen. Das Schloß selbst trägt in seinem Parterre den Charakter eines großartigen Jagdschlosses, während im oberen Geschoß der Gemäldesaal unwillkürlich an die Deltapeten von Versailles erinnert. Sind in dem letzteren unter der vielfach künstlerisch unbedeutenden Glorification Frankreichs doch so manche Meisterstücke, so hat die Galerie Murat-Wagram-Berthier nur den Zweck, den Ruhm der Familie zu verewigen. Unter den im Eingang hangenden Hirschgeweihen befinden sich einzelne, die den Weg nach Deutschland als Trophäen hin und zurück gemacht haben.

Rouher's Schloß verräth mehr den pot-au-feu. Es hat nicht den Vorzug gehabt, vor jeder Zerstörung durch Einquartierung von Stabsofficieren geschützt zu werden, oder vielmehr, der Schutz kam zu spät, und so ist denn in den Wohnungen der Familie arg gehaust worden, ehe der Großherzog eine Wache vor das Schloß stellen lassen konnte.

Alles verräth in diesem Gebäude, daß die Familie hier ein glückliches Dasein geführt. Es ist kein übermäßiger Luxus darin, nichts spricht von der Anmaßung, welche das Schloß Wagram in jedem Winkel zeigt. Die Bibliothek und das Arbeitszimmer müssen die Stätten vielen staatsmännischen Nachdenkens gewesen sein; sie waren sehr stark mit Plänen, Zeichnungen und zahllosen Actenstücken angefüllt, die mit unvergleichlichem Leichtsinn dem Feinde Preis gegeben worden.

Viel interessantes diplomatisches Material ist hier in unsere Hände gefallen. Man fand die Originale von Schriftstücken, deren Copieen unserem auswärtigen Amt zugegangen sind; daneben sehr bemerkenswerthe Rapporte der Ministerien, z. B. einen langen Bericht, den mexicanischen Krieg betreffend, des Marine-Ministers über den General Prim und die zweideutige Rolle, welche er in

demselben spielte. Der General wird darin wie ein intriganter Abenteurer geschildert, der mit Hülfe der Verwandten seiner Frau, einer Mexicanerin, der französischen Regierung alle möglichen Possen gespielt. General Prim wird wenig erbaut sein über diese Charakteristik, die er vielleicht nächstens in den Zeitungen lesen kann.

Alle die wichtigsten Actenstücke sind vom Großherzog in Beschlag genommen worden; hätte ich die Zeit, noch in dem Rest herum zu stöbern, ich würde viel Merkwürdiges noch herausfinden. Aber es geht ja eben morgen früh vorwärts.

Bei meiner Rückkehr kam eben ein langer Wagenzug aus Paris des Weges. Es waren die Americaner, welche die Stadt verließen, ganze Familien darunter, wie es schien, auch einige Comtessen mit französischen Namen. Der Zug bestand aus etwa 80 Personen, die froh zu sein schienen, den Annehmlichkeiten eines Bombardements aus dem Wege zu gehen. Die armen americanischen Familien, die sonst mit Beginn des Winters nach Paris zu gehen pflegten, werden jetzt um ihre Saison gebracht, und doch hatten sie sich während der letzten Zeit schon in Paris so zu Hause gefühlt, obgleich vor einigen Jahren ein Ereigniß Unruhe unter sie brachte, nämlich die Verbannung einer jungen Americanerin von den Bällen und Soiréen der Kaiserin, in welchen sie so décolleté erschienen war, daß selbst die Damen der Tuilerieen ihre Toilette sehr shocking fanden.

Nachschrift. Heute am Abend werden alle Dörfer vor uns in Alarm gesetzt. Raketen steigen von St. Maur auf, die Kanonen donnern. Es wird aber nichts auf sich haben. Vielleicht ist bal champêtre in der Schanze. Vierzig Ueberläufer meldeten sich heute bei unseren Feldwachen, die erklärten, sie zögen die Gefangenschaft dem Hunger vor. Ich glaube doch, es brennt ihnen in Paris schon auf den Nägeln.

Toury, 12. November.

Erst heute komme ich dazu, einen in allen seinen Einzelheiten ganz genauen Bericht über das Treffen vom 9. bei Orleans zusammenzustellen und durch denselben den jedenfalls ins Abenteuerliche übertriebenen Bulletins der französischen Presse entgegen zu treten. Ich bitte den Leser, meine Angabe als bis ins Kleinste hinein authentisch zu betrachten, denn nur um der peinlichsten Genauigkeit willen enthielt ich mich in meinem gestrigen Berichte jeder Details, so lange ich ihrer nicht selbst Meister war.

Es unterliegt nach meiner Ueberzeugung nicht dem geringsten Zweifel, daß das Gefecht bei Coulmiers oder Orleans ein lange vorbereiteter und noch länger überdachter Schlag gewesen, dessen Wirkung allerdings weit hinter der Berechnung der Franzosen zurückgeblieben ist. Eben so zweifellos ist es, daß die Franzosen die Friedensverhandlungen nur eröffneten und mit allerlei albernen Propositionen in die Länge zogen, um ihre Süd-Armee zu organisiren und in die vortheilhaftesten Aufstellungen zu bringen. Ja, ich gehe noch weiter: Ich behaupte, der biedere Thiers selbst hat den Fuchs gespielt und ist geschäftig hin und her gelaufen, nur um dem Commandeur der Süd-Armee, General Paladine, Zeit zu seinen kriegerischen Maßnahmen zu verschaffen, denn während General v. d. Tann am 8. November Morgens 9 Uhr noch mit Herrn Thiers und dem Bischof Dupanloup in Orleans frühstückte und ihn in gutem Glauben an seinen redlichen Friedenswillen nach Beaugency escortiren ließ, hatte sich die französische Süd-Armee schon seit mehreren Tagen zu dem beabsichtigten Schlage vorbereitet und mit Muße und Sorgfalt in Schlachtordnung aufgestellt.

Schon an diesem Tage nämlich, am 8. November, sah man von baierischer Seite aus starke Colonnen marschiren, legte den Bewegungen aber kein allzu großes Gewicht bei, da die Colonnen wieder zurückgingen. Selbst am Tage vorher, am 7., hatten die Recognoscirungen der Baiern

ähnliche Rapporte gebracht; es war also vorauszusehen, daß nach Abbruch der Friedensverhandlungen von Seiten der Franzosen ein Hauptschlag geführt werden solle.

Einer solchen Eventualität gegenüber stand nun allerdings das erste baierische Corps sehr isolirt und auf sich selbst angewiesen da. Es fehlte ihm jede wirkliche Verbindung mit der Belagerungs-Armee, die Etappen hinter ihm waren selbst unterbrochen, wie ich mich überzeugte, und auf das 13. Corps, auf das Herannahen der Central-Armee des Prinzen Friedrich Karl war in den nächsten Tagen noch nicht zu rechnen.

Ich weiß nicht, ob man in Versailles die Stärke der inzwischen gebildeten französischen Süd-Armee kannte, weiß auch nicht, ob General v. d. Tann genau von derselben unterrichtet war. Factisch ist, daß der Feind seine africanischen Truppen bis auf unbedeutende Garnisonen über das Mittelmeer herüber gezogen hatte, denn alle algerischen Truppentheile, Zuaven, Zephyrs, Chasseurs ꝛc., waren an dem Gefechte vom 9. betheiligt.

General v. d. Tann sah endlich den Feind zum Schlage ausholen; an schleunige Unterstützung war nicht zu denken, er war auf sich selbst angewiesen und wenig nutzte es, den Feind erst zu zählen.

Um den Schlag zu pariren, unternahm er schnell einen nächtlichen Marsch nach Coulmiers, ein Manöver, das ihn aus der Klemme zog, durch das er sich wenigstens aus den für ihn so gefährlichen Wäldern rettete, mit welchen das Terrain bedeckt ist, während er seine Cavallerie in ihren Stellungen beließ. Die Hauptstellung seines linken Flügels ward also abwärts an der Mauche (?) genommen; drei Bataillone wurden in Orleans als Bedeckung zurückgelassen.

Gegen 10 Uhr Morgens schon begann auch der Feind in starken Colonnen auf dem ganzen Bogen von Meung bis zur Straße von Châteaudun vorzugehen. Unser Gros hielt den Ort Coulmiers. Dahinter stand eine Reserve,

auf dem linken Flügel wurde La Reinardière besetzt und eine Brigade weiter abwärts an das untere Flüßchen detachirt. Die Cavallerie stand bei St. Peravy und erhielt den Auftrag, zur Deckung des rechten baierischen Flügels und der Verbindungslinie gegen den linken feindlichen Flügel vorzugehen.

Schon um 10 Uhr engagirte sich überall das Gefecht. Es ward vom Feinde mit sehr starker und zahlreicher Artillerie unterhalten, blieb aber lange Zeit im Stehen. Das Vordringen feindlicher Massen gegen den rechten baierischen Flügel (während an der unteren Mauche kein Angriff erfolgte) gebot die Abberufung der drei zur Bedeckung in Orleans zurückgebliebenen Bataillone, die Heranziehung der an der unteren Mauche detachirten Brigade und einen Stoß der in Reserve zurückbehaltenen Brigade gegen den feindlichen linken Flügel, dessen Spitze bereits St. Sigismond erreicht hatte.

Der linke Flügel des Feindes ward zurückgeworfen. Gleichzeitig gewann aber der Gegner Terrain bei La Reinardière und erreichte bereits die Waldungen. In diesem Momente langte die zurückberufene baierische Brigade an. Ein Theil derselben wurde zum Festhalten von Coulmiers und zum Zurückwerfen des feindlichen rechten Flügels verwendet, der übrige Theil zur Unterstützung des diesseitigen rechten Flügels vorgeführt.

General v. d. Tann erkannte indeß rechtzeitig die ganze Stärke des Feindes und dessen Absicht auf eine weiter ausholende Umgehung seines rechten Flügels. Er hatte mit etwa 20 Bataillonen, deren jedes kaum 600 Mann zählte, also mit 12,000 Mann, einem Gegner Stand zu halten, der über mehr als 50,000 Mann gebot, hatte mit seinem Corps in dünnen Linien eine Gefechtslinie von drei Stunden Länge zu behaupten, die durch jeden energischen Anprall durchbrochen werden konnte. Es war eine Unmöglichkeit, diesen Kampf auf so ungünstigem Terrain und gegen diese Uebermacht fortzusetzen.

v. d. Tann zog also seine Truppen vom linken Flügel beginnend gegen Gemigny und St. Sigismond, welches durch die Arrière-Garde besetzt blieb, und rückte unangefochten, vom Feinde in keiner Weise mehr belästigt, nach St. Peravy, von wo aus in der Nacht der Marsch über Artenay hieher noch Toury zur Vereinigung mit den eben im Anrücken begriffenen Verstärkungen angetreten wurde.

Hätte die 17. Division einen Tag früher eintreffen und v. d. Tann mit dieser Fühlung gewinnen können, wir hätten unfehlbar auch hier einen glänzenden Sieg verzeichnen können. Der Feind blieb in seiner Stellung und hat bis heute noch keine Lust zu weiteren Angriffen gezeigt.

Der Verlust der Baiern in diesem Gefecht beträgt 42 Officiere und reichlich 600 Mann an Todten und Verwundeten. Eben so wurde am nächsten Tage, am 10. November, Mittags 12 Uhr, in St. Peravy eine baierische Munitions-Colonne, die sich verirrt hatte, von französischer Cavallerie aufgehoben, und ist hiernach also die „Eroberung" baierischer Geschütze zu berichtigen. Bei dieser Colonne befanden sich ein kranker Officier, ein Beamter, 80 Mann mit Train, 9 Munitionswagen und zwei Reservegeschütze.

Den Oberbefehl über das französischerseits im Gefecht gewesene 15. und 16. Corps führte der General Paladine. In dem aufgefangenen Briefe eines Divisions-Generals an den Befehlshaber klagt der letztere über große Verluste, welche seine Division im Kampfe erlitten; auch geht aus demselben hervor, daß die ganze Südarmee im Gefechte gewesen.

Seitdem ist alles ruhig geblieben. Der Feind war nach dem Gefechte bis Artenay vorgegangen und hatte den Ort besetzt. Heute melden unsere Patrouillen, daß die Franzosen sich aus Artenay wieder zurückgezogen. Vergebens suchte heute die 17. Division, die inzwischen vorgerückt, an den Feind zu kommen, um ihn in ein Treffen

zu verwickeln; man fand ihn nicht. Indeß behielten die Baiern Fühlung am Feinde. Zu vermuthen ist, daß er über Chartres nach Versailles zu drängen sucht, doch dürfte ihm dies schwerlich gelingen. Inzwischen ist auch die Armee des Prinzen Friedrich Karl schon mit ihrer Spitze bis auf zwei Tagemärsche an uns heran und bei Versailles sind wir stark genug, um die Süd=Armee, wenn sie sich vorwagt, in der Flanke fassen zu können und über den Haufen zu werfen.

Mit dem activen Auftreten dieser Süd=Armee hat nun also der Krieg neue Spannung gewonnen, und diese concentrirt sich jetzt hauptsächlich hier auf unserem Operationsterrain. Wir selbst waren hier vielfach im Irrthum, als man die Meinung aufrecht erhielt, es seien meist Francti=reurs vor uns. Es ist die letzte im Felde stehende regu=läre französische Armee, mit der wir hier zu schaffen haben. Gewiß sind Mobilgarden und Franctireurs darunter, aber den Kern bilden stramme und geschulte Regimenter, nament=lich die africanischen, denen es an Artillerie nicht fehlt.

Die nächsten Tage müssen für uns sehr inhaltreich werden; wir sind stündlich auf neuen Kampf gefaßt, und sind erst die Corps von Metz heran, so werden viel Spähne fallen. Die Franzosen erwarten, daß uns Sturm, Regen und Schnee, die um die Wette toben, erschöpfen und de=cimiren sollen. Gewiß verlieren auch wir im Kampfe mit den Elementen, aber dem Deutschen sind Sturm und Wetter nichts Ungewohntes und liegt die Mannschaft, wie z. B. eben hier in Toury in kritischen Momenten auch nur in Alarmhäusern, ohne Bett, ja, ohne Stroh, die Hand am Gewehre, wir werden auch mit diesem Feinde schon fertig werden!

Angerville, 13. November.

Nichts Neues heute von Orleans. Wir liegen hier inmitten eines weiten Flachlandes, aus dem sich nur in großen Distanzen einige Bäume oder Kirchthürme erheben,

eines Terrains, auf welchem unsere Cavallerie die herrlichsten Dienste leisten könnte, wenn der Kampf sich hierher ziehen sollte, was freilich kaum zu erwarten ist. Das Wetter ist klar geworden, die Sonne leuchtet wieder einmal. Man ist so froh im Herzen, wenn sie uns nur zuweilen einen freundlichen Blick sendet. An diesen hellen Tagen aber gewahrt man erst, was für ein Cochon man geworden ist, und macht einige verunglückende, aber doch wohlthuende Toilettenversuche. Meine Freude habe ich an den mecklenburgischen Regimentern, mit denen ich in diesem Feldzuge zum ersten male zusammengetroffen bin. Freilich sind sie noch neuer, um mich so auszudrücken, als die übrigen, und das mag wohl den äußern Effect erhöhen. Aber das ist's nicht allein. Es steckt eine vorzügliche Disciplin in dieser Truppe, die sich natürlich äußerlich kennzeichnet, eine Mannszucht, die in dem bescheidenen und anspruchslosen Wesen dieser Mannschaften einen vortrefflichen Boden gefunden hat. Man hört keinen Lärm, sieht keinen Conflict mit den Eingeborenen, die von unsern Soldaten deshalb mit großer Anerkennung ihrer Gesittung sprechen. In dem Hause, in welchem ich einquartiert bin, liegen zwanzig mecklenburgische Soldaten, man hört aber kaum einen Laut von ihnen und Alles geht still und geräuschlos bei ihnen her. Dasselbe habe ich von den Hanseaten zu sagen, überhaupt von dem ganzen 13. Corps. Dieser Tage wird dasselbe nun wohl seine Bluttaufe erhalten, vielleicht heute oder morgen schon. Das Corps hat im Fluge seinen Zug gemacht und auf demselben zwei Festungen erobert, aber die eigentliche Taufe fehlt ihm noch. Seit dem Morgengrauen ist nach dem gestrigen Rasttage Alles auf dem Marsche. Es scheint als wolle die französische Südarmee wirklich auf Versailles durchbrechen, wie ich schon vorgestern angedeutet. Sie wird kein Glück damit haben und hoffentlich wird in acht Tagen von der ganzen Armee in dieser Gegend nichts mehr vorhanden sein. Meinen Mittheilungen über das Treffen bei

Orleans habe ich kaum noch etwas hinzuzufügen. Der Ausgang desselben ist von gar keiner Bedeutung für unsere Operationen, beschleunigt dieselben nur. Uebrigens scheint Herr Gambetta während der Affaire bei der Loire-Armee gewesen zu sein und die etwas sanguinische Idee zu haben, sich im Gefolge derselben nach Paris hineinzuschlagen. Morgen früh brechen auch wir hier auf gen Westen, wo es unfehlbar zu einem ernstlichen Engagement kommen wird.

Vor Chartres, 15. November.

Drei Tage hindurch der Zickzack-Märsche wegen keine Möglichkeit einer Postverbindung. Selbst heute weiß ich nicht, wann die Feldpost wieder expediren wird. Inzwischen schreibe ich auf die Hoffnung hin, eine Communication zu finden.

Mein letzter Brief datirte von Angerville. Unser Marsch ging von jenem Ort auf Imonville, von da auf Allonne, von Allonne heute auf Auneau, einige Stunden östlich von Chartres, das die 22. Division besetzt hielt.

Ich gestehe, ich befinde mich in einiger Verlegenheit, über diese letzten Tage zu schreiben, denn ich könnte in die Versuchung kommen, zu schreiben, was ich weiß, während doch alles selbst bei und unter uns in das tiefste Geheimniß verhüllt sein mußte. Der Feind hatte Artenay, aus dem er sich, wie ich meldete, herausgezogen, wieder besetzt. General v. d. Tann hatte also scheinbar einstweilen Fühlung behalten. Man suchte unsererseits den Feind zu engagiren, indeß ließen sich die Franzosen auf nichts ein; es kam nicht einmal zu einem Scharmützel. Die Loire-Armee erklärt es selbst als ihre erste Pflicht, eine Wiederholung des Unglücks von Sedan zu vermeiden, und so hat sie es, um mit wenigen Worten die Situation zu bezeichnen, vorgezogen, gegen Norden zu marschiren. Es hat dies den doppelten Zweck, einestheils einer Umzingelung zu entgehen und dadurch den Krieg in die

lanzen, reiterlose Pferde. — Alles suchte sich Bahn zu brechen, und zum Ueberflusse war der Weg auf beiden Seiten mit Weibern und Kindern angefüllt, welche selbst von betrunkenen Soldaten Nachricht verlangten, während diese sich balancirend an die Mauern lehnten. Es war ein Lärm, ein Heulen, ein Fluchen, wild wie die Brandung des Meeres. Inzwischen ging's eben so arg auf den Boulevards her. Die Exaltation gränzte an Wahnsinn. Man erzählte sich ganz laut, 20,000 unserer Soldaten seien von 100,000 Preußen (denn Preußen nennen sie ja alle Deutsche) ecrasirt worden; die ganze Armee habe die Waffen weggeworfen. Der Feind verfolge sie und werde in die Stadt eindringen.

Wo sich die Fliehenden in der Stadt zeigten, wurden sie an die Wand gepreßt, man spie ihnen ins Gesicht, die Nationalgarde hieb mit den Kolben auf sie. Die Mobilgarde, hieß es, habe sich brav geschlagen. Man schrie: A bas les Zouaves! A bas la ligne! Vive la mobile! Man verlangte, die Feiglinge sollten erschossen werden ꝛc.

Am Abend war die Circulation auf den Boulevards unmöglich. Der Tumult wuchs, alle öffentlichen Locale mußten geschlossen werden; die blinde Wuth, das Mißtrauen stieg derart, daß man Häuser stürmte, da man oben in einer Mansarde Licht gesehen, das für ein den Preußen gegebenes Signal gehalten wurde.

Wenige schlossen die Augen in dieser Nacht, denn Alles erwartete die Preußen um 2 Uhr Morgens, und man ist noch heute der Meinung in Paris, daß, wenn

der Feind 30,000 Menschen hätte opfern wollen, die Stadt genommen worden wäre, so arg war bereits die Demoralisation. Am nächsten Vormittag decretirte Gambetta, es solle ein Militairgericht gebildet werden, das die Verräther an Pflicht und Ehre strafen werde. Das beruhigte einiger Maßen. Das Gouvernement seinerseits hoffte im Stillen Erfolg von Jules Favre's Mission, hob daher die Clubs auf und bearbeitete die Journale. Hätte Bismarck damals die Stimmung in Paris gekannt, er würde Jules Favre Hoffnungen auf einen baldigen Frieden gemacht haben, und der Bürgerkrieg wäre sofort mit der größten Wuth ausgebrochen. „Wer weiß, die unterliegende Partei hätte den Preußen vielleicht die Thore geöffnet, sich in ihre Arme geworfen und sie gebeten, die Ordnung in der Stadt herzustellen." Unser Glück (!) wollte es, daß der Bundeskanzler unannehmbare Bedingungen stellte und Alle einig machte in dem Gedanken, bis zum letzten Athemzuge auszuhalten.

Ein kleiner Erfolg, schreibt Sarcey (der erste, den wir in diesem Kriege hatten, der aber, wie ich als Augenzeuge jenes Engagements berichtigend hinzusetzen muß, von Sarcey auch noch übertrieben wird), war geeignet, unsere Hoffnung wieder aufzurichten. Man hatte auf der Seite von Villejuif eine Kanonade gehört, und in Paris verbreitete sich sofort die Nachricht von einem großen Siege. Man wollte 20- bis 25,000 Preußen gefangen haben ohne die Todten und Verwundeten, die unzählbar waren (und doch kämpften auf preußischer Seite nur einige

lérien, etwa in der Richtung von St. Germain. Seine Demonstrationen kosten uns einige Tage Zeit, und Zeit kostet Opfer im Kriege wie im Frieden. Wir haben inzwischen einen interessanten Halbkreis beschrieben und verlassen den „Süden" Frankreichs nicht heiterer, als wir gekommen sind.

Nach einer gewonnenen ungefähren Schätzung zählt die Loire-Armee gegen 90—100,000 Mann und verfügt über 14—16 Batterien mit neuen Zündern, wie ich erwähnen muß, denn es scheint, als habe man sich die an unserer Artillerie gemachten Erfahrungen zu Nutzen gemacht. Schnelligkeit ihrer Bewegungen scheint das oberste Gesetz ihrer Führung zu sein.

In meinen wenigen Mußestunden während dieses Marsches habe ich mich mit einzelnen kleinern und unwesentlichen Scripturen beschäftigt, welche ich in Rouher's Schlosse vorgefunden. Nur ein einziges Blättchen habe ich erwischt, das auf eine zwischen Herrn von D..... und dem Minister Rouher im Jahre 1867 bei Gelegenheit der Luxemburger Affaire gewechselte Correspondenz hinwies, und da wir uns jetzt Versailles wieder nähern, habe ich auch den Schlüssel gefunden. Die Sache ist nämlich die: Herr von D. fuhr vor einigen Wochen seelenvergnügt und von hohen patriotischen Gefühlen durchdrungen nach Versailles zur Conferenz. Graf Bismarck empfing ihn etwas kühl und nahm mit einer gewissen Zurückhaltung den Ausdruck der glühenden Einigungsgefühle des Ministers, das heißt des Herrn von D., hin. Beide sprachen über manches und vieles, der eiserne Graf blieb so kalt wie ein eiserner Ofen, in dem man ein Strohfeuer anzündet.

Endlich hört Herr von D., man habe an demselben Morgen erst dem Bundeskanzler dieselbe Correspondenz übergeben, welche Herr von D. während der Luxemburger Affaire mit dem französischen Minister geführt. In derselben befand sich ein Brief des Herrn von D., in welchem

geschrieben stand, Deutschland wünsche zwar nicht den Einmarsch der Franzosen, aber wenn sie kämen, werde man sie mit offenen Armen empfangen.

So hat der Herr von D. geschrieben, ich aber will beileibe nichts verrathen haben.

Epernon, 16. November.

Einen Bogen in launenhafter Linie haben wir seit unserm Abmarsche von Paris nach Süden hin beschrieben und stehen jetzt wieder eine gute Tagereise von Versailles entfernt. Der Feind ist rührig, macht Geschwindmärsche, reist sogar auf Eisenbahnen, um uns einen Vorsprung abzugewinnen, und dennoch ist ihm der Weg dermaßen verlegt worden, daß es unfehlbar morgen oder übermorgen zu dem blutigen Zusammenstoße kommen muß, den die Unsrigen seit der Affaire bei Orleans vergeblich gesucht haben.

Neue Spannung ist in Alle gekommen, seit die Formation der französischen Südarmee wieder zu energischen Operationen im Felde Veranlassung gegeben. Das Lagern vor Metz und Paris brachte endlich über Alle eine unerträgliche Langeweile, ganz abgesehen von den Krankheiten, die das Stilliegen verursacht. Das große Schachbrett ist wieder aufgelegt, und seit acht Tagen ist also die Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg mit unruhigen Zügen beschäftigt, um dem Gegner seine Plane zu vereiteln. Gelang es nun auch nicht, ihn zu stellen, ihn in die Mausefalle zu treiben, so ist ihm doch der Weg nach Versailles vollkommen verlegt; Geschwindmärsche, Eisenbahnzüge reichten nicht aus zu einem Vorstoße auf Versailles; wir sehen das Gros mit der Front in der Linie Chartres, Epernon, Versailles; und selbst wenn eine vereinte Operation vom Mont Valérien und Dreux noch so gut klappte, sie würde den Feind auf beiden Flanken mit blutigen Köpfen zurückschicken, da auch der Prinz

Friedrich Karl bereits heran und unsere Armee im Felde stark genug ist, um die Franzosen zu werfen.

Vor einigen Tagen, namentlich gleich nach der unglücklichen Orleans-Affaire konnte uns allerdings zuweilen eine mehr oder minder gerechtfertigte Befürchtung beschleichen, die dem Feinde zunächststehende 17. und 22. Division mit dem Corps v. d. Tann werde der Loire-Armee gegenüber einen harten Stand haben, wenn dieselbe mit Energie ihren Angriff fortsetze, ihren ersten Erfolg ausbeute. Ich weiß nicht zu sagen, welche Nachrichten man im Generalcommando hatte; die forcirten winkeligen Märsche aber, welche wir machten, ließen auf die größte Rührigkeit des Feindes und auf entschiedene aggressive Plane desselben schließen.

Vorgestern Abend z. B., als der Großherzog mit seinem Hauptquartier sich in das schon stark mit Baiern besetzte Dorf Allonne legte, befand sich das Generalcommando dem Feinde fast unmittelbar vis-à-vis. Eine Staffette brachte auf dem Marsche die Meldung, französische Küraſſiere hätten unsere Vorposten angegriffen und zurückgedrängt, der Feind stehe anderthalb Stunden vor uns. Auch die Bewohner des Dorfes waren fest überzeugt, daß am Morgen das Dorf der Schauplatz des Gefechtes werde, und wollten die französischen Patrouillen überall vor uns gesehen haben. Aber auch der Morgen verstrich ohne etwas Neues; der Feind hatte sich unter einigen Demonstrationen weiter nördlich gezogen, wie ich schon mittheilte, und auch wir gingen gegen Norden nach Auneau, von da endlich heute, immer den Bewegungen des Feindes folgend, nordwestlich nach Epernon.

Die Nachricht, die Deutschen seien bei Orleans vernichtend aufs Haupt geschlagen worden, war überall unter den Eingeborenen verbreitet. Da wir uns gegen Paris zurückbewegten, war ihnen nichts klarer, als daß wir auf der Flucht vor der Loire-Armee seien. Schon am Abend in Auneau, als die Truppentheile sich wieder zurück durch

die Stadt zogen, kam mein Wirth mit der alarmirenden Nachricht, es müsse etwas Wichtiges geschehen sein, unsere Truppen zögen sich zurück, es sprenge eine Staffette nach der andern durch die Straße zum Grand-Duc. Mißtrauisch schielte er mich an, als ich ihm gleichgültig antwortete, es sei diese Bewegung ganz in der Ordnung. Ihm war es unerklärlich, daß man so ruhig sei, während doch alles für uns verloren. Der Faden der Unterhaltung stockte durch seine Schuld. Der gute Mann, ein „Cultivateur", gestand mir, es solle ihm doch recht leid thun, wenn gerade dem Grand-Duc de Mecklenbourg etwas Böses hier widerfahre; er sei Orleanist und hege deshalb große Sympathien gerade für diesen deutschen Fürsten.

Ganz dieselbe Theilnahme für den Großherzog fand ich in all den Orten, in welchen das General-Commando sich etablirte. Das Andenken an den Herzog von Orleans hat sich bei allen Parteien dieses unglücklichen Landes gleich lebhaft und treu erhalten — natürlich vorzugsweise in den Provinzen, in welchen überhaupt nur noch Pietät herrscht, denn dem Pariser ist ein Cancan, ein Calembourg viel lieber und wichtiger als jede Erinnerung aus seiner Geschichte, in die er ja überhaupt nur wie in ein Kaleidoskop hineinblickt, und der Tod des Herzogs von Orleans wird noch heute als ein National-Unglück betrachtet, das auf Frankreich alles Elend herabgerufen hat.

Es ist eine Schmach, meinte der gute, biedere Cultivateur, daß eine so große Nation, wie wir, so tief sinken konnte. Wir wünschen natürlich das Ende des Krieges; wir hassen die Preußen; aber — setzte er mit einem Seufzer hinzu — ich fürchte, wir werden ihrer noch sehr bedürfen, werden sie noch einmal wieder ins Land rufen müssen, um uns vor uns selber zu schützen, denn das Ende dieses Krieges wird erst der Anfang unsers Elends sein. Dieu nous garde! seufzte er, drückte mir die Hand zur Guten Nacht und entschuldigte sich, wenn er schon so früh die Ruhe suchen müsse.

Welch eine Perspective für die Besonnenen und Ruhigen in diesem unruhigen Lande hat dieser Krieg eröffnet! Der Leser erinnert sich vielleicht, wie ich schon vor mehr als vier Wochen dieselbe Ueberzeugung an dieser Stelle aussprach. Alle schlimmen Elemente sind aufgewühlt, die guten eingeschüchtert, der Besitzstand, der etwas zu verlieren hatte, auf den Rest seines Vermögens reducirt, auf den er ängstlich die Hand legt, jede Betheiligung an den kommenden Dingen vermeidend, an denen er doch nichts bessern, nichts ändern kann — die nächste Zukunft muß das alles bringen. Das Ende des Krieges ist durch die Evacuation des Feindes um einige Zeit hinausgezogen, aber geändert kann in dem Ausgange desselben schwerlich etwas werden.

Unser Marsch führte heute Morgen von Auneau direct nach Epernon. Die Thürme von Chartres schauten über die Ebene zu uns herüber. Drüben standen die feindlichen Truppen einander nahe gegenüber. Die Dörfer der Straße waren sämmtlich mit Baiern belegt, die hier unsere steten Gefährten sind. Baiern überall. Erst nach Beendigung des Krieges wird es an der Zeit sein, über diese in dem Feldzuge eine so bedeutsame Rolle spielende Truppe eingehend zu sprechen.

Wie ich schon von Bar-le-Duc aus neulich von der Sage der Eingeborenen erzählte, laut welcher die Sachsen mit dem König von Preußen nur einen Kriegspact auf drei Monate gemacht, nach dessen Ablauf sie jetzt nach Hause gehen würden, so geht auch über die Baiern eine ähnliche Mär. Auch sie haben sich nur auf drei Monate verpflichtet. Da nun diese Zeit abgelaufen, so hat König Wilhelm den König von Baiern eingeladen, ihn in Versailles zu besuchen. König Ludwig ist dieser Einladung auch gefolgt und vom König von Preußen in Versailles ins Gefängniß gebracht worden als Geißel für die fernere Mitwirkung seiner Armee. Es giebt nichts so Albernes, das hier nicht erzählt würde. In einer Kinderstube findet man reifere Einsicht, als in der großen Nation, die, in

ihrer Ignoranz zu Grunde gegangen, das Examen nicht bestehen konnte, als man ihr einmal ernstlich auf den Zahn fühlte.

Möchten die Franzosen nur eine Ahnung von dem engen kameradschaftlichen Verband haben, der zwischen der bairischen und der preußischen Truppe besteht! Der bairische Soldat ist bereits im Kampfe so an den preußischen gewöhnt, daß dieser ihm fehlt, wenn er ihn nicht sieht. Es liegt ein auf Ergänzung beruhendes Bedürfniß in diesen Truppen. Bei Sedan, als die Baiern von Morgens 4 Uhr bis Abends 4 Uhr den Kampf auf der Seite von Bazeilles allein auszutragen hatten, war ihnen gesagt, daß die Preußen hinter ihnen ständen und auf der andern Seite der Kronprinz von Preußen in den Kampf eingreifen werde. General v. Schöler aber blieb den ganzen Tag beobachtend mit seiner 8. Division hinter den Baiern, weil er die Ordre hatte, eventuell nur zu halten, nicht zu drücken, und der Kronprinz besorgte das Kesseltreiben, das den wichtigen Tag entschied. Die Baiern fluchten über die Sacraments-Preußen, die nur am Abend mit eingriffen, und sahen erst am andern Tage ein, daß dies seine guten Gründe gehabt.

Bei Orleans war's am 9. ebenso. Als die Baiern der französischen Uebermacht, namentlich als die französische Verstärkung am Nachmittage kam, nicht mehr das Gegengewicht halten konnten, genügte nur der Ruf: Die Preußen kommen! um ihnen neuen Muth einzuflößen. Und als die Preußen nicht kamen, hieß es am Ende der siebenstündigen vergeblichen Arbeit: wenn wir nur ein paar Bataillone Preußen gehabt hätten!

Groß war die Freude selbst nach dem Rückzuge, als die 17. Division mit den Baiern in Angerville zusammentraf, und mit ungeschwächtem Vertrauen gingen die bairischen Truppen mit den preußischen wieder gegen Toury vor, um den Franzosen die Schuld vom 9. zurück zu zahlen.

Commandanten der von uns zu besetzenden Stadttheile nach Paris.

Inzwischen sammelten sich unsere Truppen in der grünen Ebene von Longchamps, dem Tummelplatz des eleganten pariser Sport, den Kaiser erwartend, der hier um 11 Uhr eine Revue über die 30,000 Maun halten sollte, auf demselben Platze, der sonst an die Revuen der Mode, des Luxus, des Leichtsinns gewohnt war, auf demselben Platz, in dessen Nähe Kaiser Wilhelm im Jahre 1867 als Gast Napoleon's bereits einer der glänzendsten Revuen beigewohnt.

Es ist mir unmöglich, meine heutigen persönlichen Eindrücke und Erlebnisse von den Thatsachen zu trennen. Der Leser gestatte also, von diesen zu reden.

Um 8 Uhr Morgens fuhr ich von Sèvres über die große Pontonbrücke nach Billancourt hinüber, am Ufer entlang, dessen bereits zerrissene und zertrümmerte Erdwerke noch von den Vertheidigungsmaßregeln der Pariser sprachen. Baierische Cavallerie mit ganz neuen blauweißen Fähnchen hielt die Ufer besetzt. Unsere Truppen waren schon sämmtlich zum Boulogner Gehölz marschirt. Boulogue war still und leblos. Man schien das ausgegebene Programm, von dem Einzuge keine Notiz zu nehmen, selbst hier draußen inne zu halten. Nur die Ordonnanzen sprengten daher und einige verspätete, den Stäben attachirte fremde Offiziere. Drüben auf dem anderen Seine-Ufer bei St. Cloud und Suresnes jagten Wagen und Reiter der Brücke von Neuilly zu.

Ein interessanter Blick von der Höhe des Boulogner

Ufers auf die Ruinenstadt St. Cloud, einst die Stätte des Wohllebens, des Reichthums, jetzt ein Trümmerhaufe, auf den die Morgensonne aus dem verdrießlichen Grau des Himmels eben einen flüchtigen Lichtstreif warf. Den ganzen Quai entlang große Stille. Eine kleine Arbeitsjolle dampfte die Seine hinauf. In den breiten Wegen des Gehölzes, die nach dem Rennplatz führen, bewegten sich kleine Cavalcaden. Der Platz selbst war bereits von langen Colonnen besetzt, welche der Ankunft des Kaisers harrten und sich schon rangirt hatten.

Es war noch fast zwei Stunden Zeit bis zur Revue; eine Promenade durch das Boulogner Gehölz war eine der interessantesten Unterhaltungen. Da lagen die Cascaden vor mir. Der Quell war versiegt, der sonst seine lustigen Silberwellen über die künstlichen Felsblöcke goß; das Bassin war leer, der Pavillon zur Seite verödet, die Mühle ließ trauernd ihre Flügel hangen. Nüchtern, vernachlässigt streckten sich die großen Avenuen gen Paris, bewacht von Husaren-Vedetten, die auf der Höhe an den Gebüschen hielten und mit wachsamem Ange das Terrain von Longchamps zu ihren Füßen und die verödeten Wege und Stege beherrschten.

Trostlose Wandelung! Wie oft hatte ich hier draußen die täglichen Corsofahrten mitgemacht, in welchen die vornehme und leichtfertige Welt von Paris all ihren Luxus zu entfalten gewohnt! Wie oft hatte ich mich an diesem täglichen Carneval der pariser Gesellschaft betheiligt, in welchem Jeder als das zu erscheinen suchte, was er am wenigsten war! Wie oft war ich Nachmittags nur zu der

sogenannten „Decente“ hinausgefahren, um diese napoleonische Aristokratie, die er aus dem faulsten Holze geschnitzt, aber mit Gold und Firniß überklebt, von der Promenade zurückkehren sehen, sie in ihrer ganzen Leichtfertigkeit zu mustern!

Jetzt war Alles öde und todt! Mir war zu Muthe, als sei hier eine ganze Welt untergegangen, als seien sie Alle, die hier einen so immensen Glanz entfaltet, ganz plötzlich an den Bettelstab gerathen, als müßten sie zu uns herausgezogen kommen, uns um ein armselig Stück trockenen Brodes zu bitten!

Soll ich aufrichtig sein, ich gestehe, es that mir im Herzen weh, als ich die große Avenue hinauf fuhr. Kein lebendes Wesen regte sich im Gehölz; die kahlen Bäume streckten nüchtern ihre Zweige in die Luft; weite Lücken gähnten überall, wo sonst der üppigste Baumwuchs gewesen, und die Stümpfe der Tausende von niedergeschlagenen Bäumen gaben den Lücken ein elendes Ansehen. Da und dort standen noch die grünen Bänke, auf denen so manch verliebtes Paar sich die heiligsten Schwüre geflüstert, die es natürlich lange vergessen; an anderen Stellen waren noch die Rabatten der schönen Garten-Anlagen zu erkennen, die von den Holzschlägern unbarmherzig niedergetreten worden, und selbst die dünnen Bäumchen, denen man das Leben geschenkt, trugen das Zeichen der Gnade einen weißfarbigen Ring, der ihnen das Dasein gerettet.

Seltsam: Heute am Tage des siegreichen Einzuges keine Seele ringsumher zu sehen! Und doch, da kam eine

Reiterpatrouille mit gespanntem Carabiner, welche das Gehölz revidirte. Sie erzählte mir, der Ausgang des Gehölzes sei noch verschlossen, es sei nicht rathsam, allein zum Triumphbogen zu fahren, obgleich allerdings schon ein Bataillon unserer Truppen in die Stadt marschirt.

Der Triumphbogen blickte vor mir über die Wälle herüber, denn am Eingange des Gehölzes waren ganze Strecken gänzlich niedergeschlagen, die Aussicht also frei gemacht. Aber nicht wie sonst präsentirte sich der Triumphbogen in seiner ganzen „Gloire"; nur die Hälfte des Bogens ragte über alle die vor demselben aufgeworfenen Wälle, Brücken, Pallisaden und Verhaue heraus. Auf den Wällen stand ein dichter Haufe, aus den Straßen liefen eine Menge von Neugierigen an den Verhau, welcher das Gitter des Gehölzes sperrte. Man pfiff und zischte mir entgegen; ein alter Wächter rieth mir, umzukehren und den Einzug der Truppen zu erwarten, da die Menge am Thor sehr gereizt sei. Mir blieb also nichts übrig, als eine Promenade durch das Gehölz zu machen. Der Acclimatisations-Garten war gänzlich verlassen, der See ausgetrocknet, denn seine Bewohner waren alle verspeist worden. Die Porte Maillot war geschlossen, indeß der Wächter derselben, der sich im patriotischen Schmerz einen Rausch angetrunken und bald mit yes, bald mit ja, nein und oui und non antwortete, erbot sich, mir die Avenue zu öffnen, da auch hier bereits eine Patrouille durchpassirt sei.

Drüben wehte die englische Flagge über dem Qualm, in dem einige Holzschläger ihr Frühstück bereiteten. Es

war die reizende kleine Anlage „Bagatelle," „propriété anglaise" des Herrn Richard Wallace, des so gefeierten Wohlthäters der Pariser während der Belagerung. Freilich, wenn man ein so immens reicher Mann ist, kann man diese Besitzung eine Bagatelle heißen.

Die Promenade durch das Gehölz ward langweilig. Es sammelten sich hier und da Gruppen, die mir keinerlei freundliche Miene zeigten; die Holzfäller, deren Axt mit tactmäßigem Lärm die Baumstümpfe bearbeitete, brummten mir einen Fluch nach, wenn ich vorüber fuhr; es war besser, nach Longchamps zurückzukehren, wo der Kaiser eben eintraf und die Klänge des Einzugsmarsches über die weite Ebene dahin drangen.

Erst eine Stunde später, etwa um 12 Uhr, fuhr ich durch alle die Hindernisse, Wälle und Brücken, welche vor dem Triumphbogen aufgeworfen worden, um Paris gegen die Deutschen zu vertheidigen, während nichts sie gegen den Hunger zu schützen vermochte. Wer die Avenue, diese imposante Auffahrt in die Champs Elysées früher gekannt, glaubte sich überall, nur nicht vor der Avenue der elysäischen Felder, denn Alles war durch Barricaden, Wälle und Zugbrücken verwahrt.

Am Triumphbogen selbst waren die großen Reliefs, die ruhmredigen Embleme verschwundener Gloire, mit hohen Holzverschlägen geblendet, entweder um sie vor den Kugeln der Feinde zu schützen oder um sie dem Auge derselben zu entziehen; ein Schützengraben machte die Passage unter dem Bogen unmöglich; der umherliegende Schutt war der Rest einer hinweggeräumten Barricade. Oben auf der

Plattform des Bogens war ein Ausguck erbaut, auf welchem stets ein Beobachtungsposten ausgestellt gewesen.

Zu Füßen des Bogens, auf dem Platze vor demselben, hatte sich eine große Menge um zwei preußische Cavalleriepoften gesammelt; die vor dem Thore haltenden Husaren- und Dragoner-Officiere waren der Gegenstand von allerlei Sottisen, in denen sich die Menge gefiel. Unsere Cavalleristen nahmen sie lachend hin, die Officiere rauchten unbefangen ihre Cigarren und bliesen die Wölkchen in den hellen Sonnenschein. Der Magen bellte nicht mehr, der tief gekränkte Patriotismus mußte sich Luft verschaffen. Wo zwei von uns mit einander plauderten, bildete sich sofort ein zudringlicher Ring um dieselben, denn alle Pariser bemühten sich, so frech und naseweis wie möglich zu erscheinen, und selbst die Weiber mußten ihre Zungen in Thätigkeit erhalten, um das Herz zu erleichtern. Ich habe den Tact, die Zurückhaltung unserer Truppen bewundern müssen, selbst gegen Abend noch an der Demarcationslinie, wo sie die größten Insulten stoisch hingenommen.

Hinter dem Triumphbogen, in der Avenue der Champs Elysés selbst und hinunter bis zum Concordienplatze, stand die Menge zu beiden Seiten dicht gedrängt. Gavroche und Voyou hatten die Repräsentation der pariser Volksstimmung übernommen, umringten die preußischen Soldaten zischend und pfeifend und schrieen ihnen die gemeinsten Schimpfworte zu. „Voleurs! Pilleurs! Assassins!“ hieß es überall. Es bedurfte nur einer einzigen Charge, um die ganze Bande in die Flucht zu jagen, denn auch von

unten, von der Place de la Concorde blitzten die preußischen Helme herauf; aber das war einmal der strengste Befehl, mit der größten Rücksicht und Selbstbeherrschung aufzutreten, selbst wenn der Pöbel provociren sollte; und so ward denn dieser Ordre gemäß gehandelt.

Aber die Bande hatte keine Ruhe. Plötzlich entsteht ein Auflauf; der Geheime Hofrath S. fährt im offenen Wagen in die Avenue herein, in seiner Hand eine Karte von Paris. Ein Weib springt an den Wagen heran und entreißt ihm die Karte; der Scandal ist im Gange: Zischen und Pfeifen, Schimpfen und Schreien, der ganze Pöbel läuft zusammen. Einige Cavalleristen sprengen auf die Massen ein, jagen sie mit flacher Klinge auseinander und befreien den Wagen.

Kaum ist die Ruhe leidlich hergestellt — ein neuer Auflauf, der Pöbel hat sich eines dastehenden deutschen Correspondenten bemächtigt, der vermuthlich einige Notizen gemacht, das Piket der 38er, das mit zusammengesetzten Gewehren am Eingang der Avenue hält, schreitet ein, holt den Gefangenen aus der schreienden und die geballten Fäuste ausstreckenden Masse und führt ihn in seine Mitte.

Jetzt scheint Alles wieder ruhig, wenn man Zischen und Pfeifen Ruhe nennen kann. „Hätten wir nur Cavallerie hier! Wir sind zu schwach für die Menge des Pöbels, denn es gibt unfehlbar etwas!" seufzt der commandirende Offizier, während zwei seiner Kameraden gemüthlich auf dem vor dem Piket stehenden Leiterwagen sitzen und ihre Cigarren rauchen.

Lange warteten wir vergebens auf den endlichen Ein-

zug der Truppen, denn die Revue mußte zu Ende sein und vom Gehölz her ließ sich noch immer nichts blicken. — Endlich kamen einige Offiziere herein gesprengt, die Nachricht bringend, daß die Truppen überhaupt nicht durch den Triumphbogen, auch nicht zu beiden Seiten desselben hereinziehen würden.

Die Nachricht verstimmte. Allerdings war der Triumphbogen nicht passirbar gemacht, und das deutete schon darauf hin, daß man durch andere Straßen hereinziehen werde. Aber warum nicht? Die Friedens-Acte mußte das am besten wissen; Thiers mußte dem Bundeskanzler diese Concession abgerungen haben.

Jetzt plötzlich erschallte Militärmusik, durch die zur Avenue führenden Seitenstraßen rückten unsere Truppen ein; ganze Cavalcaden von Officieren, die sich wenigstens privatim den Triumph bereiten wollten, durch den Triumphbogen nach Paris hinein zu ziehen, sprengten durch das Thor daher. Die ganze Avenue füllte sich mit Soldaten. Die Masse schrie und pfiff; unsere Musikcorps griffen zu ihren Flöten und Trommeln und überstimmten so das Pfeifen der Masse, die sich dadurch eines ihrer Demonstrationsmittel beraubt sah.

Die ordinärsten Schimpfworte hagelten auf uns, als wir zum Concordiaplatz hinabzogen, während die Truppen zu beiden Seiten neben den Trottoirs marschirten und also großentheils auch den Macadam, die große freie „Avenue", vermieden. Diebe, Räuber und Mörder! hieß es überall; der Pöbel drängte sich um uns, warf mit Kies nach uns. Kein Deutscher vergaß die Ruhe und den Tact.

Anständig gekleidete Männer, Weiber in eleganten Costumen vergaßen sich so weit, in Gemeinheiten auszubrechen oder uns wenigstens ihr Oh, la, la! zuzuschreien.

Alle Läden waren natürlich geschlossen, die Fenster großentheils verhängt, indeß lugten die Gesichter hinter den Rouleaux auf die Straße hinab. Nur die Fremden, die ihre amerikanischen und englischen Flaggen aufgesteckt, hielten sich auf den Balconen oder in den geöffneten Fenstern. Es war ein toller Wirrwarr und bewundernswerth die Geduld, welche unsre Truppen der händelsüchtigen Menge zeigten.

Nach einem kurzen Besuch im Palais de l'Industrie, das bekanntlich als Ambulanz gedient hatte, schloß ich mich einem der Stäbe an, der durch die Menge zum Concordienplatz hinab ritt, und hier bot sich mir ein Schauspiel, das an kindischer Naivetät seines Gleichen sucht.

Da saßen die steinernen Figuren, die Repräsentanten der Hauptstädte Frankreichs, auf ihren hohen Postamenten. Alle hatten sie schwarze Larven vor ihren Gesichtern, damit sie die Schande des Vaterlandes nicht sehen sollten. Es fehlte nur der Domino oder das Chauve-Souris, um das Carneval-Costum vollständig zu machen. Und die arme Frau Straßburg! Diese Statue, mit der man einen so wahnsinnigen Cultus getrieben, war mit allen nur denkbaren Sieges-Emblemen herausgeputzt. Der Ball der großen Oper hat nie ein so tolles, verrücktes Masken-Costum gesehen, wie diese Frau Straßburg mit der schwarzen Larve trug.

Es war mir unmöglich, die Statue näher ins Auge

zu fassen, denn es ging im Trabe um den Platz herum, verfolgt von einer schreienden Menge. An dem großen Gitter der Mauer, das vom Platze einen Blick in den Tuileriengarten gewährt, entwickelte sich, als wir vorüber trabten, eine sonderbare Scene. Etwa hundert Schritte zurück von der großen Stiege des Gartens stand die französische Wache hinter dem geschlossenen Gitter und machte aus der Entfernung die Honneurs für die vorüberreitenden preußischen Offiziere. Sie hatte es offenbar nicht gewagt, dem Gitter näher zu kommen; das hölzerne Wachthäuschen selbst lag tief im Garten.

Und was that der Pöbel, als er, uns verfolgend, an dem Gitter vorüber kam? Alles trat heran, schrie ein Pfui! in den Garten hinein, spie nach der französischen Wache und überhäufte sie mit Beleidigungen. Ich denke mir, das reguläre französische Militär muß keine beneidenswerthe Stellung in Paris haben, denn der Pöbel schreit ihm Lâches! und Traîtres! entgegen, wo er eine dieser Uniformen sieht.

Die Seinebrücke war durch einige Protzkasten gesperrt. Dahinter stand wieder eine französische Wache. Die ganze jenseitige Brüstung des Quai war mit Soldaten gefüllt, denn die französische „Armee" sollte ja das linke Seineufer besetzt halten. Auch hier wieder spie der Pöbel nach jeder französischen Uniform.

Am Quai entlang erreichten wir die Jenabrücke. Drüben standen noch ganze Reihen von Baracken, selbst das Marsfeld war noch von solchen garnirt. Gleich weißen Pilzen, von dem herrlichsten Sonnenschein bestrahlt, er-

hob ſich auf dem Marsfelde eine ganze Zeltſtadt, das Campement der pariſer Armee.

Ich darf eines kleinen Zwiſchenfalls nicht vergeſſen. Im offenen Wagen am Quai fahrend, tritt plötzlich ein Burſche von etwa 12 Jahren heran, der mich ſchon einige Zeit lang verfolgt. „Voilà Bismarck!“ ruft der kleine Patron, legt mir einen Sou auf den Wagenrand und ſpringt davon. Das Bürſchchen iſt ſicher der Ueberzeugung, mir damit einen ungeheuren Streich geſpielt zu haben. Uebrigens hagelte es gleich darauf kleine Steine. Einer der Generalſtäbler jagte entſchloſſen einem Burſchen nach, packte ihn, wurde aber ſo von der Maſſe umringt, daß ihm einige Ordonnanzen zu Hülfe geſandt werden mußten.

Wir erreichten den Fuß der Trocadero=Treppe. Ein prachtvoller Anblick! Unſere Soldaten hatten ſich auf den ganzen Abhang gelagert, eine Batterie war auf dem Plateau der Place du Roi de Rome aufgefahren. Die Muſik ſtimmte die luſtigſten Melodieen an. Und drüben jenſeit der Seine, zu unſeren Füßen ſtreckte ſich das ganze Marsfeld hin, überſäet mit weißen Zelten, einem Kornfelde ähnlich, aus welchem die Pantalons der franzöſiſchen Soldaten wie rother Mohn ſich abzeichneten. Es hatten ſich die Soldaten zu Tauſenden auf die Brüſtung der Quais gelehnt und blickten zu dem Lager der Preußen hinauf.

Der Pöbel war hier ſchon gemüthlicher und kam, uns freundſchaftliche Beſuche abzuſtatten. Endlich, nach einer Stunde etwa, hieß es auf dem Trocadero: In die Quartiere! Alles zog ab, nur die Batterie erwies den gegenüber auf dem Marsfelde liegenden Franzoſen die

Aufmerksamkeit, zwei Geschütze gegen sich aufzupflanzen, deren fast gleichzeitig zwei andere vor dem Arc de Triomphe auf die Avenue gerichtet wurden. Gavroche, der pariser Straßenjunge, ließ sich indeß an dieser letzteren Stelle nicht imponiren. Er steckte neugierig die Nase in die Geschützmündungen hinein und machte seine Witze über die preußischen Artilleristen.

Den Friedensbedingungen gemäß wurden die Truppen vorzugsweise in öffentliche Gebäude gelegt, indeß reichten diese selbstverständlich nicht aus; man schritt zur Einquartierung, die Fahnen wurden in die betreffenden Häuser der Avenue gebracht; von allen Balconen, aus allen Fenstern blickten gegen Abend schon die deutschen Uniformen, und selbst die Mère Montijo, die Mutter Eugeniens, mußte den Schmerz erleben, daß ihr Palast mit preußischen Offizieren belegt wurde, die allerdings nach demselben System der Schonung mit den Dachkammern und Dienerschaftswohnungen fürlieb zu nehmen hatten.

In der innern Stadt, auf den Boulevards, herrschte natürlich inzwischen eine grenzenlose Wuth, da man die Schmach vollendet sah, selbst die, daß eine Demüthigung noch erduldet werden mußte, von der verschont zu bleiben man immer noch gehofft hatte.

Von dem so streng vorgeschriebenen Verhaltungsprogramm, nach welchem kein Pariser von den einziehenden Deutschen Notiz nehmen durfte, Alles ihnen verächtlich den Rücken wenden sollte, ist natürlich keine Rede gewesen. Nicht nur der Pöbel und die Gassenjugend bevölkerten die Champs Elysées, die Quais und den ganzen Rayon, auch

das bessere Publicum, fein gekleidete Damen am Arme ihrer Männer trieben sich in Massen umher; aber der Eine war so pöbelhaft wie der Andere, und ich bin überzeugt, hätte man nicht den Statuen auf dem Concordiaplatz den Maulkorb vorgehängt, auch sie hätten die unter ihnen vorüberziehenden Deutschen mit Schimpfreden überworfen.

Morgen habe ich so Manches noch nachzutragen, was ich mir vorbehalte, denn am Abend, wo ich schreibe, passiren noch tolle Dinge. Man reißt den Mädchen, die mit Blumen auf den Hüten erscheinen, die Hüte sammt den Chignons von den Köpfen; unsere Truppen bleiben in bewundernswerther Ruhe. Paris lernt heute kennen was Disciplin ist.

Paris, 2. März.

War's die Ratification des Friedens oder die wetterwendische Laune der Pariser — kein Zauberschlag hätte die Stimmung so schnell und überraschend ändern können, als sie in Paris von einem Tage zum andern umgeschlagen.

In der Nacht nach Versailles zurückgekehrt, um mich dort schlafen zu legen befand ich mich heute Morgen wieder in Paris. Und wie sanft, wie zahm sie hier alle schon geworden, wie sie alle die unverbrüchlichen Schwüre des Hasses, der Verachtung, der Rache vergessen hatten, obgleich irgend eine unversöhnliche Hand über Nacht mit riesigen Kreide-Buchstaben an eine der Blenden des Triumphbogens das Wort „Vengeance" geschrieben hatte!

Unsere Truppen hatten es sich von gestern auf heute bequem gemacht, sie waren zu Hause; sie schlenderten harmlos in der Avenue, in den Straßen umher; hier und dort sah man sie in der freundschaftlichsten Unterhaltung mit den Parisern, und so mancher Landwehrmann hatte den Bébé einer Bourgeoise auf den Arm genommen, das Kind liebkosend und wohl an die Freude denkend, mit der er nächstens sein eigenes herzen und küssen werde.

Compagnieweise zogen von draußen diejenigen Truppentheile in die Stadt, die keine Aussicht mehr hatten, die zuerst hereingekommenen noch abzulösen. Auch sie sollten Paris wenigstens sehen, und so war der kleinen touristischen Infanterie- und Cavallerie-Abtheilungen gar kein Ende.

Lebhafter und immer harmloser ward's am Nachmittag. Der Groll war eingeschlummert. Vielleicht überzeugten sich die Pariser, daß diese Hunnen und Vandalensöhne doch im Grunde ganz gutmüthige Bursche seien mit denen sich reden lasse, sobald man die Unterhaltung mit der Tabatière und nicht mit dem Chassepot eröffne; jedenfalls hatte der Gedanke, daß der Friede gesichert sei und die unwillkommenen Gäste schon morgen wieder die heilige, tiefgekränkte Stadt verlassen würden, die Gemüther sanfter gestimmt. Zu Tausenden standen die Pariser an der von Protzkasten gebildeten Barrière, der Demarcationslinie zwischen den beiden Garde-Meubles am Ausgang der Rue Royale, betrachteten sich die Riesen-Gestalten der Garde-Landwehr und strömten auf den Concordien-Platz, um sich unter die Preußen zu mischen. Die Statuen auf dem

Platze trugen noch immer ihre schwarzen Masken, die unglückliche Frau Straßburg war noch immer so mit Immortellkränzen und Fahnen überladen, daß nur ihre Larve zu sehen war. Der schöne Springbrunnen auf dem Platze war versiegt; hinter dem halb offenen Gitterthor des Tuillerieen-Gartens hielten drei französische Offiziere, um höflichst mitzutheilen, daß der Eintritt nicht gestattet oder nicht mehr gestattet sei, denn man hatte eine Stunde lang unseren Offizieren den Eintritt gegen Ordre erlaubt. Unsere Soldaten und Offiziere füllten den Platz; dazwischen drängten sich die Pariser in ganzen Familien, die Uniformen musternd, kritisirend und die Mienen, die Haltung dieser „Horden von Barbaren" zu studiren, die sie gestern noch Voleurs, Incendiaires und Assasins schimpften.

Die schönste, klarste Frühlingssonne beleuchtete das Gewühl von Uniformen und Citoyens. Unaufhörlich wogte es hin und her. Kein Mißverständniß, keine Reibung, keinerlei Feindseligkeit störte die Gemüthlichkeit; kein Zischen, kein Pfeifen, kein höhnisches „Oh! la! la!" brachte einen Mißton in das internationale Verständniß, und dennoch, wer die Pariser kennt, der mußte aus ihrem Benehmen, ihrem Blicke herausfinden, daß Alles nur Larve war, nicht so schwarz und undurchdringlich, wie die der Statuen auf dem Platze, aber doch dictirt durch tiefe innere Aversion, die jede aufrichtige Annäherung verbot. Man sah's ihnen an, wie Einer den Andern überwachte, damit Niemand sich verleiten lasse, dem Todfeinde die Hand zu reichen. Einer der pariser Flaneure, der mich wahrscheinlich für einen Citoyen der Stadt hielt, glaubte sogar, mich scharf

ins Auge fassen zu müssen, als ich einem Husaren-Offizier die Hand hinaufreichte und mit ihm plauderte. Der gute Pariser fixirte mich scharf, ging im Halbkreise um mich herum und prägte sich meine Züge ein, um, wenn er mir ein Mal wieder begegne, in mir den Verräther am Vaterland erkennen zu können.

Wie gesagt, es war Alles Maske, aber es war gut so. Die Baiern veranstalteten am Nachmittage, vor dem Industrie-Palaste, in welchem die Nacht hindurch an 10,000 Mann in Alarm gelegen, ein großartiges Concert, dem die Pariser mit Behagen zuhörten. Die petits crévés erschienen mit ihren américains in der Avenue, die beau monde spazierte auf und nieder, die demi- ebenfalls, namentlich aber das quart du monde, das weniger an patriotischen Vorurtheilen klebt. Sogar die Blinden ließen sich herab, die Prussiens anzubetteln, und namentlich einer derselben, ein sehr talentvoller Blinder, hatte sich an einen Baum gelehnt, seinen treuen Hund zwischen den Füßen haltend, und sang die rührendsten Improvisationen, um die ihn ein spanischer Blinder beneidet haben würde. Auch die unberechtigten Bettler und Bettlerinnen sammelten sich in den Champs Elysées und streckten uns ihre Arme entgegen, um von der blutbefleckten Hand der Assassins einige Sous anzunehmen.

Draußen vor dem Arc de Triomphe, in der Avenue de Neuilly, hatten es bereits einige Ladenbesitzer gewagt, ihre Magazine zu öffnen; einzelne hatten schüchtern die Läden nur halb sichtbar gemacht, um jeden Augenblick, wenn Gefahr drohe, wieder schließen zu können; aber man

sah wenigstens den guten Willen. In der Avenue und in den Champs Elysées selbst waren alle Magazine geschlossen geblieben; in den Seitenstraßen hatten sich dagegen einzelne Boutiquen geöffnet, verkauften jedoch nur gegen französische Münze. Der Alcazar d'été, das Sommer-Café und chantant, hatte sich in einen marchand de vin verwandelt und machte mit saurem Rothwein vortreffliche Geschäfte. Die Fenster der Häuser waren heute fast sämmtlich mit Neugierigen garnirt, und was irgend von den Bewohnern gesunde Beine hatte, mischte sich unter die Spaziergänger.

Die Aussichten auf ein Diner waren natürlich unter solchen Umständen auch heute sehr trübe. Kein Restaurant am ganzen Horizont. Das Hotel Meyerbeer blieb verschlossen; in den Querstraßen beim rond-point und hinter dem Circus, der zur Wache eingerichtet war, gab's nichts zu essen; ein einziges großes Magazin hatte wieder aufgethan, aber es gab dort nur Pomade, Haaröl und andere schöne Sachen, von denen man keinen Gebrauch machen konnte.

Als gegen Abend die Noth am größten war, hieß es, auf Befehl der Commandantur müsse der Restaurant Ledoyen, eine beliebte pariser Firma, für ein Diner sorgen. Wir erreichten unserer Vier den pavillonartigen Restaurant. Ein Vorhängeschloß sperrte das Gitter. Die Kellner erklärten, vor halb sieben sei keine Aussicht, man müsse warten. In der That hielt der Restaurant sein Wort; servirte für die Officiere ein großes Diner unten im Speisesaal, eine ganze Anzahl Diners à part in den oberen

Cabinetten, an deren erleuchteten Fenstern seltsame Schatten vorüberstrichen. Man ließ sich für eine Suppe, eine Seezunge, ein Rostbeef und eine Flasche schlechten Weines vier Thaler zahlen, gar nicht zu reden von den Grobheiten der Kellner, die gegen jede stürmische Zumuthung Front machten; aber man hatte doch gegessen. Bei der Aufrechnung addirte die dame du comptoir zwei Flaschen Rothwein: „Zwei Mal 6 ist 18.“ Als ich sie in flagranti darauf aufmerksam machte, nahm sie das übel und sagte: „Mais, Monsieur, vous avez une manière de dire!“ Worauf ich dies wiederum übel nahm und sagte: „Et vous, Madame, vous avez une manière d'écrire!“ Und so blieben wir denn bei dem alten Adam Riese.

Um 9 Uhr Abends bei hellstem Mondenschein großer Zapfenstreich. Der Abendnebel hüllte Freund und Feind in seinen Schleier. Paris blieb ruhig; es hat den jour mandit, die heure suprême ohne Convulsionen überstanden, wie wenig Aussicht hiefür auch gestern vorhanden zu sein schien.

Morgen Mittag verlassen nun nach einer vom Kaiser abzunehmenden Parade in Longchamps unsere Truppen Paris im Einklang mit dem Wortlaut der Friedensacte. Deutschland nimmt seine Söhne wieder zurück und wird sie mit offenen Armen, mit Freudenthränen empfangen. Viele werden fehlen und manches Mutterherz wird von Neuem bluten, manches Mutterauge wird sich von Neuem feuchten, wenn es die Söhne der Anderen zurückkehren sieht; aber was Gott der Familie genommen, das hat er dem Vaterlande tausendfach gegeben, und unvergeßlich

werden die Namen Derer sein, die zu seiner Ehre, seiner Größe ihr Leben dahin gegeben!

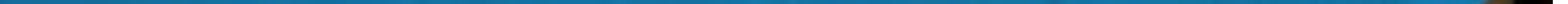
So schloß heute mit diesem neuen Einzuge der Deutschen in Paris die Geschichte einmal wieder ihre Acten.

Ich schließe mein Buch.

Druck von W. Moeser in Berlin.

Berlin.

Druck von W. Moeser.



Im Verlage der **Hausfreund-Expedition** (E. Grätz) in **Berlin**, Alte Jacobsstraße 15, sind folgende höchst empfehlenswerthe Werke erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen, in jeder guten Leihbibliothek vorräthig:

Hiltl, George, Das Geheimniß des Fürstenhauses. Historischer Roman. 2 Bände . . . . . 2 1/3 Thlr.

——— Unter der rothen Eminenz. Historischer Roman. 2 Bände . . 2 1/3 Thlr.

——— Die Bank des Verderbens. Historischer Roman. 4 Bände . . 5 1/3 Thlr.

——— Eine Cabinets-Intrigue. Historischer Roman. 2 Bände . . 2 2/3 Thlr.

Temme, J. D. H., Bankrott. Roman. 2 Bände . . . . . 2 2/3 Thlr.

Feydeau, Ernst, Die Gräfin Chalis. Ein Sitten-Roman . . . . . 25 Sgr.

——— Die Schrecken der Liebe. Ein Sitten-Roman . . . . . 20 Sgr.

Reinhardt, Carl, Dintenklexe. Humoristische Skizzen. 2 Bände . . . 1 1/3 Thlr.

Ring, Max, Götter und Götzen. Roman. 4 Bände . . . . . 5 1/3 Thlr.

Spielhagen, Friedr., Hammer und Ambos. Roman. Abdruck im Hausfreund . . . . . 1 2/3 Thlr.

Druck von W. Moeser in Berlin.

Berlin.

Druck von W. Moeser.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wachenhusen, Hans,

Tagebuch vom französischen Kriegsschauplatz 1870-1871

Bd.: 1

Berlin [1871]
Eur. 694 d-140,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11003927-0